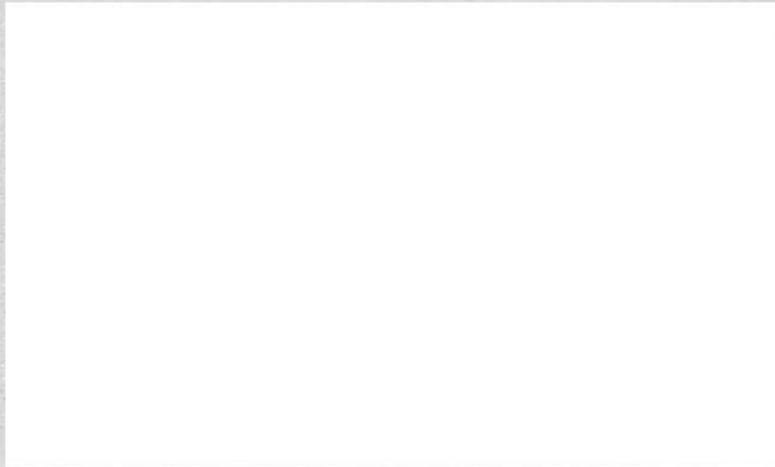


HEIMATBUCH

DES KREISES ST. WENDEL

1957 | 1958



Heimatbuch

DES KREISES ST. WENDEL

1957/1958

7. Ausgabe

EIN VOLKSBUCH
FÜR HEIMAT- UND VOLKSKUNDE
NATURSCHUTZ
UND DENKMALSPFLEGE

vom Landrat des Kreises St. Wendel



Textgestaltung: Hans Klaus Schmitt, St. Wendel
Herstellung: St. Wendeler Buchdruckerei und Verlag, St. Wendel

Nachdruck und Übersetzung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung
des Herausgebers gestattet

Vorwort

Am Weihnachtsfest 1958 tritt die neue Folge unseres Heimatbuches wieder ihren Weg in die Dörfer und Familien unseres Kreises an, um dort von Vergangenheit und Gegenwart, vom Leben und Weben unserer Bevölkerung zu erzählen und zu berichten.

Der wieder mit viel Geschick zusammengestellte interessante Inhalt findet sicherlich den Beifall aller aufmerksamen Leser.

Unser Heimatbuch ist im wahren Sinne des Wortes ein Kunder der Schönheiten der Heimat geworden und soll diese Aufgabe auch diesmal wieder erfüllen.

Möge das schlichte Buch überall offene Aufnahme finden und allen Lesern Wissen um die Heimat sowie Freude und Erbauung schenken.

Landrat des Kreises St. Wendel

Das Heimatbuch enthält

Vorwort	Landrat Dr. Schütz	5
Tradition und Gegenwart	Karl J. Backes	9
Verblühende Linde	Carl L. Schaffner	12
Eine Beschreibung des oberen Ostertales aus dem Jahre 1588	Kurt Hoppstädter	13
Das Kreuz am Wege	*	23
Osterreichisches Kriegsvolk im Kloster zu Tholey	H. K.	24
Märzabend / Gedicht	Rudolf Just	26
Das Wappen von Tholey im Lichte der Geschichte des Ortes und der Abtei St. Mauritius	P. Ambrosius Stock OSB	27
Untertanen-Zählung des Oberamtes Schaum- burg vom Jahre 1790	*	34
Theobert d'Hame, Abt zu Tholey (1730—1759)	Hans Klaus Schmitt	35
Der Buchfink	Richard Gerlach	47
Für wen schuf Deine Güte . . . / Gedicht . . .	Joh. Wilh. Ludw. Gleim	49
Dörrenbach im Ostertal. Das Dorf und seine Flur	Dr. Karl Mathias	50
Des Hauses Krone	Jeremias Gotthelf	56
Neuordnung der Feldflur durch das klassische Umlegungsverfahren unter besonderer Be- rücksichtigung der Gemeinde Dörrenbach . . .	Josef Kolling	57
Zur Erinnerung an Jakob Kneip	*	60
Die Kapelle in der Stille	Hermann Brill	61
Die stillen Wunder einer kleinen Welt	Carl L. Schaffner	62
Bannbeschreibung des Dorfes Oberlinxweiler aus dem Jahre 1741	Dr. Ludwig Prinz	63
Zum Abend / Bild: Der Molkenborn bei Urexweiler	Peter Aumüller	71
Die gebannten Kirchendiebe	Hans Klaus Schmitt	72
Bei Louis Pink zu Gast	Karl Schwingel	74
Mütter singen mit ihren Kindern	M. S.	81
Brandkatastrophen im alten St. Wendel . . .	Hans Klaus Schmitt	82
Das deutsche Haus	Jeremias Gotthelf	84
O, du schöne Zeit	Wilhelm Raabe	85
Die Entwicklung des Vogteirechtes	Anton Delges	86
Das lustige Schneiderlein von Urexweiler . .	Jakob Brehm	88
Das Wappen der Gemeinde Otzenhausen . . .	*	89
Zwei Grabdenkmäler der Familie von Söttern im Wendelsdom	Max Müller †	90

Die Pietä in der St. Annakirche zu St. Wendel	Hans Klaus Schmitt	93
Aus: „Gestalten und Gedanken“	Peter Wust	94
Zwei St. Wendeler am Lebensweg des bedeutenden Philosophen		
Das gesunde Kind	*	108
Ruhe ist des Bürgers Pflicht	Hans Klaus Schmitt	110
Die Mutter des St. Wendeler Pastellmalers Nikolaus Lauer	*	113
Ursula und das Tagebuch	L. M.	114
Die Sage vom schwebenden Heuwagen . . .	nach Lohmeyer	116
Lehrerseminare in St. Wendel	Bernhard Krajewski	117
Der wilde Jäger des Bosenberges	Hans Klaus Schmitt	121
Kiefer und Lärche	Hermann Brill	123
Die unblutige „Belagerung“ der Stadt St. Wendel im Jahre 1832	Julius Otto Raths	124
Heimkehr vom Felde	Ludwig Richter	129
Freisen unter der Herrschaft Werdenstein .	Josef Becker	130
Großvater und Enkel	Brüder Grimm	132
Beitrag zur Geschichte des „Bohmentals“ . .	Nikolaus Schütz	133
Wachtelschlag / Gedicht	Jakob Kneip	137
Falschgeld aus Nohfelden	Erhard Dehnke	138
Mit dem Postomnibus durch den Kreis St. Wendel	Hans Klaus Schmitt	143
Wie lange dürfen wir Geißen noch meckern	Adolf Hermes	145
Die Uhr aus der Römerzeit	Richard Dickmann	148
Porträt einer guten Frau: Schuschder-Bärwel	Hermann Brill	153
Alte Brücke über den Betzelbach	*	157
Der „Honigsäckel“	Karl Schwarz	158
Liebeskummer / Volkslied aus dem Kreis St. Wendel	*	160
Burg Lichtenberg	*	161
Mein erster Maibaum	Richard Dickmann	162
Der gekränkte Patriot	Rudolf Just	164
Vetter Fritz aus Nonnweiler	Antonius Jost	169
Zur Geschichte des Dorfes Mainzweiler . . .	Berthold Welter	173
Verwaltungsbericht des Kreises St. Wendel . .		181

BILDERNACHWEIS

Mia Münster: S. 46, 50, 110, 120, 122, 124, 127, 131, 139, 161, 175. Hermann Brill: S. 61, 71, 85, 109, 123, 147. Karl Schwingel: S. 74, 76, 77, 79. Dr. K. Mathias: S. 51, 52, 53, 54, 55, 56. Bernstein: S. 19, 144. M. Hauptenthal: S. 17, 157. Kreisarchiv: S. 27, 91. Kurt Hoppstädter: S. 14. Walter Hannig: S. 23. Photo-Sträuli, Zug: S. 73. Photo-Scherer: S. 37. Berthold Welter: S. 178. Stadtarchiv St. Wendel: S. 82. Amt Nonnweiler: S. 89. Pfarramt St. Anna: S. 93. Dickopf-Siegburg: S. 113. Ludwig Richter: S. 115, 129. E. Dehnke: S. 141. Stadtbibl. Metz: S. 45. A. Hermes: S. 145. Privat: S. 47, 94, 137.

Die Heimat lädt dich ein

VON MAX MELL

Die Heimat lädt dich ein,
Sei zu ihr lieb!
Es könnte einmal sein,
Es könnte einmal sein,
Daß nichts dir blieb.

Daß Lockung log und Glast,
Die Ferne starrt so leer;
Was du gewonnen hast,
Was du gewonnen hast,
Kennst du nicht mehr.

Die Heimat ließ dich nicht!
Und sei es, daß du erst
Zu ihr im Abendlicht,
Zu ihr im Abendlicht
Aufatmend wiederkehrst.

Sie zeigt mit keuscher Kraft
Dir ihre traute Welt,
Und drüber riesenhaft,
Und drüber riesenhaft
Ihr Sternenzelt.

Tradition und Gegenwart

VON KARL J. BACKES

Die Volkshochschule St. Wendel verband mit ihrer Eröffnungsfeier am 1. 10. 1957 in der Aula des Gymnasiums Wendalinum in St. Wendel die Erinnerung an die vor 625 Jahren erfolgte Stadtwerdung St. Wendels. Wir veröffentlichen nachfolgend den 2. Teil des Festvortrages, den Redakteur Karl J. Backes bei dieser Feier zu dem Thema „Tradition und Gegenwart“ hielt.

Die Blätter der Geschichte unserer Stadt sind — es ist nicht zu übersehen — selbst wenn man sie flüchtig und rasch umblättert, mit viel Tränen und Leid geschrieben. Aber auch das ist nicht zu übersehen, daß sich die Stadt aus jeder Erniedrigung, aus jedem Zusammenbruch, aus Not und Sorge, gestützt auf ein gesundes, mächtiges Bürgertum, immer wieder emporarbeitete und bei allen Schlägen, die das Schicksal bereithielt, nie kapitulierte.

Ich möchte glauben, daß das Geheimnis dieser Kraft, die zugleich der magnetische Kernpunkt des Begriffes der Tradition unserer Stadt ist, in drei Dingen liegt:

1. in einem starken Gottvertrauen,
2. in einem ausgeprägten Gemeinschaftssinn und
3. in einer tiefen Heimatliebe.

Das Gottvertrauen als sichtbares Zeichen unverfälschter Gläubigkeit offenbart sich in der Verehrung des hl. Wendalinus. Das Wissen um Segen und Hilfe des Heiligen in jeder Notlage — nicht nur im bäuerlichen Bereich — war Ansporn und Antrieb zur Entfaltung von immer neuen Anstrengungen und Leistungen. Das Bewußtsein, den Heiligen in ihrer Mitte zu haben, hat nicht nur schon sehr früh unseren Vorfahren eine sehr eigen geprägte verpflichtende Haltung gegenüber ihrer Umwelt aufgedrückt, sondern sie auch zu gewissenhaften und wenn es sein mußte, kämpferischen Hütern seiner Grabstätte werden lassen. Aus dieser Haltung keimten Stolz und Opferfreude. Nur aus ihnen heraus ist auch der Bau des Wendelsdomes zu erklären. Seine Mauern wurden emporgerichtet von einem kleinen Gemeinwesen, das eben erst Stadt und Marktflecken geworden war, das gewiß noch keine Reichtümer gebortet und noch keine Familien mit großem Besitz aufzuweisen hatte. Wenn trotzdem mit diesem Bau die eindrucksvollste architektonische Leistung des 14. beziehungsweise 15. Jahrhunderts in unserer Saarheimat vollbracht wurde, dann können wir Menschen des 20. Jahrhunderts nur staunend Gesinnung und Werk jener Generation bewundern und anerkennen. Aus dem Gottvertrauen unserer Vorfahren formte sich St. Wendel als Wallfahrtsstätte und religiöses Zentrum eines weiten Umlandes. Dieses Gottvertrauen war der Anker, der immer wieder im schwankenden Her und Hin schwerer Zeiten sichere Geborgenheit gewährte.

Auch in unserer Zeit gehört uneingeschränktes Gottvertrauen zu jenen christlichen Tugenden, die im Wirrwarr und der Unruhe unserer innerlich zerrissenen und äußerlich so oberflächlich gewordenen Zeit Sicherheit und Halt geben. Nur muß dieses Gottvertrauen aus der Sphäre der historischen Tradition herausgehoben und zu wahrhaft lebendigem, das heißt: wirkendem Besitz in unserem Alltag werden.

Als zweites hervorstechendes Merkmal nannte ich den Gemeinschaftssinn unserer Vorfahren. Der Sinn für das allen Gemeinsame ist schon sehr früh recht ausgeprägt. Zugleich entwickelt sich damit die Idee der Gemeinschaft als Gewißheit, daß sich einer auf den anderen verlassen, daß einer der Hilfe des anderen gewiß sein könnte und daß alle zusammen ein gemeinsam Verpflichtendes, nämlich den Dienst zum Wohle des Ganzen hätten. Nur aus dem Gedanken des Gemeinschaftsbewußtseins sind viele Taten der Vergangenheit zu verstehen und zu begreifen. Sicherlich: Not schweißt immer zusammen. Aber nur dort wird eine echte Gemeinschaft aus dem Zwang der Notwendigkeit geboren, wo über den Augenblick und seine Erfordernisse hinaus tiefer gehende Bindungen vorhanden sind. Diese Bindungen sind im alten St. Wendel vielfach zu finden. So hören wir, daß bei kriegerischen Ereignissen Waffenhilfe von Bürgern der umliegenden Ortschaften geleistet wurde. Es werden Schützen und Reiter gestellt. Gleichzeitig aber öffnet St. Wendel selbst seine Tore zur Aufnahme der Bevölkerung der Dörfer, wenn Heerscharen heranziehen und wenn Plünderung und Kampf bevorstehen. Damit erweist sich die Stadt schon damals als das Haupt des ganzen Gebietes zwischen Weißelberg und Schaumberg und zwischen Spiemont und den Hunsrückhöhen.

Auf ein weiteres Moment darf ich noch aufmerksam machen: Nie ist in der Geschichte etwas von Klassenkämpfen oder von ernsthaften Gegensätzen zwischen Berufsgruppen und Ständen die Rede. Sonstwo bedurfte es einer langen Zeit, um das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Bürger zu festigen, — in St. Wendel hat ein ausgeprägter Gemeinschaftssinn bereits vor Jahrhunderten jenen Zustand hervorgebracht, der dem modernen Leben unserer Tage sein Gepräge gibt. Nur auf der Basis eines Gemeinschaftssinns ist eine fruchtbringende Entwicklung auf den verschiedenen Gebieten des so vielschichtigen Gesellschafts- und Wirtschaftslebens möglich.

Ich sprach drittens von der großen Heimatliebe, deren Spuren in der St. Wendeler Vergangenheit im hellen Licht aufleuchten. Es ist interessant, daß die Zuwanderung nach St. Wendel zu allen Zeiten unverhältnismäßig groß war und daß der Zuwachs nicht nur aus den ländlichen Gemeinden kam, sondern auch aus anderen Ländern, wie aus Frankreich und Italien. Ob es sich dabei um Soldaten, Händler, Kaufleute oder Handwerker handelte — sie fanden eine gastliche Bleibe, und sie waren sehr bald eingebürgert. Die Liebe und Anhänglichkeit der Bevölkerung an die Stadt und an die Heimat strahlte auf sie aus und zog sie in ihren Bann. Bezeichnend dürfte für diese Heimatliebe auch sein, daß selbst in den Epochen der Auswanderungen

im 18. und 19. Jahrhundert aus St. Wendel selbst viel weniger Einzelpersonen und Familien fortzogen als aus den Städten und Dörfern der Nachbarschaft.

Die Liebe zur Heimat drückt sich zugleich auch in einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit an Volk und Vaterland aus. Zu den Zeiten einer Fremdherrschaft ist gerade in unserer Heimatstadt das Bewußtsein der Treue zur Heimat lebendig gewesen. Aus ihr fanden mutige Männer immer wieder die Kraft, ein hartes Geschick zu wenden. Aus ihr fließt auch in unseren Tagen ein unversiegbarer Strom des Ansporns, der Energie, des Elans und des Willens, Fortschritt und Entwicklung im Dienste der Heimat zu intensivieren und damit aufbauend auf dem Vergangenen das Zukünftige zu schaffen.

Tradition muß uns mehr sein als bloß Herkömmliches und Überliefertes, mehr als schablonenhafte Nachahmung. Wenn die Vergangenheit in unserer Zeit zu einer fruchtbaren Wirkung gelangen soll, dann muß uns die Tradition bewußt werden als die Ausprägung einer speziellen Eigenart, durch die die Verbundenheit mit der alten Zeit eine wesenhafte Gestaltung der Gegenwart erzeugt. Die hohen sittlichen und ethischen Werte der Vergangenheit werden auf diese Weise auch in der Gegenwart sinnvoll lebendig bleiben.

Die Gefahren der Aushöhlung der Tradition und damit ihres Verlustes für unsere Zeit und die uns gestellten Aufgaben sind indessen groß. Der moderne Mensch hat weitgehend die enge Bindung, wie sie noch unsere Großväter mit der jeweils vorhergehenden Generation aufwiesen, verloren. Das Zeitalter der Atomenergie hat eine Gewichtsverlagerung nicht nur nach außen, sondern auch nach innen mit sich gebracht, die jeden um die echten menschlichen Werte Besorgten alarmieren muß.

Nicht die Tatsache erregt Besorgnis, daß wir weitgehend das Gefühl der Verbundenheit mit der Vergangenheit verloren haben, daß wir kaum noch Verständnis aufbringen für das Lebensgefühl vergangener Geschlechter, sondern daß uns angesichts des Rauschs der Geschwindigkeit, die den Menschen unserer Zeit in ihren wirbelnden Kreis gezogen hat, nicht mehr Geist, Gemüt und Herz entscheidende Faktoren zu sein scheinen, sondern die seelenlosen Bezirke einer mehr und mehr technisierten Welt. Wo das Kraftfahrzeug über die Straßen rast, wo die Flugzeuge am Himmel dahindonnern, wo wir am Fernschiirm Ereignisse aus meilenweiten Entfernungen im gleichen Augenblick, da sie geschehen, miterleben können, scheint kein Platz mehr vorhanden für die Besinnung auf die Tradition. Und doch: Nur aus einer solchen Besinnung werden wir die zermürbende Hast und die quälende Unruhe, die lastende Angst und die brennenden Nöte unserer Tage überwinden und einen echten Fortschritt erzielen können.

St. Wendel als alter Wallfahrtsort, als Stadt der Schulen und geistiger Mittelpunkt, als Zentrum eines gewerbefleißigen und wirtschaftlich regen Umlandes bedarf dieses echten Fortschritts um so mehr,

als die politische Konstellation der letzten Jahrzehnte ihm manche Beengung und Beschränkung auferlegte. Wenn das Gedenken an die Stadtwerdung vor nunmehr 625 Jahren in einer allseitigen Verlebendigung der großen und stolzen Tradition einmündet, dann dürfte Ziel und Zweck dieser Stunde, aber auch Ziel und Zweck jener Feierwochen vor 25 Jahren in einer in vielem zwar ähnlichen, in entscheidenden Merkmalen aber völlig neuen Umwelt erreicht werden:

Die Förderung von Handel und Verkehr und damit die Mehrung des Wohlstandes der Bevölkerung, gleichzeitig aber auch eine Mehrung der geistigen Substanz als des Mutterbodens, aus dem jede menschliche Leistung wächst.

Gerade dieser Aufgabe aber dient jene Institution, deren Eröffnung für Stadt und Land St. Wendel heute erfolgt, der Volkshochschule. Daß die Stadtverwaltung den Auftakt der Arbeit der Volkshochschule unter den Aspekt der Erinnerung an die Stadtwerdung stellte, will mich mehr als nur ein schönes Symbol dünken. Es ist die Betonung und die Herausstellung des geistigen Primates im menschlichen und damit auch im gesellschaftlichen Leben, jenes geistigen Primats, dem auch in der langen Geschichte unserer Vaterstadt so viele hervorragende Männer, Geistliche, Gelehrte, Künstler, Verwaltungsexperten und Kaufleute huldigten, jenes geistigen Primates, das letztlich jedem menschlichen Tun, soll es von Wert und Bestand sein, sein Signum aufdrücken muß.

Verblühende Linde

*Verlieren sich des Sommers Schritte schon in heller Nacht
und rauscht das Wasser dunkel dort am alten Steg —
träumst Du noch einmal, was der lichte Tag gebracht,
Dein Tag und seines Wanderns, ach so kurzer Weg.*

*Du träumst — vom Leben, das Dich tausendfach
umschäumt in Deiner Blüten weitem Dom —
Du träumst, was sich geborgen unter Deiner Blätter Dach,
gesättigt von des Nektars süßem Strom.*

*Du träumst noch — wenn der Blüten duftig großes Heer
erstirbt zur Frucht in der Gezeiten hartem Ring —
Doch war's nicht, daß beim Träumen, wie von ungefähr,
ein tiefes Seufzen durch die Blätter ging?*

Carl Ludwig Schaffner

Eine Beschreibung des oberen Ostertales aus dem Jahre 1588

VON KURT HOPPSTÄDTER

Nicht allein die beiden Weltkriege haben die Landesgrenzen in unserm Raum gründlich geändert. Vor allem die 1789 begonnene französische Revolution hat die alten, jahrhundertlang bestandenen Grenzen zwischen den vielen kleinen Herrschaften radikal beseitigt.

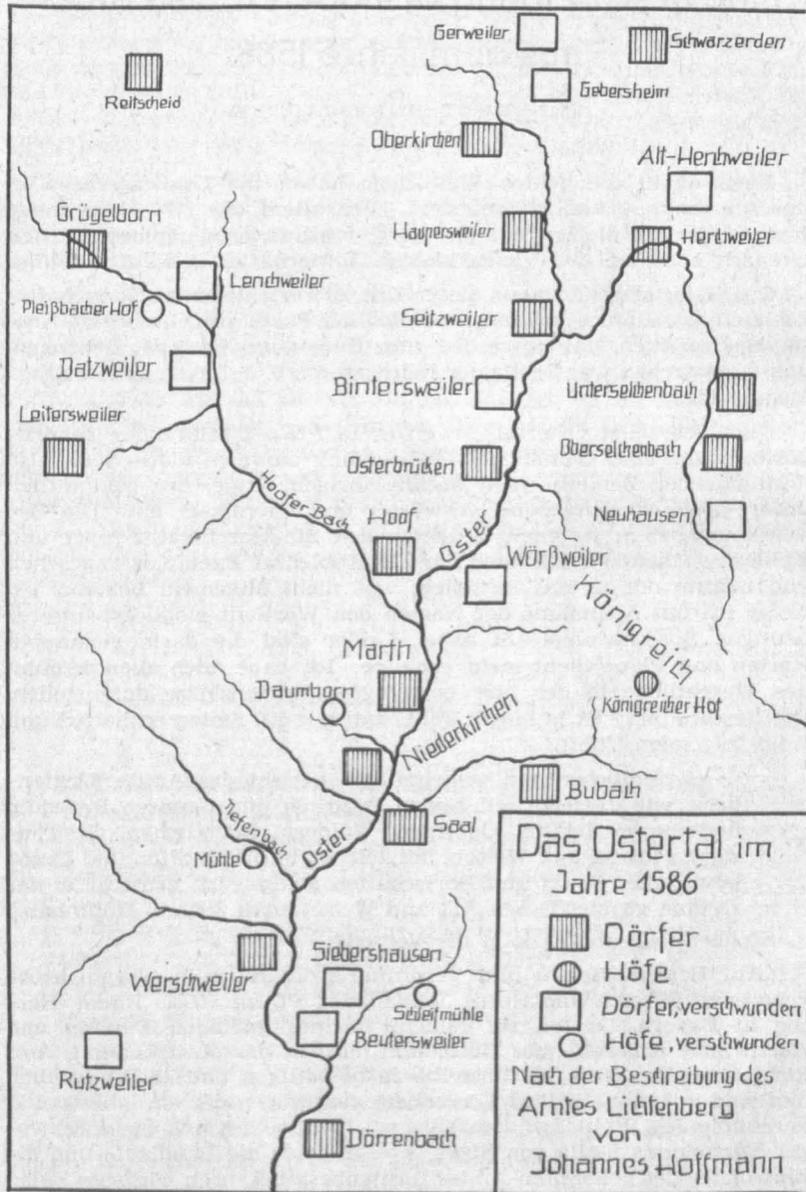
Das Ostertal gehörte vor dieser Zeit zu verschiedenen Herrschaftsgebieten, das untere Tal bis einschließlich Fürth zur Grafschaft Nassau-Saarbrücken, das obere Tal zum Herzogtum Pfalz-Zweibrücken, und Oberkirchen war Besitz der Reichsgrafen v. d. Leyen, die in Blieskastel saßen.

Über das obere Ostertal, soweit es zu Pfalz-Zweibrücken gehörte, besitzen wir eine gründliche Beschreibung aus dem Jahre 1588, also noch aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Krieg, der bekanntlich unsere Heimat weitgehend verwüstet und entvölkert hat. Die Beschreibung ist in je einem Stück in den Staatsarchiven Speyer und Koblenz vorhanden. Ich habe mir das Koblenzer Exemplar angesehen und möchte daraus das mitteilen, was nicht allgemein bekannt ist, wobei ich mit Ausnahme der Namen den Wortlaut möglichst unserer heutigen Sprache angepaßt habe. Leider sind die darin genannten Karten und Pläne nicht mehr erhalten. Ich habe mich aber bemüht, das Wesentliche in der hier beigefügten Kartenskizze darzustellen. Die Beschreibung ist in einem Folioband mit 400 Seiten enthalten und trägt folgenden Titel:

„Gründlicher und wahrhaftiger Bericht des Amtes Lichtenberg, wie dasselbe mit seinen Bezirken und Grenzen inwendig und auswendig mit Gebirgen, Wäldern, Rodbüschen, Gesträuchen, Flüssen und Wiesen, desgleichen auch mit alten und neuen bewohnten Orten und Dorfschaften gelegen ist, gemacht in der rechten geometrischen Art und Weise durch Johann Hoffmann.“

So der Titel, und es folgt die Vorrede:

„Auf Begeh, Befehl und Verordnung des durchläuchtigen, hochgeborenen Fürsten und Herrn Johannssen, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern, Grafen zu Veldenz, meines gnädigen Fürsten und Herrn habe ich, Johannes Hoffmann, mich in das obengenannte Amt Lichtenberg begeben, um dasselbe zu besichtigen und zu beschreiben und sind mit mir als dazu Verordnete ausgezogen der ehrenhafte und vornehme Jost Pfeil, Landschreiber zu Lichtenberg und mein Schwager Tilemannus Stella von Sigen, welche beide die Landleute und die Einwohner des genannten Amtes Lichtenberg bei ihren höchsten Eiden und Pflichten, womit sie dem hochgedachten unserm gnädigen Fürsten



und Herrn verwandt sind, fleißig und ernstlich ermahnt haben, daß sie auf alles desjenige, so man in dieser Sache von ihnen zu wissen begehrt, gründlichen und wahrhaftigen Bericht tun sollen, wie sie dasselbe von ihren Eltern gehört und empfangen haben. Es ist aber diese Arbeit des Durchziehens und der Besichtigung angefangen im Jahr Christi, unseres Herrn und Seligmachers tausendfünfhundertfünfundachtzig, am 24. Mai und ist vollendet worden im Jahr tausendfünfhundertachtundachtzig am 11. Tag des Monats Mai. In dieser Zeit sind mit der Bereisung und dem Verzeichnis des genannten Amtes 47 Wochen, mit der Herstellung des Aufrisses (= die leider nicht mehr erhaltene Karte) und Anfertigung des Amtsberichtes und Buchs ein Jahr und 14 Wochen und die übrige Zeit mit Feiern der Sonntag, Festzeiten und Unwetter halber, auch mit Hin- und Herziehen und anderen Geschäften, so mir daneben aufgelegt sind, zugebracht worden.“ Hoffmann betont weiter, sie hätten alles selbst in Augenschein genommen, dann die Karte gezeichnet und diesen Bericht verfertigt. Er gibt auch das verwendete Maß an, und zwar wird nach dem „Zweibrücker Werkschuh gemessen, welcher auch in dem Verzeichnis des Amtes Zweibrücken und der Kellerei Kirkel ist gebraucht worden.“

Die Beschreibung beginnt mit den „Schultheißenämter“, die zum Amt Lichtenberg gehören. Es sind:

- 1) das Niederamt zu Ulmeth,
- 2) das Pfeffelbacher oder Diedelkopffer Amt,
- 3) das Baumholder Amt,
- 4) das Concker Amt,
- 5) das Berßweiler Amt,
- 6) der Burgfrieden zu Lichtenberg,
- 7) die Stadt Kusell.

Das Ostertal gehörte zum Amt Konken. Es werden folgende dazugehörige Orte aufgezählt: Wirßweiler, Zum Saal, Niederkirchen oder Margreten Ostern, Daumborn, Wörßweiler, Markt, Brücken, Herchweiler, Zum Hof, Leutersweiler, Krügelborn, Schwartz Erden, Reichweiler, Selchenbach, Langenbach, Boppach, Concken, Herßweiler, Pfedersheim, Croftelbach, Ombach, Beutersweiler („ist eine alte, vergangene Hofstatt“).

Man sieht, abgesehen von der anderen Schreibweise der Namen werden auch Orte genannt, die heute verschwunden sind. Aber davon nachher weiteres. In Hoffmanns Bericht folgt die Beschreibung der Grenzen von Grenzzeichen zu Grenzzeichen mit Längenangaben und allen Einzelheiten. Natürlich kann sie hier nicht in ihrer ganzen Umständlichkeit wiedergegeben werden; nur auf das eine oder andere sei kurz eingegangen. Als Grenzzeichen dienen markante Bäume, bemerkenswerte unbebaute große Steine, Steilabhänge, Bachufer usw. Behauene Grenzsteine sind nur wenige vorhanden. Solche finden sich — drei Steine zwischen Bubach und Fronhofen (von zweien wird gesagt, ein Gerichtstein hat 3 Kreuze, der dritte hat „nur ein Kreuz“). — ein Stein zwischen Breitenbach und Dörrenbach (ist 1582 gesetzt

- worden, darauf sind beide Wörter Pfaltz und Nassaw gehauen“),
- vier Steine zwischen Dörrenbach und Werschweiler (einer „wird der Stein zu Bleißbach genannt, sollte 1582 gesetzt werden, ist aber nicht geschehen“),
- vier „unge setzte“ Steine zwischen Werschweiler und Fürth,
- ein Stein zwischen Leitersweiler und St. Wendel („ein Gerichtstein, stehet wohl 3 Schuh hoch über der Erde und auch wohl so tief in der Erde, oben ist er geformt wie ein Dach eines Hauses, daran ist auf einer Seite gegen St. Wendel ein solches Wappen und darüber die Zahl 1402 gehauen“),



- ein Stein zwischen Grügelborn, Urweiler und Roschberg („ein Gerichtstein, wird der lange Stein genannt, darum, daß er so lang, nämlich wohl 4 Schuh hoch über der Erde und auch wohl so tief unter der Erde steht, an welchem 2 Wappen gehauen sind, das eine auf der Seite gegen das Amt Lichtenberg, das andere auf der anderen Seite gegen St. Wendel zu. Was es aber für Wappen sind, kann man nicht erkennen, denn sie durch das Gewitter verzehret und vom Regen abgewaschen sind und muß zweifelsohne ein sehr alter Stein sein“),
- zwei Steine zwischen Schwarzerden und Oberkirchen („einer davon soll ein sehr alter Stein und in 400 Jahren nicht gesetzt sein“),
- ein Stein zwischen Schwarzerden, Reichweiler und Oberkirchen, dann 38 neu zu setzende Gerichtsteine mit der Jahreszahl 1587 zwischen Reichweiler, Eckersweiler und Freisen (außer der Jahreszahl durch L = Amt Lichtenberg und F = Freisen gekennzeichnet); zusammen sind das auf der langen Strecke zwischen Bubach und Schwarzerden nur 17 schon vorhandene, zum Teil aufrecht stehende, und 38 neu gesetzte Steine.

Verfolgen wir nun den Grenzverlauf (die genannten Flurnamen sind angegeben) und beginnen damit bei Kröttelbach, wo „eine Landstraße hart vorbei aus dem Reich von Kayßers Lauttern von Kübelberg heraus gen Oberkirchen, St. Wendelin und auf die Oster geht“. Dann geht die Grenze „zur linken Hand der hohen Straße, die von Lichtenberg über die Höhe hin nach Hechen geht“ — es folgt „das Königreich, ist ein Ort Landes also genannt, gehöret dem Grafen von Nassau zu Ottweiler, der hat die hohe Obrigkeit, den Zehnten, das Jagen und andere Gerechtigkeit mehr darauf, es liegt zwischen den Dörfern Boppach, Markt, Osterbrück und Selchenbach und hat seine besondere ausgesteinte Gemarkung darum her“,

- zwischen Boppach (= Bubach) und Fronhoffen („Ackersberg, Enten Pfulen“),
- zwischen Boppach/Saal und Fronhoffen/Breidenbach („Sehrbächelchen, weiter unten die Lauppach = Labach genannt, in Mohrseitters, Graißwald oder Griefßwald, Langwieser Born, beim alten Kalkofen, Haselborn, Rottersberg, Angelgrund, Luntzesweyher, Siebershausen, Weyerchen“),
- zwischen Saal und Dörrenbach („Feltzbach, Feltzborn“),
- zwischen Wirßweiler (= Werschweiler) und Dörrenbach („Weißwiesen, Hackersgraben, uffem Birgel oder Hubecken“),
- zwischen Wirßweiler und Virtt (= Fürth) („Dankelsbach, Kirschbusch, Beckers Wald, Gäntzers Wald, Seitters, Bleikers Wald, uffm Stach, Willerborn“),



Oberkirchen

- zwischen Niederkirchen und St. Wendelin (hier liegt ein Stück Land „darum streiten sie und hält der strittige Platz kaum ein paar Morgen Landes. Diese Irrungen haben die Wendelischen ungefähr vor 5 oder 6 Jahren erstmals strittig gemacht, dazu sie doch im geringsten kein Fug und Recht haben, wie die von Niederkirchen berichten, weil sie, die Niederkircher, allewegen weit über Menschen Gedenken im ruhigen Besitz des Ortes gewesen und noch hoffentlich sein wollen. Sie sind auch von den Wendelischen niemals angefochten worden, bis ungefähr vor 5 oder 6 Jahren, als die

Pest in der Zeit der Kornernte dermaßen und so geschwind in ihrem und den benachbarten Dörfern gewütet hat, daß sie ihre Körner nicht haben einsammeln können, da sind die von St. Wendelin zugefahren, bevor die, so auf demselben Ort begütert gewesen, das Korn abgeschnitten und haben es ohne deren Vorwissen in ihren Gewahrsam geführt. Nun meinen sie, weil man ihnen damals nicht hat wehren können, so wären sie in den Besitz und Gebrauch dieses Ortes gekommen“),

- zwischen Niederkirchen und Leutersweiler („Bunendell, Boßen Berg, im Hähn, Heielfeld, Hörßberg“),
- zwischen Krügelborn und Orweiler (= Urweiler),
- zwischen Krügelborn und Roßberg (die Grenze läuft „dem Weidenborn Bächelchen nach hinunter bis in das Dorf Krügelborn und teilet dieses Flößlein das Dorf Krügelborn mit dem Hochgericht voneinander, daß also, was zur rechten Hand des Baches *) ins Amt Lichtenberg gehört, aber was zur linken Hand daran rühret, den Grafen von Oberstein als lothringisches Lehen zuständig ist“),
- zwischen Krügelborn und Leutersweiler („Schartzbach, Bleißbach, Betzelbach“),
- zwischen Hoff und Oberkirchen („Dierte Rod, Saliß oder Alleß Waaßen ist ein raum Feld, strecket sich weitaus, auf welchem folgende Dörfer mit ihren Bäumen zusammen kommen, als nämlich Hoff, Bruck (= Osterbrücken), Haubertsweiler und Seitsweiler ... haben keinen Sonderstreit; ein jeder weiß das Seinige, wo er wendet und kehret, Große Borns Glam“),
- zwischen Bruck, Seitsweiler und Hauppertsweiler („Hochrinkelsborn“),
- zwischen Bruck und Herchweiler („Fuß Glam, Wald Vollmerstall, dem kleinen Bächelchen nach hinauf mitten durch das Dorf Herchweiler; dieser Strich teilet das Dorf Herchweiler in zwei unterschiedliche Hochgerichtsherrlichkeiten, denn der eine Teil, so zur rechten Hand bleibt, gehört in das Amt Lichtenberg, das übrige Teil ist lothringisch und gehört in das Oberkirchliche Gericht; es wird auch mit den Dörfern Seitzweiler und Hauppertsweiler als eine Gemeinde gerechnet. ... Im offerwähnten Dorf Herchweiler haben die Bauern, welche zur linken Hand des Scheideflusses auf lothringischem Boden wohnen, vor etlichen Jahren die Neuerung angefangen, demselben Flößlein seinen alten Lauf, den es von Alters her aus dem Dorf geflossen, verstopfen und es bis hinunter zur rechten Hand treiben und also die alte Scheide verrücken und irrig machen wollen. Man hat ihnen aber das mit nichten gestattet, sondern alsbald zugefahren, den Damm weggerissen und dem Flößlein alten Gebrauch und Herkommen nach seinen rechten Lauf wieder eröffnet“),

*) Bei Hoffmann ist der Bach weiblichen Geschlechts wie heute noch in der Mundart — Statt „der Bach“ sagt er also „die Bach“.

— zwischen Schwarzerden und Oberkirchen („Entenpfuhlergrund, Bromesloch, Reierswald, in der Hellen“).

Nach der Grenzbeschreibung folgen die Verzeichnisse der Täler, der Brunnen, der Bäche, der Weiher, der Rodbüsche, der Wälder und der Gebirge, die im einzelnen nicht behandelt werden sollen. Bemerkenswert ist bei den Brunnen nur die Anmerkung bei den oberhalb Selchenbach gelegenen Brunnen: „Diese beiden Borne stehen oben auf der Selchenbacher Höhe nicht über 60 Ruten voneinander und fällt



Niederkirchen

der eine, nämlich der Sauerborn durch den Selchenbacher Grund hinunter in die Oster, Blies, Saar, Mosel und Rhein. Der andere, der Augstborn, fällt durch den Croftelbacher Grund und folgt hinunter in den Glan, Nahe und Rhein und kommen zu Coblenz wieder zusammen.“

Und nun sollen die Dörfer und Höfe genannt werden, die heute nicht mehr bestehen und von denen schon zur Zeit des Berichtes größtenteils nur mehr Name und Lage angegeben werden konnten. Sie sind also alle schon vorher verschwunden und Wüstungen geworden mit Ausnahme der nachstehend unter Nummer 1, 6, 10, 11, 15 genannten, die später eingingen.

Folgende eingegangene Siedlungen können im oberen Ostertal nach dem Bericht festgestellt werden:

1. Die Schleifmühle lag an der Labach.
2. Siebershausen im Labachtal, nach dem das damals noch vorhandene Siebershausen Weiherchen genannt war.
3. Beuttersweiler, „die alte Hofstatt“ an der Labach kurz vor ihrer Mündung in die Oster. „Es stehen noch jetziger Zeit daselbst hohe Mauern und große Steinhaufen.“
4. Rutzweiler zwischen Werschweiler und Fürth.
5. Lenchweiler, etwa in der Gegend der heutigen Eulenmühle im Betzelbachtal.
6. Pleißbach, ein Hof an der Stelle der heutigen Bleischbacher-mühle.
7. Datzweiler, „die alte Hofstatt“ am Betzelbach am Zusammenstoß der Bänne Hoof, Leitersweiler, Oberkirchen.
8. Gebersheim, zwischen Schwarzerden und Oberkirchen.
9. Gerweiler, „die alte Dorfstatt“, wo die Bänne Reichweiler, Schwarzerden und Oberkirchen zusammenstoßen.
10. Eine Mühle (ohne Namen) im Tieffenbachtal.
11. Wörßweiler, zwischen Osterbrücken und Hoof.
12. Neuhausen, „eine alte Dorfstatt, diese hat gelegen über dem Dorf Ober Selchenbach an einem lustigen Ort, nicht weit davon liegt ein Weiher, der Woog zu Neuhausen genannt; man findet noch in jetziger Zeit tiefe Gruben daselbst, so Keller gewesen sind.“
13. Alt Herchweiler, hat gelegen zwischen dem Herchweiler Bach und dem Flüslein in der Hartelswies; sind noch viele Steinhaufen daselbst. Nach Christmanns Siedlungsnamen der Pfalz wird das Dorf 1481 genannt.
14. Bintersweiler, „die alte Hofstatt, hat gelegen an der Oster zwischen den Dörfern Seitsweiler und Osterbrück“.
15. Damborn, ein Hof an der gleichnamigen Quelle bei Niederkirchen.

Zu diesen heute verschwundenen Siedlungen bleibt noch folgendes zu sagen:

Siebershausen, Lenchweiler und Gebersheim sind aus den in der Beschreibung enthaltenen Flurnamen erschlossen und waren wohl schon um 1450 eingegangen, während die damals noch bekannten, teilweise noch im Gelände erkennbaren Siedlungen Beuttersweiler, Gerweiler, Neuhausen und Alt Herchweiler wahrscheinlich um 1500 noch bestanden, aber bald danach verschwunden sind. Beuttersweiler (Büdersweiler) und Rutzweiler sind von Dr. Prinz im Heimatbuch St. Wendel 1951/1952, IV. Ausgabe, behandelt worden.

Die Schleifmühle an der Labach, die Mühle an der Tieffenbach, das Dorf Wörßweiler und der Dambornerhof sind offenbar nicht allzu lange nach der Beschreibung, vielleicht im dreißigjährigen Krieg ver-

lassen worden oder ausgestorben. An das verschwundene Dorf Wörßweiler zwischen Osterbrücken und Hoof erinnern noch heute die Flurnamen „in der Worschweiler Wieß“ und „auf dem Worschweiler Bann“ beim Bahnhof Hoof und an dem jenseitigen Hang. Diese Mitteilung verdanke ich Herrn Renner aus Osterbrücken, dem ausgezeichneten Kenner der Vergangenheit seines Heimatortes.

Mit Bintersweiler hat es eine besondere Bewandnis. Diese kleine Siedlung war im 16. Jahrhundert verlassen worden. An ihrer Stelle wurde später, vielleicht unter Herzog Christian IV. im 18. Jahrhundert, ein herrschaftlicher Hof erbaut. Er wird in dem Osterbrücker Bannbuch, das wohl um 1750 angelegt wurde und in das mir Herr Renner Einblick gab, als der Herrschaft gehöriger Hof mit Namen Bittersweiler genannt. Bemerkenswerterweise erscheinen im Bannbuch mehrere Namen dieses Hofes. Er heißt auch Büttersweiler Hof, Hüberhof, Geld- oder Bittersweiler Hof. Spätestens Anfang des vorigen Jahrhunderts ist er aufgegeben worden. Eine ganze Reihe von Flurnamen nehmen auf diesen Hof Bezug: „in der Herrenwiese, untig Büttersweiler in den langen Strängen, zu Büttersweiler, auf dem Hofacker, auf Hofwinkel“.

Der Bann des „Königsreiches“, das in der Beschreibung genannt wird, scheint damals nicht bewohnt gewesen zu sein. Nach landläufiger Auffassung ist der heutige Königreicher Hof erst von Herzog Christian IV. angelegt worden. Ob das richtig ist, bliebe noch zu untersuchen.

Außerdem nennt Hoffmann noch folgende sagenhafte Orte:

16. „Im Grund Olenbach (also oberhalb von Marth) hart bei dem kleinen Dankelsborn, hat ein altes heidnisches Gebäude gestanden, wie die Bauern sagen. Daselbst haben die Heiden gewohnt, das haben sie von ihren Vorfahren gehört. In derselben Gegend herum findet man noch bisweilen alte heidnische Münzen in den Feldern.“
17. „Im Osterhall (wahrscheinlich verschrieben für Ostertal) über dem Dorfftaal (wahrscheinlich verschrieben für „Dorff Saal“) liegt ein rundes Wäldchen, das Ortegefell genannt. Davon sagt man als wahr, daß bei diesem Wäldchen ein herrliches schönes Kloster gestanden haben soll, welches untergegangen und in den Abgrund versunken ist wegen des gottlosen und heillosen Leben, so sie im selben Kloster geführt haben. Es ist noch heutigen Tages daselbst zu sehen, daß es nicht ohne ist. Es muß ein großes Gebäude da gewesen sein, weil der Umfang der Grube, darin es gesunken ist, so weitläufig und groß ist. Der Ort ist unheimlich, und es ist nicht gut, dort bei Nacht zu wandern, da die bösen Geister sich bisweilen sehen und mit Geschrei verlauten lassen.“

Endlich folgt am Schluß eine Schilderung des Mithrasdenkmals und der andern römischen Reste bei Schwarzerden:

„Das erste und vornehmste Zeugnis dieser Dinge wird in und bei dem Dorfe Schwarzerden gefunden, denn daselbst bezeugt es der

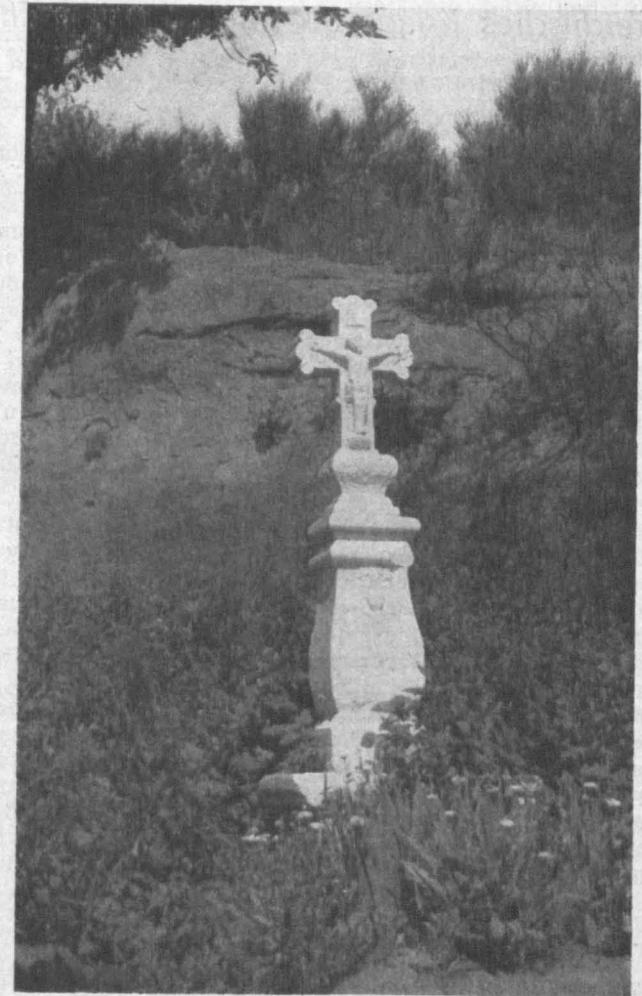
Augenschein hell und klar, daß die Heiden und Römer ihre wesentliche Wohnung gehabt und ihre Abgötterei getrieben haben, denn erstlich findet man in einem gewachsenen Felsen etliche Bilder und viele andere Dinge daneben ganz künstlich und wohl gehauen, welche sie angebetet und ihnen am selbigen Ort geopfert haben.

Das heidnische Bild wird der Wulstein genannt. Er ist 6¹⁵/₁₇ Werkschuh breit und 6¹/₄ Werkschuh hoch, etwa 2 Morgen von genanntem Dorf Schwartzerden gegen den Reyersberg zu, jenseits oder zur rechten Hand des Weges, der von Lichtenberg gegen Nauelden (= Nohfelden) gehet.

Ferner findet man diesseits des Wiesengrunds gleich gegenüber dem genannten heidnischen Stein hinter dem Dorf in den Gärten einen großen, runden, aufgeworfenen Graben gleich einem Wall. Davon berichten die Einwohner zu Schwartzerden, die es auch von ihren Vorfahren so gehört haben, daß ein heidnischer Tempel daselbst gestanden habe, in welchem Noe in einem eisernen Sarg begraben liege. Diesen Noe haben sie zur Zeit der Pest angebetet und ihm geopfert, welcher sie auch erhöret und sie bewahret, so daß, wengleich die Seuche allenthalben im ganzen Lande umher sehr gewüet, sie ihnen doch nichts hat schaden können, und es sei aus ihrem Dorf niemand gestorben. Aber seit der Tempel zerbrochen und sie ihn, den Noe, nicht mehr angebetet, haben sie gleich den andern, ja wohl gar eher herhalten müssen. Von diesem heidnischen Tempel, wie man ihn abgebrochen, sind die meisten Häuser zu Schwartzerden erbaut worden. Darunter sind viele ganze und halbe heidnische Bilder und alte römische Abschriften gewesen. Diese haben sie zerschlagen und die Stücke vermauert, wie man jetzt noch deren etliche in den Mauern an den Häusern daselbst findet.

Vor dem Dorf Schwartzerdit auf der andern Seite gegen den Hähn gibt es in dem Wiesengrund einen runden großen Sumpf. Davon sagen die Bauern, daß zu der Heiden Zeiten ein Burgstall oder ein lustiges Hirschhaus, wie sie es nennen, daselbst gestanden habe, darauf ein Junker gewohnt. Nachdem dieser gestorben war, ist das Gut der Herrschaft zugefallen. Es fällt von solcher Stelle noch jährlich Geld und Frucht, die sie gen Lichtenberg liefern müssen. Man findet in den Feldern umher viele alte heidnische Münzen aus Silber und Kupfer.

Aus diesen erzählten Umständen ist genugsam zu ersehen, daß die Römer und Heiden an diesem Dorf Schwartzerden einen Gefallen gehabt und daß nicht geringe Leute daselbst gewohnt haben. Es liegt auch noch jetzt ein großer antiker Stein vor der Kellerei in Schloß Lichtenberg, welcher vor etlichen Jahren dahin gebracht wurde.“



Das Kreuz am Wege

*Was soll das Kreuz, das am Wege steht?
Es will dem Wanderer, der vorübergeht,
das große Wort des Trostes sagen:
Der Herr hat deine Schuld getragen.*

Bild: Kreuz bei Haupersweiler

Österreichisches Kriegsvolk im Kloster zu Tholey

Ein Erlebnisbericht des Paters Benediktus Burg

Bekanntlich begann nach dem Tode Karls VI. 1740 der böhmische und österreichische Successionskrieg, in dem Frankreich für Kaiser Karl VII. (1742—1745) gegen Österreich Partei ergriff. Aus dieser Zeit stammt eine Darstellung des Paters Benediktus Burg, des damaligen Tischmeisters im Kloster Tholey. Sie ist im Erleben jener Vorgänge geschrieben und eigentlich nur durch die Zeit, die uns von den Ereignissen trennt, „Geschichte“ geworden. Das Zeitbild, das Pater Benedikt Burg vor der klösterlichen Kulisse des Abteidorfes Tholey eingefangen hat, ist von plastischer Wirkung und kündet von einem unruhigen Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, das hier die Vorboten der kriegerischen Gewalten an die Klosterpforte klopfen ließ und sie dann im Jahre 1793 der Zerstörung überantwortete. Pater Benedikt Burgs Schilderung sei nachfolgend in ihren wesentlichen Aussagen zum Abdruck gebracht:

„Den 20. August 1744 kam der österreichische Oberst Mentzel mit einem Detachement von ungefähr 600 Mann, wobei Einige von seinem Regimente und ein Oberstlieutenant von den Raizen, so wie die Freicompagnie des Wittenbach waren, Mittags um 12 Uhr ganz unvermuthet in Tholey an. Sie hatten die Nacht zuvor im Oberstein'schen gelegen, und waren jedesmal so vorsichtig, daß sie Niemand, der gen Lothringen oder Frankreich gehen wollte, passiren ließen. Wir saßen noch im alten Refektorium, woraus jetzt die Küche gemacht worden, zu Tische, als des Prälaten d'Hame Bedienter ganz importun anklopfte; Verfasser dieses, der damals Tischmeister war, ging hinzu, da sagte derselbe ganz erschrocken und verwirrt, es sei geheime Nachricht von Gonesweiler vom Herrn von Feignies eingegangen, daß der genannte Mentzel eben ankommen werde, die Aventgarde sei schon im Dorfe. Alles stand vom Tische auf, wir gingen, wie gewöhnlich nach dem Essen, in die Kirche, aber der Pater Cuno Wolf, damals Prior, sagte zu uns, wir sollten mit ihm gehen den General zu empfangen.

Als wir eben an die Pforte kamen, sahen wir ihn und neben ihm den Herrn von Feignies ankommen; die Aventgarde stieß in ihre Trompeten, er aber rief: still! stieg an der Pforte vom Pferde, und weil er den P. Theobert Martini für den Herrn Prälaten, der noch nicht gegenwärtig war, versah, so sagte er: ‚Hochwürdiger Herr Prälat, wir haben ganz Baiern ausgeschmauset, jetzt kommen wir ins Lothringische: Fressen und Saufen genug her für meine Leute, denn sie sind von dem schweren Marsche ganz ermattet!‘ Der Prior, nachdem Mentzel wegen des Fehlers informiert war, nahm das Wort und präsentierte das Möglichste, was Haus und Keller vermöge. Wir gingen neben ihm bis mitten in den Vorhof der Abtei; die Truppen mar-

schirten uns nach herein, er aber wendete sich um und schrie: ‚man soll campieren! wo ist der Amtmann hier vom Lande?‘ Eben kam er vom Schaumberg herunter. Einige Schritte vor der Abtei trat ihm der Prälat entgegen, er wiederholte sein voriges Compliment; — ich muß von ihm sagen, daß er jedesmal großen Respekt gegen die Geistlichkeit zeigte. Dann schrie er abermals: ‚was ist das für ein Teufelsweg! der Amtmann soll (rief er seinem Adjudanten zu) augenblicklich das ganze Amt commandiren, den Weg so in Stand zu setzen, daß die ganze Armee und Artillerie morgen gemächlich durchpassiren kann; sonst wird er an den ersten Baum gehängt!‘

Wahrlich ein Schreier und Bärenhäuter, indem er Jedem glauben machen wollte, als wäre die ganze Österreichische Armee dicht hinter ihm. Amtmann Payen kam herbei. Die Reiterei lagerte sich auf unserem Brühl, wo der Grummet noch ungemäht stand, die Infanterie des Wittenbach wurde ins Dorf logirt, Wachen auf allen Straßen doppelt ausgestellt und Ordonanzen abgeschickt, daß die Alsweilerer, Marpinger, Winterbacher und Bliethaler Brod, Fleisch und Käse bringen sollten, was auch geschah. Die Abtei mußte, außer dem starken Überlauf der Offiziere, 40 Malter Hafer und eine Ohm Wein, so wie das vorrätliche Brod, jedoch gegen Quittung des Amtmannes, daß alles vom Amt vergütet werden solle (was indes bis zu dieser Stunde nicht geschehen ist) herausgeben. Um halb zwei Uhr ging der Oberst mit seiner Gesellschaft zu Tisch, alle Trompeter machten unterdessen Musik; er blieb beständig mit unbedecktem Haupte, informierte sich, wie weit es nach Saarlouis sei und von da nach Blombier wo damals der aus England zurückgekommene Marschall Bellisle im Bade war. Es war seine Absicht, diesen abermals zu fangen; man mußte ihm eine Landkarte bringen, worauf er sich jedoch von der Unausführbarkeit überzeugte, da seine Leute und Pferde zu einem so weiten Zuge zu sehr ermattet waren. —

Mentzel schmaufte und ‚soff capital‘ bis gegen 5 Uhr; da wurde Retrait geblasen und befohlen, daß Alles sich zur Ruhe begeben solle, um daß man um 11 Uhr weiter marschiren könne. Er ging ebenfalls schlafen, wurde jedoch um halb 10 Uhr wieder geweckt und setzte sich dann abermals zu Tisch, während dessen er einen von ihm unterschriebenen und besiegelten Schutzbrief für die Abtei expedirte.

Um elf Uhr ward Alarm geblasen; Mentzel ließ sich in der Abtei wohl sein und endlich etwas vor Mitternacht zog Alles wieder ab, und er nahm zwei Bürger aus Tholey als Wegweiser mit, welche beständig neben ihm reiten mußten, während die Infanterie auf Wagen geführt wurde; unterwegs fragte er jene Leute aus und erklärte, er wolle Saarlouis überrumpeln, was sie ihm, so gut sie konnten, in Betracht seiner wenigen Mannschaft widerriethen.“

Dann schildert Benedikt Burg die Streifzüge und Contributionen Mentzels, der eines Tages das Unglück hatte, in einem Laufgraben ein Bein zu brechen. Er mußte sich nach Zweibrücken begeben, wohin er den alten Meister Nagel aus Bärenbach bei Kirn (Spezialist für das

Hellen von Knochenbrüchen) kommen und sich von seinem Mißgeschick kurieren ließ. Als durch den abermaligen Einfall des Königs Friedrich II. von Preußen in das österreichische Gebiet und den Rückzug des Prinzen Karl von Lothringen über den Rhein sich die Umstände geändert hatten, sandte man eine Klageschrift an den Prinzen Karl. Und hier sei nun wieder Pater Benedikt Burg das Wort erteilt, um sein Erlebnis zu Ende zu erzählen:

„Bei Überreichung der Klageschrift sprach der Prinz: ‚Ist der Dieb, der Mentzel, schon im Schaumburger Amt gewesen? (er stand nicht bei seiner, sondern bei des Generals Stahremberg Armee) Seid zufrieden, es wird euch aller Schaden ersetzt werden.‘

Oberst Mentzel lag lange in Zweibrücken an seinem Beinbruche und ließ sich im Januar des folgenden Jahres mit zwei Maulthieren über den Rhein tragen. Als die Armeen im Frühjahr am Rhein bei Philippsburg einander gegenüber standen, spottete der ‚tolle Mentzel, zweifellos besoffen‘, der Franzosen, unter Zurufen mancher Sottisen, riß seine Brust auf, man solle nur auf ihn schießen; es geschahen einige Fehlschüsse, worauf er noch ärger schrie, endlich aber glückte es einem Soldaten, oder, wie Andere sagen, einem Französischen Tambour, mit einer Kugelbüchse über den Rhein in die Brust zu treffen. Er lebte noch ungefähr eine Viertelstunde und starb dann ‚ohne Ehre und Ruhm‘. In Urkund der Wahrheit P. Benediktus Burg, Profeß zu Tholey, Probst zu Werdenstein.“

H. K.

Märzabend

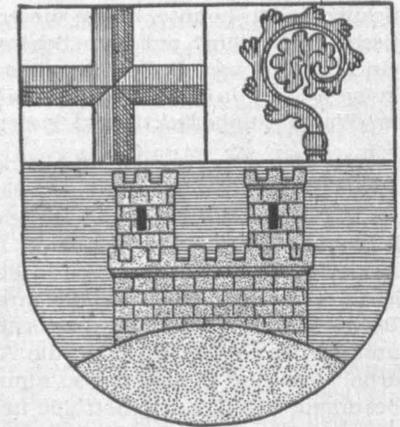
*Der Schimmel zieht den Pflug dem Dorfe zu.
In blüh'nden Birken ging der Tag zu Bett.
Der Schaumberg türmt sich auf, in stolzer Ruh'
trinkt er des Himmels kaltes Violet.*

*Noch tastet zögernd durch die feuchte Au
der Wasserhühner abgeriß'nes Schrei'n;
fern aus des Waldes dämmerdunklem Blau
bricht Fuchsgebell tief in die Stille ein.*

*Im Steinbruch zuckt des Feuers rote Spur,
der Hämmer letzter Schlag vertropft gemach ...
Dann steigt dunstig aus der braunen Flur
der Mond groß über unseres Hauses Dach.*

Rudolf Just

Das Wappen von Tholey im Lichte der Geschichte des Ortes und der Abtei St. Mauritius



VON P. AMBROSIUS STOCK OSB.

Wappen und Wappenrecht waren im Mittelalter ein Vorrecht der Freien, der Ritter. Es erinnert an die Zeit, da die Ritter, durch Harnisch und Visier geschützt und getarnt, zum ritterlichen Kampfe antraten, wobei dann der Schild das Wappenbild trug, das in seiner Einmaligkeit kundtat, wer hinter der schützenden Maske sich barg. Später ging das Wappenrecht auf die übrigen Stände über, und auch Städte und Gemeinden erhielten das Recht auf ein eigenes Wappen. Das Wappen selbst enthielt ein Sinnbild, das mit dem Namen oder der Familie oder der Geschichte in Beziehung stand. Vielfach war es durch einen Querbalken oder auch einen Längsbalken geteilt und wies in den einzelnen Feldern, die von rechts oben (vom gedachten Träger aus) gezählt wurden, die verschiedenen Beziehungen auf, in denen der Träger oder seine Familie oder die Gemeinde stand. So war das Wappen ein sprechendes Symbol seines Trägers geworden.

Unter den Gemeinden unserer Saarheimat, die in den letzten Jahren ein Wappen erhielten, gehört auch Tholey, dem dieses Recht am 10. Oktober 1953 zugesprochen wurde. Wie bereits (Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1953/1954 S. 128) mitgeteilt wurde, trägt es in echt heraldischer Form folgendes Bild: In geteiltem und oben gespaltenem Schild oben rechts in Silber ein rotes Kreuz, oben links in Silber ein roter Krummstab, unten in Blau eine goldene zweitürmige Burg auf goldenem Berg. Es lag nahe, bei der Gestaltung des neuen Wappens die reiche Geschichte des Ortes zu Wort kommen zu lassen. Wie weit sollte man da zurückgehen? Die Vorgeschichte reicht hinauf bis in die Keltenzeit, etwa um 600 v. Chr., als die Kelten auf dem Schaumberg einen Ringwall errichteten, hinter dem man in Zeiten der Not

Schutz finden konnte. Zeuge dieser Zeit ist noch der sogenannte „keltische Opferstein“ auf dem Schaumberg, der nach H. J. Becker eher ein Malstein war als Zeichen einer Gerichtsstätte. Doch hat diese Zeit keine Spuren in der Gemeinde selbst hinterlassen. So konnte man sie im Wappen unberücksichtigt lassen.

Um 50 v. Chr. kamen die Römer hierher und machten Tholey zu einem Straßenknotenpunkt, wo die Straßen von Metz und Straßburg nach Trier sich kreuzten. Zum Schutz dieser Straßen wurde auf dem Schaumberg ein Lager errichtet. Ausgediente Soldaten siedelten sich an. Es entstand eine Ziegelei, in der die geschätzte terra sigillata hergestellt wurde, Tonwaren, die ihren Weg bis an den Rhein nahmen. Reiche Händler ließen sich in vornehmen Villen am Warewald nieder, und an der Stelle, wo heute die Abtei und das neue Rathaus stehen, erhob sich eine Domäne — so nimmt man neustens an —, wohl dazu bestimmt, den Zins an Getreide und sonstigen Abgaben aufzunehmen, den die Bewohner der Umgegend den Römern zu entrichten hatten. Die Ausgrabungen, die bei der Restaurierung der Abteikirche und beim Neubau des Bürgermeisteramtes gemacht wurden, haben den Nachweis erbracht, daß mit dieser Domäne eine geräumige Badeanlage verbunden war, deren Reste noch heute unter der Kirche liegen. Ob nun aus dieser Römerzeit sich bis heute Spuren in der Bevölkerung der Gemeinde erhalten haben, ist sehr zweifelhaft. Immerhin weisen Namen wie Gubernator, Perius, Terris wenigstens noch Anklänge an die römische Vergangenheit auf. Wegen des geringen Einflusses, den diese Periode auf die Geschichte der heutigen Gemeinde Tholey ausgeübt hat, ist auch die Römerzeit im neuen Wappen nicht vertreten.

Anders verhält es sich mit der Abtei St. Mauritius. Sie stellt doch die Urzelle der Gemeinde dar, die bis heute ihre formende Kraft bewahrt hat. Freilich auch hier müssen wir bekennen: die Urgeschichte der Abtei ist noch in Dunkel gehüllt und läßt sich wohl kaum mehr erhellen. Es ist ein nicht wiedergutzumachender Schaden, der bei der Aufhebung des alten Klosters im Jahre 1793 verursacht wurde, als man die noch vorhandene Bibliothek und das Archiv, die beide schon im Laufe der Jahrhunderte mehrfach durch Brandschaden und Plünderungen gelitten hatten, auf elf Wagen auf den Marktplatz führte und verbrannte. Damals sind die geschichtlichen Unterlagen weithin verloren gegangen, so daß wir heute vielfach auf Vermutungen angewiesen sind. Wie bereits früher (im Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1950 S. 54 ff.) erwähnt wurde, geht die Abtei St. Mauritius auf ein Kollegiatstift zurück, das im Anfang des 7. Jahrhunderts von einem reichen fränkischen Diakon Adalgisel oder Grimo in den Ruinen der römischen Domäne errichtet und am 30. Dezember 634 dem bischöflichen Stuhle von Verdun testamentarisch vermacht worden ist. Der hl. Paulus als Bischof von Verdun wurde dadurch Landesherr in Tholey, das kirchlich jedoch Trier unterstellt blieb. Zur Bekundung

dieser ständigen Zugehörigkeit zum Bistum Trier trägt das neue Tholeyer Wappen oben rechts in Silber ein rotes Kreuz — eben das Kur-Trierer Kreuz. Paulus und seine ersten Nachfolger werden durch Personalunion zugleich die Oberrn des Stiftes gewesen sein, wie wir das auch in Mettlach finden, das als Abtei den Bischof von Trier eine Zeitlang als Abt besaß. Die von Grimo in den Resten des römischen Bades erbaute Kirche war dem hl. Petrus geweiht, erhielt aber seit etwa 920 den hl. Mauritius zum Hauptpatron neben Petrus. Sie war mit Pfarrechten ausgestattet und die älteste Pfarrkirche nach dem Trierer Dom, eine „ganz einfache, rohe Kirche“ (nach Eberbach, Tholey und der Schaumberg, in: Südwestdeutschland Nr. 12, Juniheft 1914 S. 234) aber doch die erste geistige Heimat der wenigen Dorfbewohner, die um das Kloster in schlichten „Holzbauten unter Strohdächern“ (ebenda) lebten. Wann die Benediktiner hier ihren Einzug hielten, ist umstritten. Hübinger („Die weltlichen Beziehungen der Kirche zu Verdun zu den Rheinlanden“, Bonn 1935 S. 19) hält es sogar für möglich, daß Tholey bereits um 650 oder doch in merowingischer Zeit in ein Kloster nach der Regel des hl. Benedikt umgewandelt worden ist, während andere diese Umwandlung gegen 750 oder gar erst in karolingischer Zeit ansetzen. Wäre die erste Auffassung die richtige, so wäre Tholey eines der ältesten Benediktinerklöster auf deutschem Boden. Auf jeden Fall haben die Mönche des hl. Benedikt auf die Entwicklung der Gemeinde Tholey einen maßgebenden Einfluß ausgeübt. Im 7. Jahrhundert dürften die Bewohner Tholeys Nachkommen der Römer und Kelten, teils in der Völkerwanderung zugewanderte Franken gewesen sein oder Angehörige deutscher Stämme, die bei dem allgemeinen Zug nach Westen hier zurückgeblieben waren. Ein großer Teil von ihnen wird noch heidnisch gewesen sein. Da war es die erste Aufgabe der Mönche, ihnen die Gnade des christlichen Glaubens zu vermitteln, eine Quelle des Segens für die damalige kleine Gemeinde und die ganze Umgegend, die wir nicht hoch genug einschätzen können. Hand in Hand damit ging die Unterweisung in der Landwirtschaft und Viehzucht sowie die Anleitung zu den verschiedenen Handwerken. Sind doch die Abteien von jeher Stätten der Kultur gewesen, in denen in vorbildlicher Weise das Land bestellt und die verschiedenen Zweige des Handwerks und der Künste gepflegt wurden. Das Kloster war hier der Grundherr — später kamen die Herren der Schaumburg hinzu. So waren die Bewohner Hörige, Leibeigene, und noch im ausgehenden 18. Jahrhundert finden wir hier keine Landstände — ein Beweis, daß sich dieses Verhältnis nicht geändert hatte. Wir sind geneigt, diese Lage als etwas Menschenunwürdiges zu betrachten, und es mag auch nicht selten vorgekommen sein, daß das Los solcher Leibeigener unter der lieblosen Hand weltlicher Herren oft recht hart war. Anders bei den Klöstern, die, wie H. J. Becker in einer nicht veröffentlichten Studie „Zur Geschichte der Schirmvogtei und des Herzoglich-Lothringischen Oberamtes Schauen-

burg“ schreibt, die ihnen angehörigen Unfreien gegen harte und willkürliche Behandlung sicherten. Die ihnen zugewiesenen Leistungen entsprachen billiger Bestimmung, Fähigkeit und Neigung. Auch wurden höhere Löhne, reichere Entschädigungen in Naturalien und bessere Wohngelegenheiten zugestanden. Im übrigen waren den Unfreien der Kirche neben dem Rechte persönlichen Besitzes so viele Vergünstigungen eingeräumt, daß sich ihre Lebensverhältnisse kaum noch von denen der Freien unterschieden. Wenn die Kirche zudem die Arbeit adelte und die gelehrten Mönche noch neben ihrer geistigen Tätigkeit zur leiblichen verpflichtete, wenn die Klostergüter vorzüglich bewirtschaftet wurden, dem Handwerk neue Geltung erstand, die Schätze der Künste und Wissenschaften sich auch dem Sohne des gemeinen Untertanen erschlossen und alle Unfreien der geistlichen Herrschaft gleichen Anteil an diesen und ähnlichen Vorzügen hatten, so ist es verständlich, wenn die Hörigkeit der Abteien und Stifte nicht nur der Freiheit des städtischen Bürgertums vorzogen, sondern vielfach direkt begehrt wurde, wie das bekannte Sprichwort erkennen läßt: „Unter dem Krummstab ist gut leben.“ Wie konkret die Verpflichtungen in Tholey gehandhabt wurden, ersehen wir aus dem Saalbuch vom Jahr 1707; Karl Krauz (Besitztümer und Gerechtsame der ehemaligen Benediktinerabtei Tholey Ms.) faßt sie folgendermaßen zusammen: „Alle Gehuber des Hofes Tholey waren schuldig, ihre Güter von dem Gotteshaus zu empfangen. Auch waren sie bestauptpflichtig, d. h. nach dem Tode des Familienvaters hatte das Kloster das Recht, nachdem die Familie das beste Stück Vieh genommen hatte, das zweitbeste zu nehmen. Die Gebraucher der abteilichen Güter zu Tholey sind ferner dem Gotteshause zu 7¹/₂ Tagen Frondienst verpflichtet. Außerdem müssen sie jährlich eine Weinfahrt an die Mosel tun und nach Dreikönigstag, wenn das Baugeding gehalten wird, von Exweiler je 6 Faß Hafer an das Gotteshaus fahren. Die Leibeigenen mußten auch ihr gezwungenes Jahr im Gotteshause dienen und sich im Falle einer Auswanderung loskaufen. Auch waren sie dem Kloster zu Baufronden verpflichtet.“ Das scheint auf den ersten Blick gegenüber den heutigen Verhältnissen hart zu sein. Aber sind wir denn heute wirklich so frei, wie wir meinen? Unterliegen nicht auch sehr viele in unseren Tagen Beschränkungen in der Wahl der Arbeit oder Arbeitsstätte, der Wohnung, des Lohnes oder Gehaltes, denen sie sich stillschweigend fügen, „eben weil sie unfrei und von den Herren abhängig sind? Auch heute noch gehen Angestellte, Kaufleute, Ingenieure, Arbeiter oder Tagelöhner samt den innegehabten Dienstwohnungen, Industriewohnstätten und Schlafbaracken in das Eigentum des neuen Herrn über, wenn ein Betrieb verkauft wird“ (H. J. Becker a. a. O.). Also wir sehen, kein allzu großer Unterschied gegenüber der Vergangenheit, nur daß die Abteien in der Regel menschlicher mit ihren Hörigen umgingen, als es heute geschieht. Auf jeden Fall waren die steuerlichen Lasten weit geringer als heute, und die Hörigen erfreuten sich als Gegen-

leistung auch des Schutzes der Abtei, unter deren Schatten sie sich geborgen wußten.

Und wieviel Anregungen und Freuden mögen sie in festlichen und auch in ernsten Tagen durch Vermittlung des Klosters erlebt haben! Etwa bei der Beisetzung des Verduner Bischofs Berhard im Jahre 879, der zuvor Abt in Tholey gewesen, oder gar bei der Überführung von Gebeinen der hhl. Verduner Bischöfe Maurus, Salvinus und Arator zu Beginn des 10. Jahrhunderts (vgl. Hübinger, S. 20) oder als man nach der Überlieferung um das Jahr 920 Gebeine des hl. Mauritius nach Tholey brachte, der seitdem neben Petrus als Patron verehrt wurde, wenn er nicht, wie A. J. Herzberg (Der hl. Mauritius, Düsseldorf 1935, S. 27) vermutet, von Anfang an als namengebender Patron galt. Wir wissen, wie stark im Mittelalter seine Verehrung im Volke wurzelte, wie man in der Pfingstwoche am Mittwoch mit seinen Gebeinen nach St. Wendel wallfahrtete, während die St. Wendeler mit den Gebeinen des hl. Wendalinus am Freitag nach Tholey kamen, wo dann nach dem festlichen Amt ein fröhliches Kirmestreiben unter den Teilnehmern aus mehr als 50 Pfarreien einsetzte. Ein bedeutsames Ereignis für Tholey war auch die 1066 erfolgte Beisetzung des von den Trierern ermordeten Erzbischofs Kuno, eines Neffen des hl. Anno von Köln, der seitdem als Heiliger und Märtyrer und Mitpatron verehrt wurde. Auch daß ein Mönch der Abtei selbst Theobert mit Namen wohl im 11. Jahrhundert im Rufe der Heiligkeit starb und zu seiner Ehre ein Gotteshaus errichtet wurde, das in einer Papsturkunde aus dem Jahre 1246 erwähnt wird, dürfte in der Bevölkerung ein lebhaftes Echo ausgelöst haben.

Stärksten Anteil nahm die Gemeinde — schon durch die zu leistenden Frondienste — am Bau der romanischen Kirche, die nach Zerfall der Grimokirche errichtet wurde (wohl im 10. Jahrhundert), und als auch diese baufällig wurde, im Anfang des 13. Jahrhunderts am gotischen Neubau der gesamten Klosteranlage und der heutigen Abteikirche, der sich über Jahrzehnte hinzog und wohl erst im zweiten Drittel des Jahrhunderts beendet wurde. Mag auch in diesen Jahren der Druck der Arbeit und der Not, die selbst 1230 die Mönche zwang, die Gastfreundschaft der Stadt Oppenheim in Anspruch zu nehmen, nicht selten schwer auf ihr gelastet haben, so war es für sie doch auch wieder Trost und Freude, daß durch das geräumige Gotteshaus auch die Wallfahrt eine neue Blüte erhielt und damit auch der Wohlstand der Gemeinde sich hob.

Nicht minder spielten eine Rolle im Leben der Gemeinde die offiziellen Gerichtstage, wo die Schöffen sich unter der Klosterlinde oder im Oberhof der Abtei versammelten, um nach der Väter Sitte Recht zu sprechen und Unrecht zu sühnen, wie uns das noch erhaltene Weistum der Abtei im sog. „Schwarzen Buch“ kündigt.

So hat es schon seinen guten Sinn, daß das neue Wappen im linken oberen Feld den K r u m m s t a b zeigt als Sinnbild der jahrhundertelangen Verbundenheit der Gemeinde mit der Abtei in guten und

schlimmen Tagen, als Ausdruck der Anerkennung der Verdienste, die sich die Abtei um das Werden und Wachsen und das Wohl der Gemeinde in geistigen und zeitlichen Dingen erworben hat. Die rote Farbe des Krummstabes ist zugleich neben blau die Grundfarbe des abteilichen Wappens.

Die ganze untere Hälfte des Wappens zeigt in Blau eine goldene, zweitürmige schwarzgefugte Burg auf goldenem Berg. Es ist das stolze Bild unserer Heimat, des Schaumbergs, des Königs der Saarberge, wie man ihn gerne nennt; es erinnert uns an die alte Schauenburg, den Stammsitz der Vögte, und ruft die reiche weltliche Geschichte uns ins Gedächtnis, die unserer Gemeinde weiterhin das Gepräge gegeben hat.

Als Adalgisel-Grimo seine Stiftung dem Bischöflichen Stuhle von Verdun vermachte, wurde das Gebiet politisch abhängig von Verdun. In dessen Auftrag wurden Schirmherren der Abtei und des zugehörigen Gebietes die Grafen des Bliesgaues; diese ihrerseits bestellten zur Betreuung der Schaumburg edle Burgmannen, die ihr Geschlecht späterhin nach Burg und Berg „Ritter von Schauenburg“ nannten (H. J. Becker a. a. O.). Ihnen waren die Bewohner hörig, die nicht im unmittelbaren Dienst der Abtei standen. Wie es im Mittelalter häufig geschah, ging das Besitztum von einer Hand in die andere, so daß wir 1231 die Gräfin von Luxemburg als Lehnsherrin vorfinden, die ihrerseits die Herren von Blieskastel belehnte. Es gab dann Erbstreitigkeiten, bei denen es zur Belagerung der Schauenburg durch den Grafen Heinrich von Salm kam, der sie schließlich in Besitz nahm, jedoch sich ihrer nicht lange erfreuen konnte. Denn 1277 fiel sie an den Herzog von Lothringen, der dann 500 Jahre ihr Besitzer blieb. Er wurde auch der Schirmvogt der Abtei, die freilich nicht selten die drückende und ausbeutende Hand des neuen Schützers zu spüren bekam. 1334 erscheinen die Grafen von Veldenz als Vögte von Tholey und Lehns-träger der Kirche von Verdun. „Die Rechtszuständigkeit der Vogtei Tholey erstreckte sich auf einen Umkreis von 14 Dörfern, die Herrschaft Werdenstein, einen Teil des Dorfes Michelbach bei Simmern und eine Reihe weiterer Rechte und Erträgnisse, wie solche zu Welferdingen und Drohn an der Mosel, sowie die Hochgerichtsbarkeit von Scheuern. Nach J. Schütz gelangte ein Teil des lothringischen Amtes Schauenburg, wahrscheinlich handelte es sich um das Schultheißamt Alswelier, gegen Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1570 an die Grafen von Bitsch, einer Nebenlinie der Grafen von Zweibrücken, an die es endgültig 1590 fiel. Große Not kam über die Schauenburg und das Tholeyer Land im Jahre 1515 durch Franz von Sickingen, der mit einem „Kriegsheer von 1000 Pferden und etlichen Fähnlein und Knechten“ in das Lothringer Gebiet einfiel und die Schauenburg von Selbach aus bestürmte und eroberte. Weithin wurde das Land ringsum ausgeplündert und die Wohnstätten niedergebrannt. 1522 erklärte er dem Kurfürsten von Trier den Krieg und zog zunächst nach Tholey, wo er sich auf der Schauenburg huldigen ließ. Als er die Belagerung

von Trier wegen des Entsatzheeres des Landgrafen von Hessen aufheben mußte, zog er noch einmal sengend und brennend durch unser Land, mußte dann aber durch eine Öffnung in der Mauer aus der Stadt St. Wendel flüchten und starb am 7. Mai 1523 auf seiner Burg Landstuhl bei deren Beschießung.

Der Bauernaufstand im Jahre 1525 ging in unserer Heimat, wohl infolge der milden Behandlung durch die Abtei, verhältnismäßig harmlos aus. „Es blieb im Bereiche des Oberamtes Schauenburg bei Aufzügen und Versammlungen der Bauernschaften und Kundgebungen vor Schloß Schauenburg.“ Doch erinnert noch heute an diese unruhige Zeit die Inschrift am Kirchenportal: „Captus erat Gallus, coeunt cum rure cohortes. Gefangen war der Gallier (Franz I. bei Pavia), es erheben sich die Truppen mit den Bauern vom Lande.“ Am 3. Mai 1588 kaufte der Kurfürst von Trier, Johann von Schönberg, die Schauenburg vom Herzog von Lothringen um 12.000,— Kaufschilling mit dem Recht des Wiederankaufs, 1605 ist letzterer wieder Besitzer der Schauenburg. Hart wird das Land betroffen im 30jährigen Kriege. 1631 wird die Abtei von den Schweden geplündert. Lichtenberger Bauern verheeren mit der schwedischen Soldateska weithin das Land. Das Schloß Schauenburg wird erheblich zerstört. Freund und Feind ziehen abwechselnd durch das Land, ein jeder das noch nehmend, was der andere verschont hatte. Es folgte die Pest, die das Oberamt Schauenburg nahezu zum Aussterben brachte. 1723 entstand am Nordhang des Schaumberges ein neues großes Herrenhaus, der heutige St. Josephshof der Abtei, aufgebaut aus den Steinen der alten Burg. Mit dem Tode Königs Stanislaus Leszinsky, Herzogs von Lothringen, am 23. 2. 1766 fiel das ganze Gebiet an die Krone Frankreichs, kam aber 1787 durch Tausch an Pfalz-Zweibrücken. Dann kam bald das Ende. „Im Spätsommer 1792 marschierten die ersten revolutionären Truppen im Oberamt Schaumburg ein und zogen durch Tholey gegen Trier. Die Mönche waren bereits nach dem Dorfe Selbach geflüchtet. Am 23. Februar 1793 wurde die Abtei zerstört, Archiv und Bibliothek verbrannt. Auch das Oberamt Schaumburg verlor sein Aktenmaterial.“ Das war das Ende der alten Zeit.

Das alles wird lebendig, wenn wir im Tholeyer Wappen die untere Hälfte, den Schaumberg mit der ihn bekronenden Schauenburg betrachten. Es ist übrigens das Originalwappen der ehemaligen Baillage Schaumbourg, und das Blau ist die Farbe Lothringens.

Somit knüpft das neue Gemeindegewappen von Tholey in glücklicher Weise an die mehr als 1300jährige Geschichte von Tholey an, die seit dem Testamente Adalgisel-Grimos verflossen ist. Eindrucksvoll verbindet es die von den Vögten der Schauenburg gestaltete politische Geschichte mit den kirchlichen Beziehungen zum Trierer Bistum und zur Abtei St. Mauritius, die das geistige Gesicht der Gemeinde nachhaltig geformt haben und auch heute noch durch die schwarzen Mönche in der wiedererstandenen Abtei und der Seelsorge der Pfarrei formen helfen. Möge es denn ein Mahnmal sein, daß auch in alle Zukunft

Gemeinde und Abtei sich als eine Einheit empfinden und gemeinsam sich bestreben, religiös und kulturell unsere Heimat in echt christlichem Geist aufzubauen zum Segen der Bewohner und zum wahren Gedeihen der Gemeinde.

Untertanen-Zählung des Oberamtes Schaumburg vom Jahre 1790

Orte	Haushalt.	Kinder	Gesinde	Pferde	Rindvieh	Schweine	Geißen	Schafe
Tholey	106	288	36	30	158	142	63	287
Linden	5	30	8	15	68	96	1	147
Immweiler	9	40	2	5	82	31	8	57
Osenbach	12	30	2	10	46	56	1	70
Gronig	25	162	21	36	228	304	12	431
Guidesweiler	24	104	10	24	140	300	20	293
Naumborn	46	149	6	13	209	167	18	290
Bliesen	70	171	44	53	410	458	5	835
Winterbach	33	105	13	37	160	254	1	352
Alzweiler	50	165	15	46	276	341	14	570
Marpingen	81	226	26	54	383	374	88	683
Sotzweiler	68	204	26	59	311	392	62	600
Bergweiler	21	66	6	28	207	522	27	230
Gresaubach	57	171	19	57	246	306	34	382
Limbach	64	178	11	69	272	301	109	563
Neupel	15	43	2	29	105	90	24	169
Linscheid	8	41	4	1	65	48	28	139
Niederhofen	6	15	1	7	29	34	14	58
Scheuern	16	50	7	15	82	93	49	200
Dersdorf	29	75	3	27	135	81	13	196
Steinbach	49	112	4	40	211	202	46	324
(Thal)-Exweiler	47	131	7	26	194	142	46	248
Aschbach	30	69	7	26	135	142	4	197
Bettingen	66	204	13	49	277	111	49	496
Außen	97	235	14	125	392	285	101	750
Calmesweiler	60	128	24	76	267	233	14	799
Saubach	12	23	9	21	58	39	2	127
Eppelborn	63	230	30	86	233	165	10	409
Wallesweiler-								
Hof bei Bliesen	2	5	7	5	34	49	—	230
Abtei Tholey mit	10	Geistlichen		8	19	34	—	200
		2 Brüdern und						
		1 Hofmann						
		7 Knechte.						

Zu diesen Personen kommen noch 123 ledige Personen, die einen eigenen Haushalt führen und nicht mehr bei ihren Eltern wohnen. Außerdem gab es im Oberamte zehn jüdische Familien mit 13 Söhnen und acht Töchtern, nebst einer Jungmagd. Somit waren insgesamt vorhanden: 1172 Haushaltungen mit 3264 Kindern, 784 Knechten und Mägden, 1040 Pferden, 5188 Stück Rindvieh, 5318 Schweinen, 789 Geißen und 9958 Schafen.

Theobert d'Hame, Abt zu Tholey (1730 - 1759)

VON HANS KLAUS SCHMITT, ST. WENDEL

Ein Sonntagmorgen in der Abteikirche zu Tholey. Das Konventamt hat begonnen. Aus dem Wunderbau der alten Orgel strömt jetzt ein leises Erbeben, zarte Melodien läßt sie erklingen durch den dämmerigen Raum. Die Klänge schwingen sich nach oben, schweben die erhabenen Kreuzgewölbe entlang, und die alten Bögen und Pfeilerbündel, die seit Jahrhunderten in ihren Fugen ruhen, zittern mit. Die Sonnenstrahlen, die gläsern in die Gewölbe fallen, wirbeln und drehen wunderbarlich den Weihrauch. Ich lausche den hinreißenden Klängen, die mehr und mehr wachsen. O, diese langgezogenen Kadenzten, diese feierlich dahinbrausenden Akkorde, sie scheinen jetzt die Säulenbündel zu rütteln. Da kommen mir die Worte in den Sinn, die Johann Gottfried Herder in dem Jahrhundert niedergeschrieben hat, in welchem auch diese Orgel entstanden ist:

*O sagt mir an, wer diesen Wunderbau
Voll Stimmen alles Lebenden erfand,
Den Tempel, der, von Gottes Hauch beseelt,
Der tiefsten Wehmut herzerschütternde
Gewalt mit leisem Klageflötenton
Und Jubel, Zymbeln und Schalmeienklang,
Mit Kriegsdrommetenhall und mit dem Ruf
Der siegenden Posaune kühn verband? —
Vom leichten Hirtenrohre steigt der Schall
Zum Paukendonner und der weckenden
Kriegsdrommet. Es stürzen Gräber. Horch!
Die Toten regen sich. Wie schwebet jetzt
Der Ton auf allen Fittigen
Erwartend. Und die Lüfte rauschen. Hört! —*

Als ich nun zur Orgelbühne emporscheue und das Abtswappen am Gurtbogen erblicke, bin ich dem Ursprung der Orgel nahegerückt. Und so möge der hochselige Abt, der den herrlichen Prospekt der Orgel erbauen ließ und dessen müdgewordener Leib im Jahre 1759 in das kühle Erdreich des Klosters gebettet worden ist, sich erheben. Wir wollen seinen Erdenwandel sehen und seinen Dienst im Herrn!

In den verschiedenen geschichtlichen Abhandlungen, die sich auf die Abtei Tholey beziehen, wird dem Leben und Wirken dieses bemerkenswerten Abtes nicht hinreichend Beachtung geschenkt. Seine Persönlichkeit und seine Amtsführung sind aber für die Geschichte der Abtei so bedeutend, daß selbst die vorliegende Arbeit sein Wirken nicht erschöpfend würdigen kann. Die bisher bekannten biographischen Angaben über ihn sind sehr dürftig, wenn es heißt, er sei ein

stillere und frommere Ordensmann gewesen und daß man ihn „Vater der Armen“ genannt habe.

Das Leben des Abtes Theobert d'Hame fällt in die Zeit des Sonnenkönigs Ludwig XIV. († 1715) und Ludwigs XV. Frankreich regiert Europa und gibt in Geistesdingen den Ton an; es feiert den Höhepunkt seines nationalen Glanzes mit rauschenden Hoffestlichkeiten, Jagden und Beutezügen. Es klafft ein Abgrund zwischen Adel und Bürgertum. Keine Verbrämung kann darüber hinwegtäuschen, daß von dort Luxus und Vorrechte, Steuernot und ärmliche Lebenshaltung bis in den lothringischen und kurtrierischen Raum übergriffen und daß es bei uns schon ein bettelhaft armes Proletariat gab. Der Chronist berichtet, daß in der kurtrierischen Amtsstadt St. Wendel zu Übergriffen neigende Charaktere sich die Zügel schießen ließen und die Bürgerschaft zu fortgesetztem Widerstand gegen die Amtleute aus der Familie d'Hame reizten, die als oberste Staatsbeamte alle Ämter auf sich vereinigt hatten. Dem Bruder des Abtes, Amtmann und Hofrat Franz Ernst d'Hame, wird nachgesagt, daß er ein kleiner schroffer Absolutist gewesen sei. Theobertus d'Hame gab die Vorrechte seiner Herkunft auf, um den Weg zu einem besseren, reineren Leben, zu den Elementen des Wissens und zu den Höhen des Glaubens zu gehen.

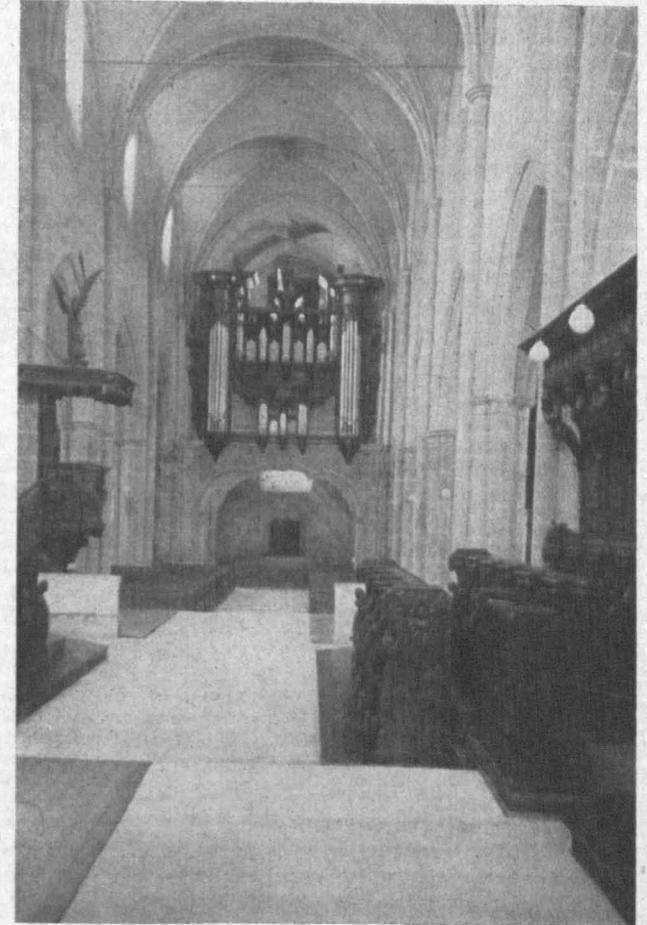
Seine Wiege stand in St. Wendel. Um Mitte August des Jahres 1703, des für seine Vaterstadt schlimmsten Jahres während des Spanischen Erbfolgekrieges, ist er als Sohn des kurtrierischen Amtsverwalters und Amtskellners *Damian Hartard d'Hame* und der *Maria Magdalena von Koeler* geboren. Am 19. August wurde er von dem damaligen Pfarrer Nikolaus Keller (1697—1711) solenniter getauft und erhielt den Vornamen *Mauritius*. Taufpate war der Abt von Tholey, *Mauritius Gralinger* (1680—1712), der freundschaftliche Beziehungen zu den Eltern pflegte. Die Mutter war eine Schwester des Abtes von Mettlach, *Ferdinand von Koeler* (geb. 1660, gest. 1734), des genialen Bauherrn der Mettlacher Abtei, einer alten lothringischen Adelsfamilie entstammend.

Abstammung und Herkunft des damals blühenden Geschlechtes der *d'Hame* läßt sich in St. Wendel bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts zurückverfolgen. Die *d'Hame* stammten aus *Welschbillig* bei Trier und sind in St. Wendel in den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts nachweisbar. Die Angehörigen dieser Familie schrieben ihren Namen *Dham*, *Damianus*, *Dahm* und *Dhame*, um sich gegen 1680 das französische Adelsprädikat *D'hame*, *d'Hame* oder *de Hame* und später das deutsche von *Hame* beizulegen. Es läßt sich nicht nachweisen, ob und wann der Adel verliehen worden ist.

Dieses Geschlecht schwang sich im 17. Jahrhundert zur ersten Patrizierfamilie in St. Wendel auf, besaß ein großes Vermögen, hatte einen ausgedehnten Grundbesitz und stellte zweihundert Jahre lang, fast bis zum Untergang des Kurstaates, dem kurtrierischen Amt und der Stadt St. Wendel die höchsten Beamten. Sein Reichtum und seine

Beziehungen zu den vornehmen Familien Kurtriers und Lothringens hatten ihm den Aufstieg leicht gemacht.

Der erste Namensträger in St. Wendel war *Johann Dham von Welschbillig* (geb. 1561, gest. 1610). Er wurde 1592 von Erzbischof Johann VII. von Schönberg (1581—1599) zum Amtskellner ernannt. Eine



Orgel der
Abteikirche

Reihe tüchtiger Gelehrter ging aus dieser Familie hervor. Johann Wilhelm Dahm, der Sohn des Vorgenannten, studierte die Rechte an der Universität Loewen, wurde 1627 Stadt- und Hochgerichtsschreiber von St. Wendel, und nachdem er längere Zeit Landwaisenvogt zu Kreuznach war, übernahm er die Stadt- und Amtsschultheißerei zu St. Wen-

del. Als Abgeordneter der Stadt bei den kurtrierischen Landtagen wurde er 1636 einer der entschiedensten Gegner des Kurfürsten und Erzbischofs Philipp Christoph von Sötern (1623—1652) und wegen seiner Haltung für kurze Zeit nach Koblenz ins Gefängnis gebracht. Von 1647 bis zum Tode des Kurfürsten im Jahre 1653 mußte er in der Verbannung leben. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er im Glockenhofe zu St. Wendel, den er erworben hatte. Als er 1657 starb, übernahm sein Sohn Johann Dhame (geb. 1622, gest. 1689) die Schulthei-Berei, die von 1660 ab mit der Amtsverwaltung verbunden war. Als gewandter und tüchtiger Amtmann gerühmt, vertrat auch er die Stadt St. Wendel mehrmals auf den Landtagen des Erzstifts. Nach der Okkupation St. Wendels 1680 wurde er zum „*Bailly et juge Royale de Saint Vandel*“ ernannt. Sein Sohn Damian Hartard D'hame wurde Nachfolger in seinen Ämtern. Aus dessen Ehe mit Maria Magdalena von Koeler gingen elf Kinder hervor:

1. Anna Maria, geb. 2. 2. 1693.
2. Anna Ursula, verh. 1723 an Karl Franz Nicolaus du Pyllard de Requin, Sohn des Präsidenten zu Saarlouis.
3. Ferdinand Philipp, geb. 28. 11. 1695, Benediktiner in Mettlach, Profeßname Ludwinus, Priesterweihe 1719, Präpositus in Walmünster, starb 1742 in St. Wendel an den Folgen eines Schlaganfalles. Sein Onkel, Abt Ferdinand von Koeler, war sein Taufpate.
4. Anna Maria Charlotte, geb. 12. 4. 1697.
5. Maria Magdalena Agathe, geb. 1. 6. 1698.
6. Franz Ernst, geb. 27. 7. 1699, der Nachfolger seines Vaters in dessen Ehrenämtern als „proximus agnatus“, Kurfürstlicher Hofrat. Er erbaute 1742 das heutige Amtshaus am Schloßplatz in St. Wendel und 1755 die Wendelskapelle. Im Jahre 1769 starb er.
7. Damian August Franz, geb. 12. 5. 1701, Benediktiner in St. Maximin zu Trier, Profeßname Damian, Doktor der Theologie, Priesterweihe am 26. 5. 1725, Propst und später Prior in St. Maximin, 1741 Synodalexaminator. Er schrieb „*Additio ad vitam R. R. Reineri Abbatis*“.
8. Mauritius, der spätere Benediktiner und Abt Theobert.
9. Anna Margaretha, geb. 17. 5. 1705, Gattin des kurfürstlichen Kellners Jakob Hetzroth zu Saarburg bei Trier.
10. Johann Konrad, geb. 22. 2. 1712, Benediktiner in St. Matthias bei Trier, dort Profos, ab 1762 Propst und Spiritual in der adeligen Frauenabtei Marienberg bei Boppard. Er schrieb ein siebenbändiges Werk „*Confluvium historicam monasterii montis B. M. V. prope Boppardiam*“, das sich in der Stadtbibliothek Trier befindet. Er starb am 13. Juni 1783.
11. Karl Kaspar, geb. 10. 9. 1713. Sein Taufpate war Abt Kaspar von Rousell (1712—1730), der Amtsvorgänger des Abtes Theobert von Tholey.

Die Kinder verloren ihre Eltern sehr früh. Mauritius, der spätere Abt Theobert, war nicht ganz 12 Jahre alt, als seine Mutter starb (1715). Der Vater starb drei Jahre später.

Diese genealogischen Aufzählungen schienen mir notwendig, um Abstammung und Herkunft unseres Abtes möglichst deutlich zu machen.

Wenn man nun von mir erwarten wollte, daß ich das Leben und Wirken des Abtes erschöpfend und ausführlich schildere, so bringt man mich in keine geringe Verlegenheit, denn es ist aus seiner Abts-

zeit zu wenig bekannt geworden; dafür sorgte gründlich die Vernichtung des Klosterarchivs im Spätherbst des Jahres 1792.

Er war kaum ein Jahr alt, als der britische Feldherr John Churchill, Herzog von Marlborough, der, nach der Schlacht bei Höchstädt mit 12 000 Mann von Süddeutschland nach Trier ziehend, am 26. Oktober 1704 im Hause des Vaters ein Absteigequartier nahm und Gast des Amtmanns war. Im Jahre 1718 erlangte Mauritius das Baccalauréat der Trierer Universität und ist anscheinend danach in das Benediktinerkloster zu Tholey eingetreten, wo er den Profeßnamen Theobert erhielt, den Namen desjenigen heiligmäßigen Mönches, der im 13. Jahrhundert im Kloster Tholey gelebt hatte.

In Tholey hat Theobert vor den farbenglühenden Folianten der Bibliothek gesessen, seinen Verstand an arithmetischen Aufgaben und an der Logik des Aristoteles geschult und sein Herz weit dem Wort der Heiligen Schrift geöffnet, das die Jünger St. Benedikts ihren Schülern aus jahrhundertalter Lehrerfahrung lebendig zu machen wußten. Am 29. März 1727 wurde er in Trier zum Priester geweiht. Als Abt Kaspar von Rousell, dessen Güte und Demut eine Tholeyer Abtsliste mit den Worten „*insigni humilitas charitatisque exemplo omnibus profuit*“ hervorhebt, am 9. Mai 1730 starb, wählte der Konvent am 18. Juni 1730 Theobert d'Hame zu seinem Nachfolger. Am 11. November desselben Jahres erteilte ihm Erzbischof *Franz Georg von Schönborn* in Ehrenbreitstein die Bestätigung, und am gleichen Tage leistete der siebenundzwanzigjährige Abt seinem Erzbischof den Eid der Treue. Die feierliche Benediktion erfolgte am Feste Mariä Vermählung (23. 1.) 1721 durch Weihbischof *Lothar Friedrich von Nalbach* in der Abteikirche St. Maximin unter Assistenz der Äbte *Nicolaus Paccius* von St. Maximin (1722—1730·Rektor der Trierer Universität) und *Modestus Manheim* von St. Matthias (1731—1752 Rektor der Trierer Universität).

Das Wappen des Abtes, das sich im Schlußstein des Gurtbogens der Orgelbühne sowie auf einem bei letzten Ausgrabungen im Klosterbereich zum Vorschein gekommenen Kaminsims und ferner auf verschiedenen Faszikeln in der Stadtbibliothek Metz in Goldpressung befindet, zeigt auf blauem Grund eine aus einem Herz hervorsprossende Blume, rechts und links davon je einen silbernen Stern und darunter die silberne Mondsichel. Schon die ersten Namensträger Dham in St. Wendel bedienten sich im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts dieser Zeichen als Hausmarke.

Unermüdlich hat der kunstliebende und baulustige Abt mit seinen Insassen Großes und Edles geschaffen im Dienste Gottes und der Abtei. Die Nöte mehrerer Kriege waren an dem Kloster nicht spurlos vorübergezogen, und so erwachte auch hier wieder, wie in vielen Benediktinerklöstern, ein reges geistiges und künstlerisches Leben. Der Dreißigjährige Krieg und spätere kriegerische Bedrängnisse hatten das Kloster wiederholt heimgesucht. In der Folgezeit fanden sich

aber tatkräftige Äbte, die die zerstörten Gebäude immer wieder aufbauten und sie mit regem Ordensgeist erfüllten. Abt *Mauritius Gralinger* (1680—1712) ließ 1705 das prachtvolle Chorgestühl aufstellen, das die Beschäftigung und die Eigenart der Mönche in köstlichen Figuren vor Augen führt. Es ist ein rechtes Werk des überschwenglichen Barockstils, ein kunstvoller Bau mit zierlichen Kapitellen und reich profiliertem Fries. *Kaspar von Rousell* (1712—1730) begann 1722 nach den Plänen des Architekten Jean Pierre le Noir einen Klosterneubau, der aber unter Theobert erst zu Ende geführt wurde, ohne daß er jedoch die Pläne le Noirs zur Ausführung brachte. Wie aus einem von Domkapitular Lager erwähnten Regest von St. Gangolph-Trier hervorgeht, erteilte 1732 der Herzog von Lothringen seine Zustimmung bzw. die Erlaubnis, aus den zum Oberamt Schaumburg gehörigen Gemeindeforsten 400 Eichbäume zum Zwecke der Restauration des Daches der Abteikirche zu verkaufen. So verwandte Abt Theobert alle Kraft und Mühe, das Äußere des Klosters stark umzugestalten und zu erweitern, so daß wir die Abtei um 1750 auf der Höhe ihres äußeren Ausbaues annehmen können.

Eine gewaltige Woge künstlerischer Gestaltungskraft war es, die von Kurfürst und Erzbischof *Franz Georg von Schönborn* seit seinem Regierungsantritt im Jahre 1729 aufbrach. Und so sind im ganzen Erzstift unter die ernsten gotischen Kirchen lachende leuchtende Oasen jenes ganz anderen, freudigeren Kunstgefühles gestreut worden, welches die Barockmeister begeisterte. Das Andenken Theoberts wird unlösbar mit der Aufstellung der mächtigen Orgel, einem Kunstwerke von hohem Werte, verbunden bleiben. Professor *Ruppersberg*¹ berichtet, daß die Abtei Tholey bereits im Jahre 1693 eine neue Orgel beschafft habe und daß die alte Orgel von *Graf Ludwig Kraft* zu Saarbrücken (1697—1713) für die *Schloßkirche* in Saarbrücken erworben worden sei. Das heutige Orgelgehäuse in Tholey stammt jedoch aus der Amtszeit des Abtes Theobert und ist nach *Walther Zimmermann* von dem Orgelbauer *Verschneider* aus Püttlingen im Jahre 1739 aufgestellt worden. „Unter Abt Theobert d'Hame wurde das Westjoch anscheinend durch *Christian Kretzschmar*, dem Architekten der Abtei *Mettlach*, zur Orgelbühne hergerichtet (1739), an die Mittelpfeiler wurden Pilaster gelehnt, zwischen denen ein flacher Kleeblattbogen eingespannt ist. Im Schlußstein ist das Abtswappen. Von vorzüglicher Wirkung ist das Ganze im Zusammenhang mit der großen Orgel, deren Seitenteile halbrund vorspringen und mit reichgeschnitztem Laubwerk mit musizierenden Engeln verziert sind, während das Mittelstück in zwei kühnen Bogen nach unten gezogen ist und so den Blick freiläßt zu einem rückwärtigen weiteren Gehäuse, das geringer verziert, von der Figur des harfenspielenden Königs David bekrönt wird“². In einer kunstgeschichtlichen Abhandlung über die Abtei *Mettlach*, die in der Festschrift aus Anlaß des 150jährigen Bestehens der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier im Jahre 1951 erschienen ist, hat *Zimmermann* den überaus glücklich gelungenen und

fein abgestimmten Einbau der Tholeyer Orgelempore um das Jahr 1750 angesetzt. Auch *Lohmeyer* rechnet den wirksamen Einbau dem Barockmeister *Christian Kretzschmar* († 1768 in Merzig), zu, dem auch der malerische *Turmabschluß* der Abteikirche zugeschrieben wird. Einzigartig ist dieser Turmabschluß. Der zierliche Barockhelm sitzt auf dem machtvollen gotischen Unterbau. Dieser heiter singende Helm schwächt die große Wucht des ernst und würdevoll aufsteigenden Turmes ab und fügt dem Gesamtakkord des Baues einen lebensfrohen und anheimelnden Ton ein. Es liegt nahe, anzunehmen, daß der geniale *Mettlacher* Bauherr, Abt *Ferdinand von Koeler*, seinem Neffen, unserem Abt *Theobert*, den Baumeister *Kretzschmar* empfohlen und ihn zur Vergabe von Arbeiten an *Kretzschmar* angeregt hat.

Von einer einmaligen Schönheit ist der Aspekt der Orgel mit dem Reichtum eines großartigen Schnitzwerkes und eines reich profilierten Frieses. Harmonisch gruppiert heben sich die silberhellen Orgelpfeifen von dem tiefen Braun des alten Holzes ab. Pausbackige Putten lächeln an den Seiten. Der Ottweiler Dechant *Johann Anton Josef Hansen* (1801—1875) hat zwar den Abt *Theobert* heftig gescholten, weil das Barock der Orgel nicht zum frühgotischen Charakter der Abteikirche passe. Die Kunstgeschichte denkt heute anders über Stil und „Stilwidrigkeiten“. Eine gotische Kirche mit ihren dichten farbigen Scheiben schließt ab von der Außenwelt, sie schafft ein mystisches Halbdunkel, welches die Gläubigen zu ernster, stiller Betrachtung in das innere Selbst versenkt. Die Zeit, in der die Kirche erbaut worden ist, hatte Leisen gesungen und Mysterienspiele gesehen. Die große schöpferische Kraft und Phantasie, die in den Barockausstattungsstücken des Chorgestühls und der Orgel der Abteikirche zu uns sprechen, sind ein großartiger Reichtum, und der religiöse Gedanke, der sich hier ausdrückt, ist der, daß alle Pracht und Schönheit dem Gottesdienst eingeordnet werden solle. Ein glückliches Zusammenspiel von Gotik und Barock.

„Es ist zwar weniger bekannt geworden, daß ein französischer Goldschmied in der Französischen Revolution die Orgel der Abtei käuflich erworben habe und sie ihres reichen Schmuckes an Silber und sonstigen Edelmetallen entkleidete, die er sorgfältig und fachmännisch von dem für wertlos gehaltenen Gehäuse loslöste“³.

So hatte der rastlos tätige Abt *Theobert d'Hame* neben der Seelsorge einen Teil seiner Lebensaufgabe darin erblickt, die Abtei nach der künstlerischen Seite hin reich und schön auszugestalten. Diesen Geist atmete auch der *Prunkaltar* der Abteikirche, der zu *Theoberts* Zeit aufgestellt worden und seit der Aufhebung der Abtei während der Französischen Revolution in Vergessenheit geraten ist. Dieser große *Prunkaltar* gehört zu den wertvollsten Kunstwerken, die aus der Abteikirche verschleppt worden sind. „Ein glücklicher Zufall hat ihn nun in der Dorfkirche zu *Michela* bei *Bourscheid* in *Luxemburg* ausfindig gemacht. Lebensfreude, Schwung, Musik, die Seele des Barock,

das empfindet man gleich beim Betrachten des Altarbildes. Die Kunde von seinem Vorhandensein erweckte in weiten Kreisen ein warmes Gefühl der Freude, wie wenn ein Totgesagter ein Lebenszeichen gibt. Ein herrliches Kunstwerk ist dort zu schauen, basierend im wuchtigen Barock, in den schon das spielerische Rokoko seine typischen Merkmale streut, in dessen Überschwenglichkeit der Erbauer sinnfällig seine ganze gläubige Verehrung des Göttlichen, seine inbrünstige Liebe, aber auch seinen erdgebundenen handwerklichen Stolz mit eingebaut zu haben scheint. Für ihn bedeutet diese wuchtige Formensymphonie den Inbegriff des Gottesthrones, der als Brennpunkt des ganzen kirchlichen Lebens in das himmelanstrebende Chor hineinwächst. Dem formenkundigen Beschauer fällt auf, daß der Ausklang nach oben den gesetzmäßigen Auslauf der Formen gewaltsam unterbricht. Das lautere Kunstwerk mußte sich diese bedauerliche Verstümmelung gefallen lassen, als es vor 150 Jahren in die engen Verhältnisse seiner neuen Heimat hineingezwängt wurde. Der Abschlußfries ist von fremder Hand nachträglich angebracht worden. In ihm befinden sich über 60 von Bischof Adames begutachtete Heiligen-Reliquien eingeschlossen“⁴.

Diesen Altar umgab ursprünglich ein Gerüst von 6 hohen Säulen aus grauem Marmor, welche eine gewaltige Krone trugen. Säulen und Krone wurden am 24. Oktober 1798 von der Pfarrkirche *St. Wendel* für 137 fl. 30 kr. käuflich erworben und als Teile eines neuen Hochaltars dieser Kirche aufgestellt. Der Abbruch, der Transport und das Aufstellen währten vom 12. November bis kurz vor Weihnachten. Über den Schicksalsweg des Altarmittelstückes ist folgendes in Erfahrung gebracht worden: „Die luxemburgische Pfarrei Michelau, gegründet 1805, kam auf der Suche nach einer Altarausstattung an den Altar der Abtei Tholey, der im Orte *Medernach* (Luxemburg) ungeschützt und unbeachtet in einem verlorenen Winkel ein unwürdiges Dasein fristete. Man erstand ihn zum Minimalpreis von 8 Louisdor und brachte ihn in seine neue Heimat“⁵.

Mit diesem Prunkaltar war unter Abt Theobert ein Werk vollendet worden, dessen kunstgeschichtliche Bedeutung von großem Wert für die wieder ins Leben gerufene Abtei wäre. N. Schütz, der Verfasser des in der Saarbrücker Zeitung vom 3. 3. 1951, Beilage „Geschichte und Landschaft der Saar“, erschienenen Aufsatzes „Der Prunkaltar der Abtei Tholey“ schließt seine Feststellung mit den Worten: „Alle Freunde und Verehrer des Gotteshauses *St. Mauritius* zu Tholey würden es sicher mit Jubel begrüßen, wenn der gewaltsam Verschleppte in seine Heimat am Schaumberg zurückfände.“

Man würde dem kunstsinnigen Abt Unrecht tun, wenn man glaubt, die priesterlichen, menschlichen und seelsorgerischen Eigenschaften hätten durch seine künstlerischen Bestrebungen gelitten. Dieses künstlerische Bemühen ist nur die Grundnote, die in seinem Wirken am stärksten anklingt. Nicht nur um den äußeren Schmuck des Gotteshauses war er bemüht, sondern auch um die Hebung des geistigen

Lebens seiner Mönche. Deshalb berief er aus dem befreundeten Kloster *St. Matthias*, wo die Wissenschaften unter Abt *Modestus Manheim*, der von 1731—1752 Rektor der Trierer Universität war, besonders blühten, den gelehrten Pater *Maximin Rumpel* als Lehrer der Philosophie und Theologie an seine Abtei, wo schon im Anfange des Jahrhunderts Pater *Columban Faber* aus *St. Matthias* mit Erfolg tätig war. So gedieh und blühte auch unter Abt Theobert das monastische Leben auf.

Als Inhaber des Patronatsrechtes von 16 Pfarreien im Amte Schaumburg lag dem Abt neben der Besetzung und Betreuung der Pfarrstellen auch die Erhaltung der Kirchen in den Gemeinden ob. Abt Theobert nahm als nomineller Pfarrer regen Anteil an der äußeren und inneren Ausstattung der Kirchen, wenn nötig unter Einsatz eigener Subsidien. Er beteiligte die Abtei bei dem Neubau einer dem hl. *Wendalinus* geweihten Kapelle in *Sotzweiler* im Jahre 1745. Auch *Winterbach*, das zur Pfarrei *Alsweiler* gehörte, erhielt zu seiner Zeit eine Kapelle (1755). Am 8. Juli 1751 legte er den Grundstein zu einem Kirchbau in *Bliesen*. Die Inschrift des Grundsteines, der sich 1903 beim Bau der heutigen Kirche vorfand, lautete: „Anno Domini 1751 8. Julii reaedificata est haec ecclesia ponente lapidum Rmo et amplo Dno Theoberto D'Hame Abbate in Tholey cum reliquiis S. Cunonis.“ Anscheinend hat auch die Dorfkirche zu *Freisen* ihre Barockaltäre der Kunstfreudigkeit des Abtes zu verdanken. Als der Neubau der *Freisener Kirche* 1758/1759 vollendet war, wurden laut vorhandener Kirchenrechnung für den Fuhrlohn von „drey Altären und Kanzel von *Scheuern* hierher zehn Gulden“ bezahlt. Diesem Vermerk ist zu entnehmen, daß die Altäre wahrscheinlich in *Scheuern* bei Tholey angefertigt worden sind. Nach der Volkstradition sollen Benediktinerbrüder der Abtei Tholey die Erbauer sein.

Eine Eintragung im Mitgliederbuch der *St. Wendeler Sebastiansbruderschaft* bietet einen Beweis dafür, daß Abt Theobert seiner Vaterstadt *St. Wendel* eine treue Anhänglichkeit bewahrt hat. Die Eintragung lautet: „1733 21. Januar. Heit dato haben Ihro Hochwuerden der herr Praelath von Tholey die hochloebliche bruderschaft des Hl. Sebastiani angenommen und versprochen so lang er leben einhalb Malter Korn zu Tholey abzunehmen in gemelter bruderschaft zu geben, das hochl. convent mit einbegriffen nach dem ableben aber, daß gemelt convent nach ihrem wohlgefallen darüber disponieren.“

In der ersten Zeit seiner Amtsführung brachte er einen Streit zum Ausgleich, den sein Bruder, Hofrat Franz Ernst d'Hame, mit dem Abt Caspar von Rousell wegen dreier Ochsen geführt hatte, welche von dem Verwalter des dem Kloster gehörigen *Wallesweilerhofes* gepfändet worden waren.

Nach Ausbruch des Polnischen Erbfolgekrieges im Jahre 1733 rückten im April 1734 französische Truppen unter dem Gouverneur von Metz, *General Belle-Isle*, in *St. Wendel* ein, wo sie ein Lager bezogen

und von dort aus auch die Abtei bedrängten. An Kriegslasten war auch in dieser Zeit kein Mangel. Zudem hatten die Franzosen einen bösen Gast eingeschleppt, nämlich die schwarzen Pocken, die sich besonders unter den Kindern ausbreiteten. An dieser furchtbaren Krankheit starben in St. Wendel verschiedene Verwandte des Abtes. Abt Theobert mußte an die Franzosen Schlachtvieh abliefern. Dechant Hansen berichtet von einem Briefe des Jahres 1734, aus welchem ersichtlich ist, daß sich der französische Marschall, General Belle-Isle, auch in Tholey aufgehalten habe.

Domkapitular Lager erwähnt auch einen Streit, in den Abt Theobert mit den Protestanten von Ottweiler im Jahre 1741 verwickelt wurde. Auf ein Ersuchen des katholischen Pfarrers von Ottweiler hatte er sich bereit erklärt, in der Fronleichnamsprozession das Allerheiligste zu tragen. Die Protestanten versuchten ein Verbot der Prozession zu erwirken. Da die Prozession dennoch stattfand, legte man in einer Klageschrift dar, daß es dem Frieden von Rijswijk zuwider sei, in dem Vorort von Ottweiler einen Altar aufzustellen und die Teilnahme eines Tholeyer Prälaten zu dulden. Nach einigen Maßregelungen verschiedener Bürger ließ man die Sache auf sich beruhen, da man in dem begonnenen österreichischen Erbfolgekrieg das Herannahen französischer Truppen befürchtete. Tatsächlich fanden im August 1743 französische Truppendurchmärsche statt.

Gegen die Regierung von Pfalz-Zweibrücken führte Abt Theobert im Jahre 1756 eine Klage beim Parlament zu Nancy wegen widerrechtlicher Einziehung von Zehnten und Renten von Gütern, welche die Abtei auf Zweibrücker wie auf lothringischem Gebiete besaß.

Gegen dieselbe Regierung erhob er Einspruch wegen des Verbotes einer Prozession von Baumholder. Außerdem sei es der auf lothringischem Gebiet liegenden Gemeinde Hoppstätten verwehrt worden, mit ihrer Prozession durch pfalz-zweibrückisches Gebiet zu ziehen. Obwohl der für Hoppstätten zuständige Pfarrer Andreas Stock von Bleiderdingen in dieser Sache zu Marschall Belle-Isle nach Metz reiste, und weitere Versuche erfolglos blieben, war der Streit bis zum Tode des Abtes noch nicht beendet. Die lange Jahre dauernden Schwierigkeiten, die Abt Theobert gegen die Zweibrücker Regierung zu bestehen hatte, mögen zum Teil darauf zurückzuführen sein, daß er im Jahre 1752 dem reichsunmittelbaren Freiherrn Florentius Joseph von Feignies, Herr zu Theley, Lauschied und Gonesweiler, in seinem Kloster Zuflucht gewährte. Freiherr von Feignies war mit dem Herzog von Pfalz-Zweibrücken in einen Rechtsstreit verwickelt und in seinem Gonesweiler Schloß bedroht worden. Von seinem Asyl aus strengte der Freiherr eine Klage gegen seinen Lehensherrn, den Herzog, beim Reichskammergericht zu Wetzlar an.

So könnten wohl noch manche Quellen aufgespürt werden, die uns vom Wirken des Abtes zuverlässige Kunde geben und aus denen hervorgeht, daß er mit Gewissenhaftigkeit den materiellen Besitz und die

Gerechsamkeit der Abtei verteidigte. Nach einer Fußnote bei Lager befindet sich in der Stadtbibliothek Metz eine Anzahl von Akten des Klosters Tholey, deren Einbanddecken fast alle das Prägiesiegel des Abtes in Goldpressung tragen (Abb.). Auch in dem von der Leyen-



Prägiesiegel des Abtes
auf Dokumentenmappen
in der Stadtbibliothek Metz

schen Archiv in Waal bei Augsburg sollen sich Akten aus der Zeit des Abtes befinden.

Das Tholeyer Lagerbuch des 18. Jahrhunderts enthält auf Fol. 49—49v die Bescheinigung des Priors von St. Maximin zu Trier vom Jahre 1741 über Reliquien, die „monasterio St. Mauritii in Tholeya“ überlassen worden waren. Der erwähnte Prior von St. Maximin ist der Bruder des Abtes Theobert, Damian d'Hame.

In den letzten Jahren seiner Amtsführung war sein Neffe *Theobert Ernst Anton*, ein Sohn des Hofrates Franz Ernst d'Hame, *Prior zu Tholey*. Im Jahre 1752 wird *Maximin Motte*, ein Luxemburger, als Propst von Tholey erwähnt, den der Konvent 1759 zum Nachfolger des Abtes Theobert wählte.

Als Abt Theobert am 1. Mai 1759 im Alter von 56 Jahren starb, war ein Leben monastischer Vollkommenheit beendet, ein Leben, das ganz ausgerichtet war in der heiligen Regel seines Ordens: „Umgürten wir unsere Lenden mit dem Glauben und der Beobachtung guter Werke, und gehen wir unter Führung des Evangeliums die Wege des Herrn, damit wir verdienen, ihn zu schauen, der uns in sein Reich rief!“ Die Glocken aller Pfarreien des Amtes Schaumburg läuteten die Kunde von seinem Hinscheiden in das Land hinaus.

Die „Gallia christiana“ ehrte sein Andenken mit den Worten „ab omnibus vere dilectus et pater pauperum vocatus“. Wir kennen die

Wohltaten nicht, die er als Pater pauperum, „Vater der Armen“, wirkte; aber dieses niedergeschriebene Wort des Chronisten bestätigt es, daß unser Abt, der so vieles für sein Kloster getan, auch die Notleidenden und Ärmsten nicht übersah, die an die Klosterpforte klopfen.

Er ist es würdig, in das Gedächtnis der Nachwelt einzugehen, und immer, wenn die Orgel der Abtei als Verkünderin des Lobes Gottes an den Hochfesten der Freude Konvent und Pfarrgemeinde zur stillen Andacht stimmt und zu festlicher Begeisterung hinreißt, sollen die Klänge zugleich ein Loblied sein auf den kunstfreudigen Abt Theobert d'Hame.

1 Dr. A. Ruppertsberg „Geschichte des Saargebietes“ — Saarbrücken, 1923 — S. 490.

2 Zimmermann, S. 124.

3, 4 und 5 N. Schütz

Literaturnachweis

Lager, „Die ehemalige Benediktinerabtei Tholey“ in „Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienser-Orden“ XXI 1900.

Bettingen Jul., „Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel“ — St. Wendel, 1865 —.

Müller Max, „Geschichte der Stadt St. Wendel“ — St. Wendel, 1927 —.

Zimmermann Walther, „Kunstdenkmäler der Kreise Ottweiler und Saarlouis“ — Düsseldorf, 1934 —.

Lohmeyer Karl, „Die Meister barocker Kunst an der Saar und ihre Auftraggeber“ i. Zeitschrift des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, Sonderheft Saarland Jgg. 22, Heft 1 und 2.

Hontheim, „Prodromus historiae Treverensis“ — Augsburg, 1757 —.

Wytenbach, „Gesta Trevirorum“ — Trier, 1839 —.

Moritz Dr. Pet., „Benediktinerabtei und Archidiakonat Tholey“ i. Paulinus, Trierer Bistumsblatt, Ausg. Saar Nr. 45/46 1950.

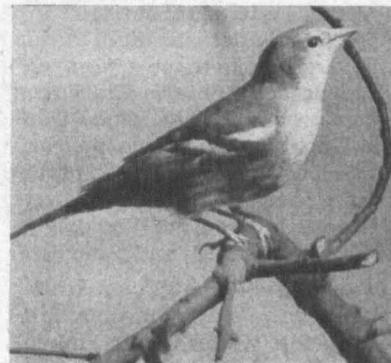
Schütz N., „Der Prunkaltar der alten Abtei Tholey“ in „Geschichte und Landschaft der Saar“, Beilage der Saarbrücker Zeitung vom 3. 3. 1951.

Levison, „Zur Geschichte des Klosters Tholey“ — Düsseldorf, 1927 —.

Abteiarhiv Tholey: Abschrift einer Tholeyer Abtliste, zusammengestellt von Regularabt Motte aus Dionysi sammarthani „Gallia christiana“ XIII, 561.

Taufregister des 18. Jahrhunderts im Pfarrarchiv St. Wendel.

Freundliche Mitteilungen des Diözesanarchivs Trier.



Der Buchfink

VON RICHARD GERLACH

Mit wenigen klaren Strichen und einem ebenso schönen wie eigenartigen Stil schildert Richard Gerlach in seinem Buch „Die Gefiederten“ (Classen Verlag Hamburg) die Vögel als „einen lebendigen Teil der Landschaft“ und als „des Äthers Lieblinge“. So läßt er uns auch in dem Kapitel „Der Buchfink“ die Wunder der Natur ahnen.

Lied des hellen, strahlenden Frühlings, einfach und doch voller Wohllaut, unermüdlich wiederholt, ohne einförmig zu werden: hoch beginnt es, sinkt ab zu einem Rollen, zaudert, schwebt und schließt forte. Heiter gelaunt, lustig hinausgeschrien, schwingt es vom Leisen und Lieblichen zum Starken und Mutigen, eine schlichte Strophe nur, immer die gleiche, und doch innig und schön.

Das Buchfinkenlied war der erste Vogelgesang, der sich meinem Ohr einprägte. Richtiger sprechen wir vom Buchfinkenschlag. Wenn die einzelnen Tongebilde scharf gegeneinander abgesetzt sind, nennen wir es „Schlag“. Auch die Nachtigallen und Sprosser schlagen. Bei den Kanarienvögeln und Lerchen fließen die Töne ohne Unterbrechung dahin: sie singen. Der Buchfinkenschlag beginnt andante und mündet über ein Accelerando in ein Allegro. Manchmal wechseln die Tempi, und die Tonhöhe senkt sich bis zum kraftvoll geschmetterten Ende. Ich war fünf Jahre alt, als mein Großvater mir die Silben vorsprach: „Zink zering zink zink zink ziah“. Seitdem kenne ich den Buchfinkenschlag. Später lernte ich den Satz dafür: „Ti ti ti ti ti's ist Frühjahr“.

Der erste Sachsenkaiser Heinrich soll in Quedlinburg am Finkenherd gegessen haben, und die Liebhaberei für den Finkenschlag hat in Deutschland nie aufgehört.

Johann Matthäus Bechstein, der „Vater der deutschen Ornithologie“, der die Wissenschaft als ein Vergnügen an den gefiederten Naturgeschöpfen betrieb und im Jahr 1794 ein treffliches Buch über die Naturgeschichte der Stubenvögel schrieb, besaß einundzwanzig Buchfinken, die er in Einzelkäfigen in acht Zimmern seines Hauses ver-

teilt hatte. Er stellte eine Rangordnung der guten Schläger auf. An erster Stelle nennt er den Harzer Doppelschlag, der aus fünf langen Strophen besteht, wovon die letzte mit einem gedehnten „Weingeh“ oder „Hodoziah“ endigt. Die Messerschmiede aus Ruhla in Thüringen wanderten sechzehn Meilen bis zum Harz, wenn sie solch einen Doppelschläger erwerben konnten, und ein Wort ging bei ihnen um, daß ein guter Fink eine Kuh wert sei. Der Gelderwerb war den mit irdischen Gütern wenig verwöhnten Heimarbeitern bei ihrer Liebhaberei nicht das Wichtigste. Wo heute in Handwerkerstuben der Radioapparat tönt, zwischerten damals Finken, Zeisige, Gimpel und Stieglitze.

Als nächstbesten Schlag nennt Bechstein den Reitzug, vier kräftig geschmetterte Strophen, die hoch herabklingen; dann kommt ein Triller und dann der „Reitzug“ mit einem Schnapp, wie es in der Finkenliebhabersprache heißt. Es folgt der Weingesang, mit einem der Oboe ähnlichen Ton, der Urnhäuser und der Langenfelder Scharfe, der Weidgesang, der Tambacher und der grobe Doppelschlag, der Schüttelzweitschger, der Voigtländische Weidmann, der Tambacher Bräutigam, der Reithahn, der Harzer Gutjahr und der Parakikah. Woraus man sieht, daß in einer Welt, die nicht weit von der Jean Pauls lag, eine einfache Weise doch sehr viele Abwandlungen haben konnte.

Es ist merkwürdig, daß der Finkenschlag nicht vererbt wird, sondern von jedem jungen Finken wieder gelernt werden muß. Je nachdem, in welcher Landschaft er aufwächst und welches Vorbild er hat, bringt er es zu mehr oder weniger Vollkommenheit. Aber auch die alten Finken scheinen im Herbst ihren Schlag zu vergessen und müssen ihn im Frühjahr wieder neu versuchen.

Die Ornithologen sind einhellig der Meinung, daß die meisten Singvögel, welche einen ausgeprägten Gesang haben, diesen schon als Junge im Nest durch das Beispiel des Vaters einstudiert bekommen. Als drei junge Hänflinge zu Pflegeeltern eine Feldlerche, eine Heide-lerche und einen Wiesenpieper erhielten, lernte jeder einen anderen Gesang, nämlich jenen Artgesang, den er jetzt zufällig hörte. Es klingt fast unglaublich, daß der Nestling in etwa vierzehn Tagen — dann sind Hänflinge und Buchfinken flügge — die Melodie seines Lebens annehmen soll. Doch in dieser kurzen Zeit entwickelt er sich auch von einem hilflosen Nesthocker zum selbständigen Jungvogel. Keine Blüte kann sich wunderbarer entfalten.

Das Finkennest im Baume, der weiche Napf aus Moos und Spinnweben, ist eines der hübschesten Vogelneester. In den kahlen Winterbäumen entdeckt man es leicht; im Sommer entzieht es sich den Blicken. Die alten Männchen überwintern bei uns. Die Weibchen und die vorjährigen Finken kommen im Februar und März aus Spanien und Frankreich zurück. Die Buchfinkenmännchen gewinnen sich wie die meisten Singvögel durch ihren Gesang ein Weibchen. Die Finkinnen wählen sich ihren Fink, bezaubert durch seine Stimme. Im

Sängerkrieg wird die Huld einer Heimkehrenden durch feurigen Vortrag errungen. Dann ist der Frühling da. Der Finkenschlag lockt die Knospen hervor, verleiht der Sonne doppelte Wärme und den Augen einen freudigen Glanz. Da sitzt er im Birnbaum, der Buchfink, und hat sein buntestes Kleid an: Schnabel und Kopf schimmern wie Schiefer, rot wie die Staubfäden der Apfelblüten ist seine Brust; wie weiße Blütenblätter sind die beiden Flügelbinden, und der Bürzel leuchtet grün wie das junge Laub.

Für wen schuf Deine Güte

*Für wen schuf Deine Güte,
Herr, diese Welt so schön?
Für wen ist Blum' und Blüte
in Tälern und auf Höhn?
Für wen ist hohe Wonne
da, wo das Saatfeld wallt?
Für wen bescheint die Sonne
die Wiesen und den Wald?*

*Uns gabst Du ein Vermögen,
die Schönheit einzusehn,
uns Menschen, Deinen Segen
zu fühlen, zu verstehn;
uns sollte all die Wonne
ein Ruf der Liebe sein,
mit jeder Morgensonne
Dir unser Herz zu weihn!*

*Nun sieh, o Gott, wir weihen
ein Herz voll Dankbarkeit
Dir, der uns liebt, und freuen
uns Deiner Gütigkeit!
Du hauchtest nicht vergebens
ein fühlend Herz uns ein:
Ein Vorhof jenes Lebens
soll uns die Erde sein.*

Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719—1803)

Dörrenbach im Ostertal Das Dorf und seine Flur

VON DR. KARL MATHIAS



In Deutschland gibt es zwei Grundtypen von Dorfformen: erstens die Haufendörfer (oder Gewanndörfer) mit meist unregelmäßigem Grundriß, umgeben von Gewannen, die in schmale und langgestreckte Grundstücke aufgeteilt sind, zweitens die Straßendörfer, bei denen die Häuser vielfach nur an einer Straße angereiht sind, meist mit Blockfluren, durch die eine geringere Streuung der Grundstücke gegeben ist. Haufendörfern begegnen wir vor allem im westlichen Deutschland, also im alten germanischen Siedlungsgebiet; sie reichen nach Osten bis zur Elb-Saale-Linie. Östlich dieser Linie — also im ursprünglich slawischen Siedlungsraum — ist dagegen neben anderen Dorftypen (Angerdorf, Rundling, Waldhufendorf usw.) das Straßendorf verbreitet.

Ein solches Haufendorf in unserem Heimatraum ist Dörrenbach im Ostertal. Das Dorf ist an der unteren Partie des Talgehänges erbaut; es meidet die hochwasserbedrohte Talau des Osterbaches. An der dorfabgewandten Seite des Tales erhebt sich aus einem kleinen Wäldchen eine riesenhafte Buche. Unter ihren weitausladenden knorrigen Ästen feiert die tanzfreudige Jugend nach der Heuernte ihren „Biechbaal“. Die „Rund Biech“ mit ihrem mächtigen kuppelförmigen Laubdach und der alte ehrwürdige Glockenturm aus dem 13. Jahrhundert mit dem Satteldach sind die Wahrzeichen Dörrenbachs. Die bäuerlich aussehende Siedlung liegt abseits der verkehrsreichen Landstraße. Eine Aufnahme aus der Vogelschau (Abb. 1) und ein Kärtchen (Abb. 2) zeigen deutlich, daß die eckig und winklig verlaufenden Dorfstraßen für den schnellen Durchgangsverkehr unbrauchbar sind. Die dadurch bedingte abseitige Lage erhält dem Dörfchen seine stillen Ecken und trauten Winkel, läßt ihm seine alten, das Dorfbild belebenden Straßebäume, die im anderen Falle dem Verkehr hätten weichen müssen. Wir finden hier noch die schöne Sitte des Hochzeitszuges (Abb. 3), der souverän die verkehrsarme Straße beherrscht. Die obengenannten Abbildungen und auch die Abbildung 4 verdeutlichen nicht nur den unregelmäßigen und eigenwilligen Grundriß des Ortes, das Gewirr von Straßen und Gäßchen, die zuweilen recht eng sind, um dann wieder breiter zu werden; sie zeigen auch das Häusergewirr, besonders im Bereich des Dorfkerns, dem ältesten Teil der Siedlung, dessen

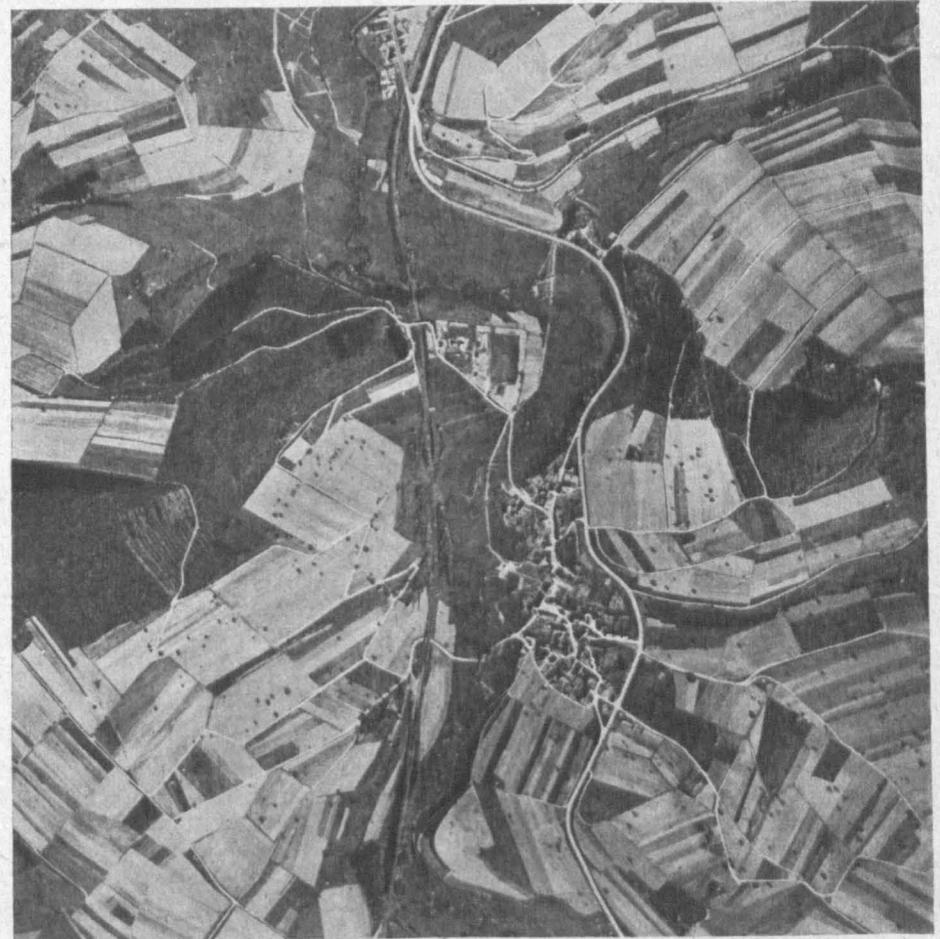


Abb. 1: Dörrenbach im Luftbild. — Gut zu erkennen ist das unregelmäßige Netz der Dorfstraßen und die Aufteilung der Flur in Parzellen. Die Großparzellierung, die besonders in der linken Bildhälfte deutlich wird, ist das Ergebnis der 1950 beendigten Flurbereinigung. (Veröffentlicht mit Genehmigung des Landesvermessungsamtes des Saarlandes).

Anlage ins Mittelalter zurückreicht. Die Häuser stehen meist mit ihren breiten Traufenseiten zur Straße. Hie und da (Abb. 5) findet man auch Bauernhäuser, die ihre Giebelseite der Straße zuwenden. Es ist in Dörrenbach — wie wohl in den meisten Haufendörfern — so, daß sich die Straßen und Wege nach den Häusern richten, um sich, so gut es geht, zwischen ihnen hindurchzuwinden. Das Dorf zeigt eine offene Bauweise, zuweilen sogar mit hausbreiten Baulücken, im Ge-

gensatz z. B. zu den Dörfern im Saargau und in Lothringen, wo sich, besonders im Bereich des Flachdachgebietes, die Hausfronten vielfach lückenlos aneinanderreihen.

Der Typus des bäuerlichen Hauses in Dörrenbach ist das sogenannte „südwestdeutsche Einhaus“. In der Abbildung 5 sehen wir es vollausgebildet und in geradezu klassischer Form. „Einhaus“ nennt man es, weil Wohnräume und Stallungen unter einem Dache liegen, was bei dem „mitteldeutschen Gehöft“, das für die Pfalz charakteristisch ist, nicht zutrifft. Unser Beispiel zeigt ein Gebäude mit zweistöckigem Wohnteil und mit zwei Stallungen (Kuhstall und Pferdestall), zwischen denen die Scheune liegt. Die kleinen, unmittelbar unter dem Dach eingebauten Doppelluken in dem Wirtschaftsteil des Hauses dienen der



Abb. 2: Dörrenbach - Haufendorf im Gebiet des „südwestdeutschen Einhauses“. Die 1938 erbaute, in nebenstehender Skizze nicht eingezeichnete neue Ostertalstraße (s. Abb. 1) berührt das Dorf nur am Rand. Der Ort zeigt eine offene Bauweise.

Durchlüftung. Wagen und Ackergeräte sind bei dem südwestdeutschen Einhaus im allgemeinen vor dem Haus plaziert, vor dem auch die Dunggrube angelegt ist; doch findet man gerade in Dörrenbach vielfach Geräteschuppen oder auch einfache, gegen Wind und Wetter schützende Überdachungen (Abb. 6). Diese sind im allgemeinen am Pferdestall angebaut. Solche „Schopphäuser“, wie man die Bauernhäuser wegen der angebauten Schuppen nennt, findet man übrigens innerhalb des deutschsprachigen Gebietes besonders häufig im „Krummen Elsaß“. Zu manchen Bauernhäusern gehört ein weiteres vollständiges Wirtschaftsgebäude mit Scheune und Stallungen, das sich in einigen Fällen sogar jenseits der Straße befindet.

In Dörrenbach kommen neben dem vollausgebildeten Bauernhaus auch das „Kleinbauernhaus“ (Abb. 7) vor; diesem fehlt ein besonderer Pferdestall. Die Verminderung des Stall- und Speicherraumes ist auf den Rückgang der landwirtschaftlichen Betätigung zurückzuführen. Das ist im Saarland bei bäuerlichen Siedlungen um so ausgeprägter, je näher sie zur Industriezone liegen. Sogenannte „Arbeiterbauernhäuser“, bei denen die Scheune weggefallen ist oder gar die Stallun-



Abb. 3: Hochzeitszug in Dörrenbach (1957)

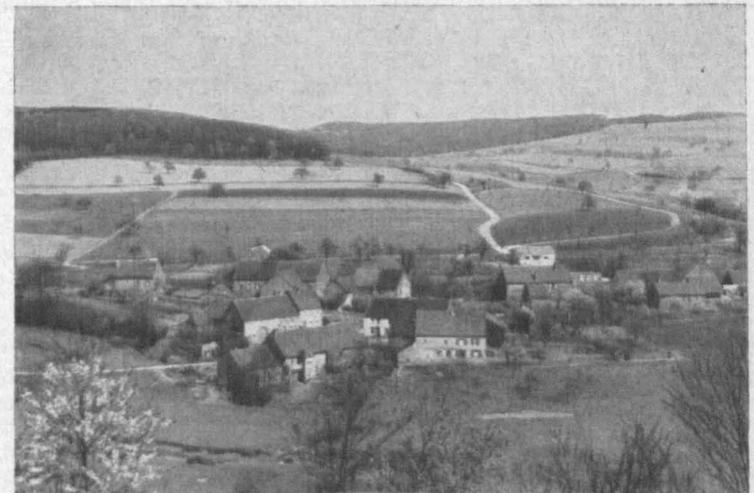


Abb. 4: Teilansicht des Haufendorfes (Gewannendorf) Dörrenbach (linke obere Ecke des Ortsplanes, Abb. 2). – Auffallend ist der regellose Verlauf der Straßen und die unregelmäßige Stellung der Häuser. Im Hintergrund ist deutlich die bereinigte Gewannflur zu erkennen.

gen unter den Wohnräumen liegen, sind in Dörrenbach selten. Ein Beispiel für diese Hausform gibt uns die Abbildung 8. Der straßenabseitige Giebel des Hauses zeigt das im Ort so seltene Fachwerk. Wir sind hier schon in der Nähe des Übergangsbereiches zum obengenannten „mitteldeutschen Gehöft“, für das diese Bauweise besonders kennzeichnend ist.

Obwohl in Dörrenbach etwa die Hälfte der Erwerbepersonen zur Arbeiterschaft gehört, finden wir das für den saarländischen Raum so charakteristische „Arbeiterhaus“ nur in einigen Exemplaren. Da dieser Haustyp nicht nur von Arbeitern, sondern auch von Beamten, Handwerkern usw. bewohnt wird, dürfen wir ihn vielleicht treffender, wenn auch stilistisch weniger schön, als „Nichtbauernhaus“ bezeichnen. Aus der Tatsache, daß etwa 70 Prozent der in Industrie und Bergbau Beschäftigten die Landwirtschaft als Nebenberuf betreiben, geht hervor, daß die Einwohner Dörrenbachs, deren Gesamtzahl etwa 400 beträgt, noch recht bodenverbunden sind. Dies schafft nicht nur größere Wohlhabenheit, sondern verhilft auch zu einer höheren Krisenfestigkeit, und zwar nicht nur materiellen, sondern auch moralischen Rückschlägen gegenüber. Leider hat die Flurbereinigung, deren Nutzen unumstritten ist, dadurch, daß sie den Landbesitz zu Ungunsten der Arbeiterbauern verschoben hat, die durch die Bodenverbundenheit bedingten Vorteile herabgemindert.

Vor der Flurbereinigung hatte Dörrenbach, infolge der fortgesetzten Erbteilung, eine in Kleinstparzellen aufgeteilte Gewinnflur, also schmale, langezogene Grundstücke in Gemengelage. Diese Streulage



Abb. 5: „Südwestdeutsche Einhäuser“ in Dörrenbach. – Die Häuser stehen regellos zu den winklig verlaufenden Straßen. Im Mittelgrund der Dorfbrunnen.



Abb. 6: „Schopp Häuser“ in Dörrenbach. – Schuppen oder einfache, gegen Wind und Wetter schützende Überdachungen nehmen das Gerät auf.

Abb. 7: „Kleinbauernhaus“ in Dörrenbach. – Ein Pferdestall ist nicht vorhanden. Die Bewohner dieser Kleinbauernhäuser, sowie der Arbeiterbauernhäuser bewirtschaften vielfach auch heute noch ihren kleinen landwirtschaftlichen Besitz als bodenverbundene, krisenfeste Arbeiterbauern.



der Parzellen und die damit zusammenhängende Besitzersplitterung erschwerten naturgemäß die Bewirtschaftung und machten sie fast unrentabel, so daß man gegenüber einer großzügig, rationell und nach streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten arbeitenden ausländischen Konkurrenz nicht mehr bestehen konnte. Die Flurbereinigung war dadurch unumgänglich geworden. Sie wurde in Dörrenbach in der Form des „Umlegungsverfahrens“ durchgeführt. Dieses Verfahren ist infolge der Neuvermessung der Gemarkung, der Neueinteilung des Wege- und Gewässernetzes, des Ausbaues der Wege usw. gegenüber der einfacheren „Zusammenlegung“ verhältnismäßig zeitraubend und teuer.



Abb. 8: „Arbeiterbauernhaus“ in Dörrenbach. — Eine Scheune fehlt. Heu und Stroh werden in dem stark heruntergezogenen Speicher gelagert.

Über Wesen und Bedeutung der Flurbereinigung und über ihre Durchführung im Landkreis St. Wendel wird an anderer Stelle in dem vorliegenden Heimatbuch berichtet. Es sei hier nur beispielsweise erwähnt, daß aus 60 Parzellen, die ein Landwirt bewirtschaftete, nun nach der Umlegung sieben Großparzellen geworden sind. Durch Zeiteinsparung und erhöhten Maschineneinsatz konnte das Arbeitspensum ganz erheblich gekürzt werden. Infolge der Flurbereinigung hat sich auch das Bild der Landschaft (vgl. Abb. 1 und den Aufsatz über die Flurbereinigung) geändert: so entstand aus dem bunten Mosaik der Gewanne eine Flur, die in ihren großen blockartigen Parzellen den Stempel einer größeren Einheitlichkeit trägt.

Des Hauses Krone

Unter allen Segnungen Gottes ist doch der Segnungen größte ein alter treuer Mensch. Die Krone des Hauses sind seine alten Eltern, und wären dieselben auch noch so kränklich, eigen und wunderlich. Sie, diese Alten, arbeiten wenig mehr und tun doch hundert Geschäfte ab, bald mit leiser Hand und Nachhilfe, bald mit dem stets wachen Auge, bald mit erfahrenerm, klugem Rat. Diese alten Leute sind ohne viele Worte eine viel bessere Predigt, als man sie je vom Pfarrer hört oder in Büchern findet.

JEREMIAS GOTTHELF

Neuordnung der Feldflur durch das klassische Umlegungsverfahren unter besonderer Berücksichtigung der Gemeinde Dörrenbach

VON VERMESSUNGS-ÜBERINSPEKTOR JOSEF KOLLING

Der Gedanke einer Flurbereinigung ist an sich nichts Neues. Schon im 19. Jahrhundert wurde mit Landzusammenlegungen begonnen. Man kann sagen: Mit dem Aufbruch der Industrie kam auch die Idee der Flurbereinigung auf, wenn auch in der Entwicklung langsamer, aber doch stetig fortschreitend. Durch die Industrialisierung wurden die Arbeitskräfte vom Lande in die Stadt abgezogen, und der Bauer stand bald allein mit seiner Familie auf seinem Grundbesitz und mußte die anerkannt schwere Arbeit mit seinen oft minderjährigen Kindern verrichten. Daß sich mit der Zeit alles die Waage hält, gilt auch für das Verhältnis der Landwirtschaft zur Industrie; denn die Industrie brachte landwirtschaftliche Geräte und Maschinen heraus, die dem Bauer die Arbeit wesentlich erleichterten. Die Entwicklung der landwirtschaftlichen Maschinen führte zu ganz erstaunlichen Höhen. Sie kam von der einfachen Mähmaschine zum Mähbinder und schließlich zum Mähdrescher. Es gab ferner eine Entwicklung von der Gespannkuh über das Pferd zum Traktor. Mit diesem starken maschinellen Auftrieb konnte natürlich die Landwirtschaft nicht Schritt halten. Als ein wesentliches Hindernis ist die Realteilung anzusehen, denn dadurch wurden die landwirtschaftlichen Nutzflächen immer mehr aufgeteilt. Es entstanden die regelrechten Handtuchparzellen mit geringen Breiten, wodurch sich natürlich der Einsatz von Maschinen unrentabel gestaltete. Im Durchschnitt hatte ein rein landwirtschaftlicher Betrieb in Dörrenbach eine Gesamtgröße von etwa 15—18 ha. Das entspricht etwa 120—160 Einzelparzellen, die in guten wie auch in schlechten Bonitätsklassen lagen. Man kann sich bei einiger Überlegung klar machen, daß in diesem Zustand ein rationelles Wirtschaften ausgeschlossen war. Um diesen Zustand zu beheben, griff der Staat in den dreißiger Jahren diese Angelegenheit auf und brachte 1937 das Umlegungsgesetz heraus, das noch heute im Saarland Gültigkeit hat.

Nach diesem Gesetz wurde auch in Dörrenbach die Umlegung durchgeführt. Im Jahre 1950 war sie abgeschlossen. Solch ein klassisches Umlegungsverfahren hat eine Laufzeit von 3—4 Jahren. Der Öffentlichkeit ist im allgemeinen nicht bekannt, welche Arbeit die Umlegungsbehörden zu leisten und welche Schwierigkeiten sie zu überwinden haben.

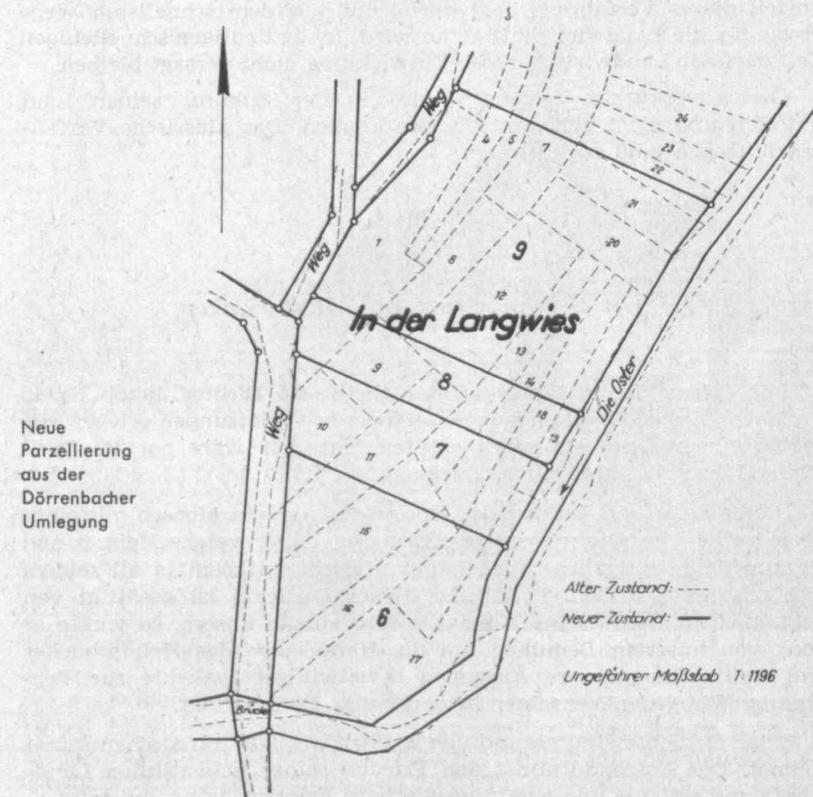
In den Zeiten des Nationalsozialismus war die Volksernährung die einzige Triebfeder der Flurbereinigung. Heute kommen Anregungen, die vom europäischen Markt ausgehen, noch hinzu.

Zunächst müssen die Unterlagen hergestellt werden, d. h. daß die öffentlichen Bücher (Liegenschaftsbuch wie auch das Grundbuch mit seinen Belastungen) abgeschrieben werden müssen. Jeder einzelne Teilnehmer ist zu legitimieren, denn es kommt sehr oft vor, daß der grundbuchliche Eigentümer schon vor 60—80 Jahren verstorben ist, in einer Zeit, in der das Grundbuch noch nicht angelegt war. Inzwischen wird die Gebietsgrenze (Gemarkungsgrenze) hergestellt. Es entstehen hier schon in den meisten Fällen Schwierigkeiten; denn die letzten Messungen an den Gemarkungsgrenzen fanden meist vor 100 Jahren statt, und es sind weder Steine noch andere Anhaltspunkte zu finden. Die Bonitierung des Bodens ist schon vorher durch den amtlichen Bodenschätzer (Reichsbodenschätzung) erfolgt. Es wird der Wege- und Gewässerplan entworfen und deren Oberen Umlegungsbehörde zur Genehmigung vorgelegt. Durch diesen Wege- und Gewässerplan tritt ein Wandel der landwirtschaftlichen Struktur ein. Es können schon vorhandene Wege belassen werden; viele Wege treten hinzu, so daß ein völlig neues Wegenetz entsteht. Die Auffahrten dürfen 8 Prozent nicht übersteigen. Dieser Wege- und Gewässerplan wird nun in die Örtlichkeit übertragen und aufgemessen.

Es entsteht durch das klassische Umlegungsverfahren ein vollkommen neues Kataster, d. h. neue Karten nebst Büchern. Wenn alle Berechnungen durchgeführt sind — und es sind nicht wenige —, wird der Umlegungsplan entworfen und wiederum der Oberen Behörde zur Genehmigung vorgelegt. Ist der Plan nun zur Durchführung freigegeben, so werden die Pläne in der Örtlichkeit vermarktet und anschließend zur Einsichtnahme und Erhebung von Einwendungen offengelegt. Viele meinen, sie hätten nur gutes Land besessen und durch die Umlegung nur schlechtes bekommen. Von anderen wieder glaubt man, daß sie gut abgeschnitten hätten.

Die Zuteilung ist in Dörrenbach so erfolgt, daß die Größe der neuen Parzellen zwischen 1—4 ha schwankt, d. h. daß ein Bauer mit etwa 18 ha Besitz, was etwa 140—160 Parzellen entspricht, nun noch 4—7 Parzellen (Abb.) bekommt, die er verschieden anbauen kann. Jedes Grundstück ist durch die Blockbildung von zwei Seiten erreichbar, ohne über das Eigentum eines anderen zu fahren. Die großen Pläne können in einem Arbeitsgang bewirtschaftet werden. Der Einsatz der Traktoren und anderer landwirtschaftlicher Maschinen ist gewährleistet und so auch mit geringem Arbeitsaufwand und Arbeitskräften die berufsmäßige Landwirtschaft rentabel gestaltet. Dasselbe gilt auch für Wiesen und Viehweiden. Es wird natürlich nicht möglich sein, in einem Haufendorf in jedem Falle einem Bauern die Viehweide hinter sein Gehöft zu geben. Der Umlegungserfolg liegt aber schon auf der Hand, wenn er seine Wiesen in einem Plan bekommt, auch wenn Teile davon etwas schlechter oder zu naß sind. Dieser Schaden wird meist durch die Umlegungsbehörde (Drainage) behoben. Zu erwähnen wäre in diesem Zusammenhang noch der Aus-

bau der Wege und Gräben. Der Ausbau erfolgt meist durch die Bauern selbst, in der heutigen Zeit mit Planiermaschinen. Die Hauptwirtschaftswegen werden befestigt und mit Seitengräben versehen. Die Entwässerung der Wiesen geschieht durch sogenannte Drainagen und offene



Gräben. Zu bemerken wäre noch, daß die Gewinn-Namen sowie die Naturdenkmäler durch die Umlegung nicht berührt werden.

Sind einmal zwei Jahre übers Land gegangen, so haben sich die Gemüter beruhigt, und das Dorfleben geht allmählich wieder seinen gewohnten Lauf. Von den Beteiligten wünscht dann niemand mehr den alten Zustand zurück.

Anders als das klassische Umlegungsverfahren ist das Zusammenlegungsverfahren. Es hat eine Laufzeit von einem Jahr. Bei diesem Verfahren soll den Bauern möglichst schnell geholfen werden. Es werden keine Vermessungen durchgeführt und auch kein neues Wegenetz entworfen. Der Schwerpunkt liegt hier auf dem freiwilligen Landtausch. Der Zusammenlegungseffekt ist bei einem solchen Verfahren

schon gegeben, wenn der Besitz der hauptberuflichen Landwirte eines Dorfes arrondiert ist. Es entsteht kein neues Kataster. Die Katasterkarten werden beibehalten. Es erfolgt lediglich eine Flurstücksvereinigung, was auch einen Vorteil für das Katasteramt bedeutet. Der Hauptvorteil dieses Verfahrens liegt darin, daß auf dem schnellsten Wege etwas für die Landwirtschaft getan wird. In der heutigen schnelllebigen Zeit darf der Landwirtschaft die Entwicklung nicht versagt bleiben.

Dieses verkürzte Verfahren wird in der Zukunft seinen Lauf antreten und nicht gehemmt werden können. Das klassische Verfahren hingegen muß zurücktreten.

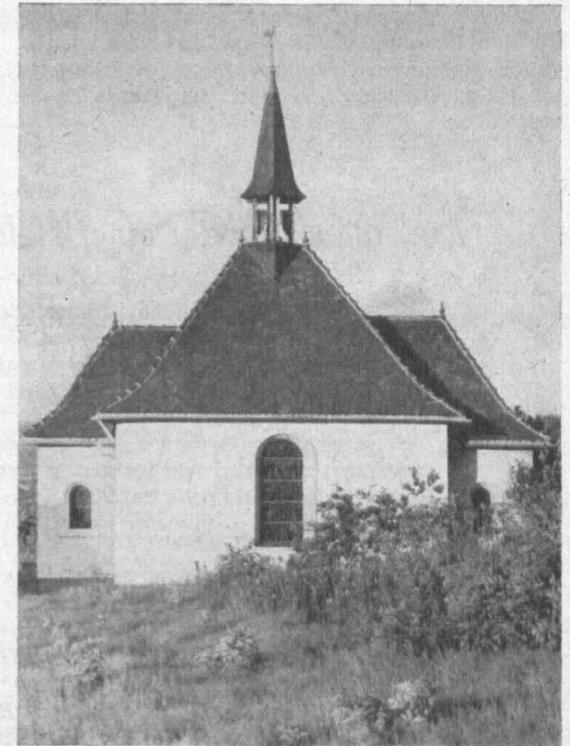
Zur Erinnerung an Jakob Kneip

Im Anfang dieses Jahres ist der rheinische Dichter Jakob Kneip im Mechernicher Krankenhaus den schweren Verletzungen erlegen, die er bei einem Eisenbahnunfall erlitten hatte. Er wäre am 24. April dieses Jahres 77 Jahre alt geworden.

Dieser Sohn und Dichter des Hunsrücks war ein Mensch mit einer Seele voll Liebe. Die inwendige Kraft und Fülle, welche Heimat und Herkunft ihm mitgaben, blieben unverfälscht wirksam in all seinem dichterischen Schaffen. Fast jedes seiner Gedichte ist gesättigt von heimatlichem Erbe. Seine Heimat grenzt an die unsere, so wußte er auch von unserem Bemühen um die Herausgabe des Heimatbuches und stellte für mehrere Ausgaben bereitwilligst Gedichte zur Verfügung. Wir gedenken seiner in dauernder Dankbarkeit.

Seine Gedichte sind gesund und kräftig wie Waldesrauschen seiner Heimat. Das Folgende atmet den Frieden seiner heimatlichen Landschaft und soll für uns eine unverlierbare Erinnerung an ihn sein:

*Überm Dorfe steht der Regenbogen,
Blanke Fenster glühn im Abendschein.
Aus der Mulde schwimmen Nebelwogen,
Taumeln trunken in die Glut hinein.
Wie das alles Atem hält und schweigt,
Wie das alles sich in Andacht neigt:
Eine Lerche! — o ihr Singen schwillt,
Daß der Klang den ganzen Himmel füllt.*



DIE KAPELLE IN DER STILLE

VON HERMANN BRILL

Abgeschieden von dem hastigen Getriebe unserer Städte und dem lauten Alltag der Großgemeinden, an uralter Römerstraße, liegt die kleine Ansiedlung „Weinhausköpfchen“. Tholey mit Abteikirche und Schaumberg auf der einen und St. Wendel mit Wendelsdom und Bosenberg auf der anderen Seite grüßen herüber zur Höhe. Die Handvoll schmucker Häuser ist eingebettet in Wald und Wiesen. Keine Straße führt nach hier, nur schmale Wege, die für den Landmann und den Wanderer gebaut sind. Wundersame Stille beherrscht das Leben. Des Morgens, um die Mittagszeit und am Abend mischt sich seit wenigen Jahren der Silberklang des Betglöckchens in solche traute Beschaulichkeit. Forscht ein Fremder, woher dieser Klang kommt, so findet er die kleine Kapelle, die unser Fotograf im Bilde festgehalten hat.

Die Johanniskapelle auf dem Weinhausköpfchen ist der Stolz der Bewohner. Generationen haben dafür gespart. Zweimal wurde die Bausumme durch Inflationen entwertet. Das konnte die Einwohner nicht entmutigen. Zehn Jahre nach dem letzten Krieg war es soweit:

Vollendet stand das Werk da, ein Schmuckkästlein, das innen wie außen für den frommen Eifer seiner Erbauer spricht, das in seiner kunstvollen, schlichten Gestaltung sagen will: Hier wird noch das Gottvertrauen großgeschrieben und das Beten in der Stille ist Herzensbedürfnis.

Die stillen Wunder einer kleinen Welt

*Ich suche auf des Lebens Seitenpfaden
die stillen Wunder einer kleinen Welt —
fernab von jenen, die im Glücke waten,
fernab von ihrem Hasten, ihrer Jagd nach Geld.*

*Mir rauscht der Brunnen noch die alte Weise,
wie einst der Ahn von seinem Wasser trank,
und eh' der Bach geht auf die weite Reise,
singt er sein Lied mir wie zu stillem Dank.*

*Die Blume, die am Wegrand steht, erblühet
vor Freude, wenn sie zärtlich zu mir spricht,
wenn Mondlicht über Dächern silbern sprühet,
zeigt mir der Kobold lachend sein Gesicht.*

*Der Falter gaukelt mir auf lichten Bahnen
den Weg zur Quelle, tief im Grund versteckt,
und mit des Spinnleins goldbrokat'nen Fahnen
hat mich der Elfen lustig Volk geneckt.*

*Die Vöglein künden mir mit frohen Zungen,
was sie erschaut beim letzten weiten Flug,
und ist ihr Sang im rauhen Herbst verklungen,
zieht meine Sehnsucht fort mit jedem Vogelzug.*

*Der Stein erzählt mir alte, dunkle Mären —
der Baum, der Strauch ergibt sich freudig mir —
und voller Liebe — sollt' ich's ihm verwehren? —
schenkt seine kleine Seele mir das Tier.*

*So find' ich auf des Lebens Seitenpfaden
die großen Wunder einer kleinen Welt —
fernab von jenen, die im Glücke waten,
fernab von ihrem Hasten, ihrer Jagd nach Geld — — —*

CARL LUDWIG SCHAFFNER

Bannbeschreibung des Dorfes Oberlinxweiler aus dem Jahre 1741*)

Mitgeteilt von Dr. Ludwig Prinz, Köln

Die Waldungen in diesem Bann sindt folgende:

1. der Kaymbacher Wald,
2. der Sternberger Wald.

Hauptnahrung.

Mit dieser hat es gleiche Bewandnuß wie zu Niederlinxweiler gemeldet worden.

Banngrenze und Waydgerechtigkeit.

1. an St. Wendel, Churtrierisch. N. B. Bey Pappelborn will ein klein Stückgen strittig gemacht werden, die Oberlinxweiler sind aber davon in undenkl. Possession.
2. an Werschweiler.
3. an den Niederlinxweiler Bann. NB. Die Niederlinxweiler sind auf dem Kaynbacher Bann, jedoch nur mit Rind- und Schaafvieh mit unß zu weyde berechtigt. Ferner sindt diese nebst den Remmesweiler der Kuppeltrifft im Reipertsbruch auf hiesigem Bann mit uns berechtigt, wann zuvor die Wieß allda von den Oberlinxweiler aufgethan worden. Lt. Vergleich de Ao. 1714.
4. an Remmesweiler. NB. Diese sindt einer Kuppelweydt mit uns berechtigt, vermög Vergleich de Ao. 1712 nemlich vom hintersten Himmesborn biß Haassenwinckelsborn, und biß an den Weyerdamm.
5. an die Winterbacher. Lothringisch.

Bann- und Gräntzbeschreibung.

Diese nimbt ihren richtigen Anfang im Eck oben am Schultzen Wald, welcher auf St. Wendeler Bann liegt an dem 13. Gräntzstein zwischen Nassau und Churtrier daselbst kommen drey Bänne zusammen, nehml. Wirschweiler Bann mit dem Rutzweyler Guth, und Oberlinxweyler mit dem Kaymbacher Bann, und der Churtrierische St. Wendeler Stadtbann.

An diesem 13. Gräntzstein wird sogleich Wirschweyler Bann mit dem Rutzweyler Guth verlassen und ziehet die Gräntze mit dem Churtrierischen St. Wendeler Stadtbann in einer alten Hohl und Weeg an dem Schultzenwald herab etwas ausgebogen 72 ruthen herab auff den 14. Gräntzstein auff welchem wie vorhergehender wie auch alle andere nachfolgende im Schild (Wappen mit dem kurtrierischen Kreuz) und das Nassauische Wappen im Schild (Wappen mit der Wolfsangel) vorwärts die Jahrzahl 1741 rückwärts aber der numerus 14 eingehauen

*) Staatsarchiv Koblenz, Abt 22, Nr 2317

zu finden ist, und stehet hart unterhalb der Straß von Fürth auff St. Wendel zu ist aber fast versunken und von dem Sand zugeflesset.

Von jetz bemeltem Gräntzstein in die unten daran sich befindende Hümes oder Clame derselben nach hinab 74 ruthen lang zum 15. Gräntzstein wie vorerwehnter signiret, welcher in dem Graben oberhalb oder rechter Hand hart am Flüßlein stehet, so vom Scheydebörngen herabkombt, hier wird der Oberlinxweiler Kaynbacher Bann verlassen.

Von dar ermeltem Scheydebornflüßgen nach, bergan 22 ruthen lang in das Scheydbörngen aus diesem Scheydbörngen drehet sich die Gräntze linker Hand fast winkelrecht einer reyhe Gräntzeichen nach etwas gegen Oberlinxweyler seithen eingebogen $35\frac{3}{4}$ ruthen lang zum 16. Gräntzstein.

Ferner von diesem etwas rechter Hand stumpfwinkeligt $27\frac{1}{4}$ ruthen lang hervor zum 17. Gräntzstein. Weiter drehet sich die Gräntze etwas linker Hand nach außweiß der Charten stumpfwinkeligt herauß 26 ruthen 3 schuhe lang zum 18. Gräntzstein.

Fürter ein klein wenig linker Hand ober denen Rodthecken am Hirschberg hervor 26 ruthen zu dem 19. Stein.

Von diesem etwas rechter Hand stumpfwinkelicht 33 ruthen lang zum 20. Gräntzstein.

So forth noch etwas rechter Hand zwischen den Rodthecken am Hirschberg und denen St. Wendeler Feldern $39\frac{1}{4}$ ruth. zu einer dicken Gräntzeiche am Pfad.

Von dar ziehet sich die Gräntze etwas linker Hand am Hirschberg hin, strumpfwinkeligt, wie aus der Ottweyler Oberamts Charten ersichtlich ist $42\frac{1}{4}$ ruthen zum 21. Gräntzstein.

NB. Dieser ist abgebrochen und stehet der Fuß davon noch in der Erde und muß ein neuer Stein gesetzt werden.

Von welchem ferner 7 ruthen 14 schue hin zum 22. Gräntzstein welcher hinter Hirschberg zwischen beyderseiths ackerfeldern stehet, und ein Eckstein ist.

Von diesem ziehet die Gräntze linker Hand im Stumpfwinkel wie aus der Charten ersichtlich 30 ruthen lang auf den 23. Gräntzstein, dieser ist rückwärts mit der Jahrzahl 1731 und darunter die Nro. 23 auf denen seithen aber mit beyder Hoher Herrschaftlichen Wappen und Schild signiret wis alle vorher beschriebene und nachfolgende Gräntzsteine.

Von dar forth in grader Linie auff eine Banneiche, und von dieser etwas linker Hand eingebogen auff noch etliche Gräntzeichen ferner auff den 24. Gräntzstein $52\frac{1}{2}$ ruthen.

Von diesem weiters etlichen Gräntzeichen nach etwas eingebogen 45 ruthen 3 schu lang zum 25. Gräntzstein.

Von letzterwähnten drehet sich ein wenig rechter Hand $53\frac{3}{4}$ ruthen lang zum 26. Gräntzstein welcher oben an der Miß stehet, und ein Eckstein ist, darauf vorwärts die Jahrzahl 1585 gegen dem Feld oben an der Miß der Numerus 26 jenseith gegen St. Wendel das Chur-

trierische Wappen, und disseiths gegen Oberlinxweyler zu der Nas-sausische Wolfsangel im Schild eingehauen ist, wie denn solche signa auf vorhergehenden und nachfolgenden zu finden sind.

Von diesem drehet sich die Gräntze rechter Hand fast winkelrecht, und einer Reyhe außgebogener Gräntzeichen hinter Bruchmühl, deren Feldern allda so genant $79\frac{3}{4}$ ruthen lang zum 27. Gräntzstein, welcher wie hergehende bewappnet, und vor oder unterwärts mit der Jahrzahl 1731 und rück- oder oberwärts mit Nro. 27 signiret ist, und stehet wie gemelt hinter den Feldern auff Bruchmill.

Von dannen etwas rechter Hand denen Gräntzeichen nach hinab, und über den dasigen Hohrech ober der Habichsau zwerch hinab durch die Wießen bis an die Bließ 32 ruthen lang, und so forth in die Bließ, und zwerch durch dieselbe hinüber auff den 28. Gräntzstein welcher $3\frac{3}{4}$ ruthen abseithen des Ufers oder Stadens von der Bließ stehet, disseiths dem Fußpfad von Oberlinxweyler nach St. Wendel zu aber nicht signiret ist.

Von diesem ferner zwischen beyderseits wießen hin zu einem alten niedrigen Stein 9 ruthen 6 schue und von selbigen zwerch auf den Wiesengrund, auff einen Land- und Gräntz- auch Wießen Graben, oberhalb der Allwieß, welche auf Oberlinxweyler Bann liegt hin zu einer Gräntzeich welche außerhalb dem Wießengeheeg im Feld stehet, grade zu ende vorermelten Gräntz- und Landgraben, so forth von ermelter Eiche über das Feld hin etwas rechter Hand an die Straß welche von Oberlinxweyler nach St. Wendel ziehet daselbst unterhalb der Straß liegt der 29. Gräntzstein welcher daselbst noch zu ersetzen ist unter einer Gräntzeich, ist noch nicht signiret.

Von dannen in hergebrachter grader Linie zwerch über die St. Wendeler Straße 18 ruthen bergan, durch beyderseithige Rodthecken einigen darzwischen in der Linie stehenden Gräntzeichen nach, bis zum 30. Gräntzstein, worauff beyderseiths Herrschaftlich Wappen und vorwärts die Jahrzahl 1585 eingehauen ist, der numerus aber noch darauf zu hauen.

Weiter etwas linker Hand zwischen beyderseithigen Rodthecken hinauff, zum 31. einem gemeinen Stein ohne signa, an dessen statt ein förmlicher neuer Gräntzstein zu setzen ist, in der Länge von $45\frac{1}{4}$ ruthen.

Von dar noch etwas linker Hand sich drehend, $34\frac{1}{2}$ ruthen zum 32. Grenzstein, dieser ist ein alter Stein, welcher abgebrochen, dabey aber ein neuer liegt und gesetzt werden muß.

Von dannen in hergebrachter Linie zwischen beyderseits Rodthecken $37\frac{1}{2}$ ruthen zu einer großen Gräntzeiche welche außerhalb am Feld aufm Streitt und dichte an denen St. Wendeler Rodthecken daselbst stehet.

Ferner von dar, etwas linker Hand, denen Gräntzeichen nach, welche zwischen hiesigen Feldern aufm Streitt, und denen St. Wendeler Rodthecken stehen 162 ruthen lang zum 33. Gräntzstein ein uhralter rauher Sandstein $1\frac{1}{2}$ schuhe hoch ist nicht signiret, und stehet

oberhalb dem Feld oder Flurweg, rechter Hand oder diesseiths, wie selbiger über die Gränze hinaus in die St. Wendeler Rodthecken ziehet.

Von erwehntem Stein zwerch über den Feldweg 14 ruthen auf eine Gränze, und von dieser etwas rechter Hand und ferner $23\frac{1}{2}$ ruthen lang, da hat sollen ein neuer Stein gesetzt werden.

Von wannen in hergebrachter graden Linie hinterm Feld auff dem Streitt, und vor den St. Wendeler Hecken hinab auf eine Gränze, welche diesseiths am Graben oder Hümme an der obersten Hirtzbach stehet, von dieser über dasige hiesige Viehtrifft, über die Hirtzbach oberst hinaus auch einige Gränzeichen und Bergan, zwischen denen St. Wendeler Feldern, und denen hiesigen Rodthecken hinauff zum 34. Gränzstein, welcher auff der Höhe hinter denen hiesigen Rodthecken hinter der Raitzenbach stehet und vorwärts mit der Jahrzahl 1585 signiret, ist ein hoher Gränzstein darauf aber Nro. 34 einzuhauen wäre.

Von diesem berührten hohen Gränzstein ziehet die Gränze etwas linker Hand hinter denen hiesigen Rodthecken berg ab, in die Pappelborner Hümme, derselben nach hinab mitten durch das unten an dieser Hümme gelegene Weyhergen und so forth in den Pappelborn $50\frac{1}{4}$ ruthen.

Aus diesem ermelten Pappelborn, welcher oben in denen Wiesen in der Raitzenbach jenseiths hart unter dem Hohrech oder Ackerrech befindlich steigt die Gränze grade über den Hohrech hinaus und streichet so forth durch das Weyherwießgen jenseiths Pappelborn gelegen schlaue etwas schreege hinüber / : gegen den 35. uhralten Gränzstein zu : / auf verschiedene Stöcke von umbgehauenen Gränzeichen, und in hergebrachter graden Linie, ferner auf die von denen hiesigen Rodthecken an, noch stehende Reyhe Gränzeichen und dieser Reyhe Gränzeichen so forth noch hin zu bemeltem uhralten Gränzstein, welcher $2\frac{1}{2}$ schuhe hoch und auf jener seithen das Churtrierische Wappen und auf dieser seithen den Nassauischen Wolfsangel eingehauen ist daran aber Nro. 35 noch einzuhauen wäre. Diese Distanz von Pappelborn an biß an diesen Stein hält in grader Linie denen Stöcken und Gränzeichen nach 65 ruthen, er mangelt der Jahrzahl welche wegen Länge der Zeit verloschen.

Von jetzt gedachtem Stein denen Gränzeichen nach hinab, in ein Clämgen oder Gräbgen 27 ruthen, von dar etwas linker Hand dem Gräbgen nach zwischen beyderseiths Hecken $18\frac{1}{2}$ ruthen zu einer Gränze, welche rechter Hand hart am Gräbgen oder Clämgen stehet, von derselben etwas rechterhand 15 ruthen 2 schuh zu dem 30. Gränzstein, dieser stehet oben in den Wiesen in der Wurtzelbach hart an dem Geheeg inwendig an der Wiesen.

Von ermeltem Stein ziehet die Gränzscheidung in die Krümme von der Wurtzelbach, und dieser nach durch daselbiger orthen hinüber gehende gemeine Viehtrifft zwerch hinauff, mitten in der Wurtzelbach zum 37. Gränzstein, welcher liegt, und der Fuß daran noch jen-

seiths der Bach zwischen denselben und dem Wiesengraben in der Erden steckt, darneben aber auch ein neuer Stein liegt, welcher noch zu setzen ist, diese Länge hält in sich in grader Linie 73 ruthen.

Von berührtem Stein ziehet sich die Gränze linkerhand von der Wurtzelbach heraus, und über den gemachten Wiesengraben fast winkelrecht durch das Geseer oder über Gebüch zwischen beyderseiths Hecken, 31 ruthen lang zu einer dicken Gränze, von dieser drehets sich rechterhand schlaue stumpfwinkeligt zu $6\frac{1}{4}$ ruthen lang zu noch einer dicken Gränze, von dannen aber zwischen dem Gebösch grade bergan biß auff den Hübel hinter dem Wurtzel-feld $36\frac{3}{4}$ ruthen ferner lang da stehet der 38. Gränzstein, auf welchem jenseiths nehml. das Churtrierische Wappen im Schilde, und diesseiths nehml. der Hochfürstliche Nassauische Wolfsangel im erhabenen Schilde eingehauen zu finden ist, darauff aber Nro. 38 sambt der Jahrzahl noch zu signiren wäre.

Von jetzt gedachtem Gränzstein ziehet sich die Gränze zwischen dem beyderseitigen Gewäld, etwas Berg ab mit Winterbach forth in hergebrachter Gränzlinie $39\frac{1}{2}$ ruthen lang zu dem sogenannten Rothenstein, welcher ein ungehauener Sandstein zu 2 schuhe hoch ist weiter aber nicht signiret.

Von berührtem Rothenstein drehet sich die Gränze etwas rechter Hand zwischen dem Gewäld hinein 21 ruthen, auff eine Gränze, und von dieser in hergebrachter Linie forth zu eine Reyhe alter Gränzeichen und Buchen, unterhalb dem Winterbacher Weeg, und dieser Reyhe Eichen und alter Gränzbuchen nach, ferner 44 ruthen lang, zu einer großen Gränzbuche, welche diesseiths hart unter dem Weeg stehet, welcher von Remmesweyler auff Winterbach ziehet, die ganze Länge von sogenannten Rothenstein biß hieher an bemelte alte große Gränzbuche ist zusammen 65 ruthen.

An dieser ermelten großen Gränzbuche wird die Gränze mit Lothringen dem Winterbacher Dorffsbann verlassen, und ziehet von dar an, das Dorff Remmesweyler mit Oberlinxweyler dem Winterbacher Weeg nach, linkerhand durch beyderseithiges Gewäld zurück fast winkelrecht 36 ruthen biß vor die Remmesweyler Waldung und von dar ferner gedachtem Winterbacher Weeg nach fort noch 33 ruthen lang biß an die Viehtrifft.

Von dannen drehet sich die Bannschiedung fast winkelrecht linkerhand aus dem Winterbacher Weeg in die Viehtrifft an denen untersten Flachsgarten Wiesen herab, biß gegen den Flachsgarten alten Weyerdamm zu $78\frac{3}{4}$ ruthen lang.

Notha: Diese Viehtrifft ist bey vorgewesener Renovatur von der Gemeynde Oberlinxweyler also abgesteckt und belassen worden, damit wann etwan die Felder dasiger orthen besaamt seyn solten, sich beyde zusammenstoßende Gemeynen Remmesweyler und Oberlinxweyler derselben jedoch ohne Blumenschaden ohngehindert mit ihrem Vieh bedienen mögen.

Ferner von dar rechter Hand winkelrecht über den Flachgarther Weyherdamm und hergebracht dessen Linien forth, durch das Feld hinter Haaßwinkelsborn un der Flachgarther Heyd auf Remmesweyler Bann gelegen, etwas bergan, auf den Hübeln, da stehet ein schlechter Feldstein, an dessen statt ein anderer zusammen ist, diese Länge hält 100 ruthen.

Von jetzt ermeltem Stein ziehet die Bannschiedung nach hergebrachter Linie, etwas linkerhand auff der Höhe, zwischen beyderseiths Feldern hin 87 ruthen oberhalb Haaßwinkelsborn stehende Bannstein seine signo.

Von besagtem Stein drehet sich die Bannschiedung noch etwas linkerhand, auf der Höhe zwischen beyderseiths Feldern, oberhalb dem großen Scheibling, welcher auf Remmesweyler Bann liegt 90³/₄ ruthen hin, zu einem Bannstein welcher auch nicht marquiret, dieser Stein stehet hart linkerhand am Weeg von Remmesweyler auff Oberlinxweyler zu.

Von diesem jetzt ermeltem Stein noch linkerhand etwas schlaw über ermelten Weeg, auff verschiedene Banneichen; und denenselben nach biß an den Wald Steinberg 59¹/₂ ruthen lang.

Von dar durch den Waldschlag des Steinbergs einem Steinreiß nach über die Höhe forth 118 ruthen lang.

Von dar rechterhand stumpfwinkeligt dem Hange in den Wald schlaw hinab, 46 ruthen lang, woselbst am Ende des alten Walds ein Stellweeg anfängt, von diesem vor dem Jungen Stangenwald, etwas linkerhand hinab hinter denen Remmesweyler Feldern, und über den Weeg, welcher von der Remmesweyler oder Kißmühle nach Oberlinxweyler ziehet 58 ruthen lang.

Von dar hart unter ermelten Weeg an, etwas rechterhand schlaw über des Kißmüllers Feld 23 ruthen lang in den Reippersbruchborn.

Aus diesem Born, dessen Flößlein nach, biß in die sogenannte Sultzbach 14³/₄ ruthen gerader Länge.

An diesem Orth in der Sultzbach wird Remmesweyler verlassen, und Niederlinxweyler angenommen, und ziehet die Bannschiedung mit Niederlinxweyler der Sultzbach nach hinab biß mitten in die Bliß 38 ruthen lang.

Von dannen mitten in der Bliß hinauff unter dem Steeg daselbst, worüber der Fußpfad durch die Wießen in Reippersbruch nach Remmesweyler gehet, hindurch, und ferner hinauff, zu 40 ruth lang, woselbst jenseits am Ufer oder Staaden von der Bliß eine Staude oder Stock stehet, dahin ein Stein gesetzt werden muß.

Von jetzt ermeltem Staaden von der Bliß fast winkelrecht ab, aber denen Wießen in denen Hirtten in Niederlinxweyler Bann gelegen, gegen der Niederlinxweyler oder Ottweyler Straaßen zu 21¹/₂ ruthen und zwerch über ermelte Straaß und von derselben einer Reyhe Eichen am Waldschlag des Kaynbacher Walds, hieher den Ackern am langen Birnbaum, auff Niederlinxweyler Bann ge-

legen 20 ruthen lang, biß in den Eck an ermelten Wald, wo die Felder wenden.

NB. An diesem orth ist mit der Bannbeschreibung abgesetzt worden, weylen der Kaynbacher Wald zwischen denen Dörfern Ober- und Niederlinxweyler in der Schmaltzweyde und Eckerich auch Rauhweyd und benöthigtem Brennholz von Laagerholtz gemeinschaftlich.

So dann aber oben ermeltem Kaynbacher Wald am sogenannten Rehlenberg mit dieser Bannbeschreibung continuiert worden.

An berührtem Rehlenberg nun stoßet der Oberlinxweyler Kaynbacher Bann, hier an den mehrerwehnten Kaynbacher Wald, und ziehet von dannen an Trauff des ermelten Walds oberm gehen Berg hinter, ober denen Feldern, ober der Seyentränk hin, auf den Eckwald 258 ruthen.

Von da linkerhand winkelrecht herab an Trauff des Kaynbacher Walds 19 ruthen lang.

Von diesem Orth, winkelt sichs wieder unterm Waldschlag rechterhand hinter, zu 29 ruthen.

Von wannen sichs wieder linkerhand hinab winkelt an ersagtem Wald 5 ruthen lang.

Forthan winkelt sichs abermahlen unterm Kaynbacher Waldschlag rechterhand hinter etwas außgebogen 34 ruthen lang biß in den hintersten Eck am Hange.

Von diesem Orth drehet sichs am Waldschlag linkerhand herab 29 ruthen lang. — Da drehet sichs wieder rechterhand stumpfwinkeligt und ausgebogen dem Hochrech unterm Waldschlag hinter, biß an den alten Kalkofen, in dem Kaynbacher Waldschlag befindlich ohnweit dem Weeg von Oberlinxweyler nach Derrenbach zu, diese Länge hält in sich 51 ruthen.

Von ermeltem alten Kalkofen drehet sich die Bannschiedung stumpfwinkeligt abseithen gegen der Mühl zu, und derselben nach 151 ruthen lang, biß dahin wo der Haupt zwerch stellweeg durch den sogenannten Dorrenbösch im Kaynbacher Bann gelegen, hierauf ziehet.

Fürter drehet sichs etwas linkerhand, zum Theil nach gedachter Mühl noch hinauf, durch die beyderseithige Rodhecken 84 ruthen lang zu einer Banneiche, welche hart diesseiths an der Straße stehet, so von Fürth auf St. Wendel gehet, da muß ein Bannstein gesetzt werden, und kommen daselbst mitten in der Straß der Oberlinxweyler mit dem Kaynbacher Bann, der Niederlinxweyler und Wirschweyler Bann mit dem Rutzweyler Guth zusammen.

Woselbst dann der Niederlinxweyler Bann verlassen und der Werschweyler Bann mit dem Rutzweyler Guth angenommen wird, und streichet die Bannschiedung linkerhand von da mitten in der Straßen von Fürth nach St. Wendel zu, und zwahr der alten Straßen nach, welche gegen den Eck des Schultzen Walds zu ziehet, biß auf den 13. Gränzstein woselbst der Anfang mit dieser Bannbeschreibung, und nun auch das Ende daselbst gemacht wurde, diese Länge hält in

sich 195 ruthen, und stehen daselbstigen Orthen der alten Straßen nach in dieser Bannlinie noch verschiedene Banneichen.

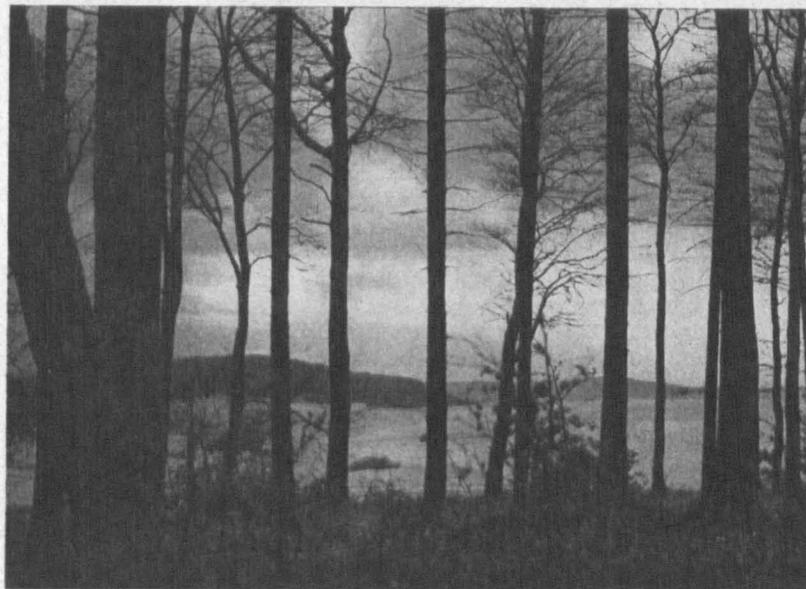
Servitut Weydgerechtigkeiten oder Kuppelweyden mit denen Niederlinxweylern und Remmesweylern.

Erstl. Den Kaynbacher Wald belangend, so genießen darinnen die Gemeynden Ober- und Niederlinxweyler die Mast alß Rauhweyde gemeinschaftlich wie auch die Beholtzigung vom Laagerholtz außer Mittwochs und Freytags so verbottene Täge sind, in Jahren aber wo es überflüssig Mast giebt, Gndgst. Herrschaft sothane Waldung mit beschlägt.

Zweytens sind die Niederlinxweyler auf dem Kaynbacher Bann jedoch nur mit dem Rind- und Schafvieh mit denen Oberlinxweylern zu weyden berechtigt.

Ferner und drittens sind die Niederlinxweyler nebst denen Remmesweylern, der Kuppeltrift und Weyde auff denen Wießen in Reppertsbruch auff hiesigem Bann, mit denen Oberlinxweylern berechtigt, wann zuvor von denen Oberlinxweylern die Wießen alle aufgethan worden laut Vergleich de Ao. 1714.

Sodann 4tens sind die Remmesweyler mit denen Oberlinxweylern mit ihrer Heerd und Zugvieh der Weyde in dem Jungen Stangenwald am Steinberg nembl: oberst von dem Spitz der Wiesen im Reippersbruch, berg an, an den Trauff des alten Walds am Steinberg hinauf, biß an den Stellweg an die Bannschiedung alda, wie die gelbe Farb in der Charte ausweiset, berechtigt, vermöge Commissarischen Bescheyds de dato Ottweyler d. 21. Juny 1718. — Weiter und 5tens sind die gedachte Remmesweyler einer Kuppelweyde mit denen Oberlinxweyler berechtigt nehml. vom Eck des Steinberger Walds, wo dieser an den Weeg stößet, welcher von Remmesweyler auff Oberlinxweyler gehet, von dar auf den hintersten Hiemesborn, von dannen grade auf Haaswinkelsborn hin, von daselbst hinter Haaswinkelsborn hinab, an das Wiesengeheeg, und diesem nach, an denen Wießen hinauf, zwahr auswendig, der Wießen biß an den Flachsgarthen Weyher Damm, wie gleichfalls die gelbe Farbe in der Charte ausweiset und zeigt vermög Commissarischen Bescheyds de dato Ottweyler d. 21. Juny 1718.



„Molkenborn“ bei Urexweiler

Zum Abend

*Kühle weht herauf vom Ried
Hinterm Wald versank die Sonne
Nur ein spätes Vogellied
Singt noch von Tageswonne.*

*Mach ein Ende deinem Tun,
Bruder Mensch, und lausch der Ferne ...
Wo die dunklen Wälder ruhn
Blitzen schon die ersten Sterne.*

*Bald — so kommt er still hervor —
Leuchtend mit dem Silberschilde,
Den sich Gott zum Wächter kor,
Und sein Glanz verheißt uns Milde.*

Peter Aumüller

Die gebannten Kirchendiebe

VON HANS KLAUS SCHMITT

In verschiedenen alten Wendelinuslegenden wird von Wundern berichtet, die nach dem Tode des heiligen Wendelin geschahen. In einer bekannten spätmittelalterlichen deutschen Legendensammlung, die „Wenzelpassionale“ genannt wird, weil sie während der Regierungszeit König Wenzels (1391—1419) in Nürnberg entstanden ist, wird in der darin enthaltenen Wendelinuslegende am Schlusse von zwei Wundern berichtet, die zeigen, wie St. Wendelin seine Grabkirche und seine Stadt schützt. Es ist zunächst die Schilderung der Erblindung und Heilung eines waghalsigen Aufrührers, der mit seinen Reisigen die Stadt überfallen und berauben wollte, und eine weitere Erzählung von zwei Kirchendieben, die mit ihrem Raub nicht aus der Stadt herausfanden, die gefangen genommen und hingerichtet wurden. Erstere hat eine neue Form gefunden in der „Legende vom Dukatenhäuslein“ (Heimatbuch des Kreises St. Wendel, Ausg. 1949).

Der Legendentext über die beiden Kirchendiebe lautet:

„Es waren einsmals zwen dyeb die kamen in Sant Wendel kirchen vnd stalen im groß gut vnd kamen dar mit aus der stat vnd sie gyen zwen tag vnd zwo naecht vm die stat in dem wald hin und her vnd kundent nit darvon komen vnd man ergriff sy mit dem gutt vnd man fyeng sy damit vnd hyeng sy an einen galgen / also rach gott seinen lieben diener sant Wendel wann er ist seyn großer nothelffer. Nun bitten wir den lieben Herren Sant Wendel das er vns vmb got erwerb alles das vns gut sey an leyb ouch an sel / vnd das er vnser fuersprech sey in vnsern letschten zuegen das wir von gott nymer gescheden werden. Amen.“

Die köstliche, künstlerische Sprache der Legende, die in ihrer naiven Schlichtheit und sachlichen Anschaulichkeit heute noch entzückt, verrät, wie P. Dr. Alois Selzer in seinem hagiographischen Werk „St. Wendelin“ dazu bemerkt, einen Erzähler von großem Stil, dem man unter früheren Prosaerzählern unserer Literatur einen der besten Plätze wird einräumen müssen.

Diese Legende von den beiden Kirchendieben, die an den Ort ihrer Tat gebannt wurden, hat sich bis in die Schweiz verbreitet. In der St. Wendelskapelle zu Stalden bei Menzingen im Kanton Zug sowie in der Fialkapelle Allenwinden bei Baar befinden sich gleichmäßig Barock-Bauernmalereien mit je 12 Bildern auf einem Tafelgemälde mit der Darstellung des Lebens St. Wendelins. Im Wallfahrtsort „Auf dem Stalden“ bei Menzingen, wo schon sehr früh ein Bildstock gestanden hatte, wurde 1597 durch Gelübde eines vor einem wildgewordenen Stier geretteten Bauern die hübsche Kapelle erbaut. Die Nachbargemeinden gehen mit Kreuz auf den Stalden, und die vielen gestifteten Messen sind beredete Zeugen für Vertrauen und Dankbarkeit



Zwey Dieben die Sanct Wendels grab die Kirchen diebstül Gott nit schenckt, beraubent eilends tragen ab, si werden an den galgen ghenckt.

des Volkes. Die 1697 erbaute Fialkapelle Allenwinden ist ein Wendelinus-Heiligtum und besitzt seit 1932 eine Reliquie des Heiligen.

Das letzte der obengenannten Bilder steht uns zur Verfügung; es zeigt das Geschehen um die beiden Kirchendiebe und ist ein für uns besonders wertvolles Bild. Die in der Legende geschilderte Handlung ist in drei Szenen auf dem einen Bilde dargestellt. Rechts verlassen die beiden Diebe mit dem gestohlenen Gut eilend die Kirche. Links haben zwei Wächter die beiden Diebe bereits ergriffen, welche flehend um Schonung bitten, während einem von ihnen schon die Schlinge um den Hals gelegt wird, und im Hintergrund auf einer Höhe hängen die Verbrecher am Galgen.

Legende und Bild haben gewiß in unserer Stadt St. Wendel ihren geschichtlichen Kern, den die Erforschung wohl nicht mehr erreichen kann. Die Entstehung der Legende ist in tiefes Dunkel gehüllt. Aber wir erkennen das Wesen der deutschen Volkssage, die Angst und Warnung vor dem Bösen zeigt und ernstes Volksgericht sein soll über Untaten, denn sie beschönigt kein Unrecht und ist in diesem Punkte treuer und redlicher als die Geschichte.



Bei Louis Pinck zu Gast

Eine Erinnerung an den großen
lothringischen Volksliedersammler

VON KARLSCHWINGEL

„Was vergangen, kehrt nicht wieder; aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück“, sagt ein Dichterwort. Mit ihm will ich die Erinnerung an einen Mann einleiten, der mir unvergeßlich geblieben ist, einen guten Geistlichen und Vater seiner Gemeinde Hambach und einen Volkskundler, dessen Werk höchste Anerkennung in seiner Heimat und weit darüber hinaus gefunden hat. Wer kennt nicht die „Verklingenden Weisen“, jene „Perlen in Muscheln am Strand des deutschen Sprachenmeers“, wie sie die Einleitung zum 2. Bande der Lieder 1928 bezeichnet. Mit Recht konnte Pinck damals auf eine verwandte Sammlung hinweisen, auf die Lieder, die Arnim und Brentano in „Des Knaben Wunderhorn“ zusammengetragen hatten und „die dort wie gepreßte Blumen in einem Herbarium liegen“. In Lothringen aber blühten sie, als Pinck zu sammeln begann, „noch in unverwelkter Pracht“. Unter den Liedern der „Verklingenden Weisen“ sind solche, die Jahrhunderte zurückreichen, wie das „Karfreitagslied“:

*Unser Herr Jesus in den Ölgarten ging,
sein bitteres Leiden er anfng,
da traueret alles Laub und Gras
und alles, was auf Erden wachst.*

*Die hohen Bäum, die biegen sich,
die harten Felsen zerspalten sich.
Die klare Sonn verliert den Schein,
Waldvögelein läßt das Pfeifen sein...*

die Volksweisen „Es wollt ein Mädchen früh aufstehen“, „Graf Friedrich wollt ausreiten“, „Graf Backewill“, „Der Lindenschmied“ u. a. m.

Louis Pinck hat mit seiner Sammlung von Lothringer Volksliedern nicht nur seiner Heimat einen Born schönster Lieder neu erweckt, sondern über deren Grenzen hinaus jedem liederfrohen Herzen innige Freuden geschenkt. In unserer Zeit, wo das Radio uns Tag für Tag mit nichtssagenden Schlagern überschüttet, merkt man so recht beim Le-

sen in den „Verklingenden Weisen“ und beim Anhören der alten Weisen — Radio Saarbrücken hat zuweilen etliche der Lothringer Lieder in guter Darbietung gebracht —, welcher Schatz an altem Volksgut hier beschossen liegt. Die von Pinck gesammelten Lieder sind nicht auf den lothringischen Raum beschränkt, sind aber sonstwo meist schon untergegangen. Ich entsinne mich, daß meine verewigte Mutter, die aus der Eifel stammte, eine ganze Menge der „Verklingenden Weisen“ kannte, wenn auch in Varianten.

Den ersten Band dieses Volksliedschatzes schenkte mir mein hochverehrter Lehrer, Professor Ludwig Blatter, der bekannte Herausgeber der Zeitschrift „Unsere Saar“. Ich suchte damals dorfauf- und -ab nach Volksliedern der Heimat, schrieb alte Majbüchlein ab und sammelte Volksreime aus dem Brauchtum. Ich muß gestehen, daß mir trotz meiner Mühe keine „Funde“ gelangen; was ich entdeckte, hatten andere vor mir längst gesammelt. Was ich aber bei diesem emsigen Tun als Gewinn verbuchen konnte, war die Genugtuung, daß ich, auf „Liederfang“ ausgehend, immer tiefer in das Wissen um das heimische Volkstum eindrang. Es blieb nämlich nicht bei Liedern, Sprüchen und Reimen, wie man ja niemals ein Einzelgebiet bearbeiten kann, ohne daß sich die Türen zur Nachbarschaft überall öffnen, ohne daß sich hundert Fragen erheben, die alle verlockend zur Lösung drängen.

Damals war mir Pincks Sammlung eine Offenbarung. Mit Andacht und Hochachtung versenkte ich mich hinein. Auch die feine bibliophile Ausstattung sprach mich sehr an; die dem Liedgehalt so innig verbundenen Zeichnungen des nun schon lange verstorbenen Künstlers Henri Bacher entzückten mich. Er hatte es verstanden, das stille und doch so schöne, das arbeitsame und fromme Lothringen vor dem Betrachter auferstehen zu lassen mit seinen vertrauten Fachwerk- und den so seltsam anmutenden Steinhäusern, mit seinen Kirchen und Kapellen, Denkmälern, Burgen und Schlössern, den traulichen Interieurs der Bauernstuben, den feinen Möbeln, Tellern und Gläsern... So war das betuliche Blättern in den „Verklingenden Weisen“ eine beglückende Reise durch unser Nachbarland, mit dem uns so viel Geschichte und Brauchtum verbindet. In diesem Werke Pincks lag aber nicht nur eine Volksliedersammlung vor mir, wie sie die Wissenschaft schätzt, nein, es war auch eine Volkskunde Lothringens, durchsungen und durchklungen von alten, lieben Weisen. —

Ich hatte mich damals auch der Erforschung unserer ländlichen Bauweise zugewandt und durchstreifte zu Fuß und zu Rad das Saarland, um nach der Weise Wilhelms Peßlers unsere Bauernhausformen kartographisch darzustellen. Ludwig Blatter riet mir, Louis Pinck aufzusuchen; er versprach sich gerade vom lothringischen Grenzgebiet wichtige Aufschlüsse. Ich schrieb nach Hambach und erhielt bald darauf eine freundliche Einladung für den Ludwigstag, den Namenstag des Pastors.

Wer aus unserm Bliesgebiet in die Heimat Pincks fährt, der gelangt nicht in die Fremde. Dort stehen die gleichen däftigen Bauern-



häuser mit dem Krüppelwalmdach wie bei uns, beschattet von Nußbäumen und Roßkastanien, dort sind die gleichen geräumigen Dorfstraßen mit den weiten Höfen, auf denen die „Mischt“ einen Ehrenplatz einnimmt und allerlei Ackergerät und -gefährd von der Tagesarbeit des Bauern kündet. Es sind aber auch die gleichen Menschen hüben wie drüben: ernst, wortkarg, bieder, zurückhaltend und doch zuweilen so schalkig und witzreich, so froh und lustig, aufgeräumt und zu allen Späßen und Neckereien aufgelegt. Eine Grenze war freilich da und Douaniers auch, aber es war wie heute, wo man wegen der wirtschaftlichen Verbindung die Westgrenze wenig spürt.

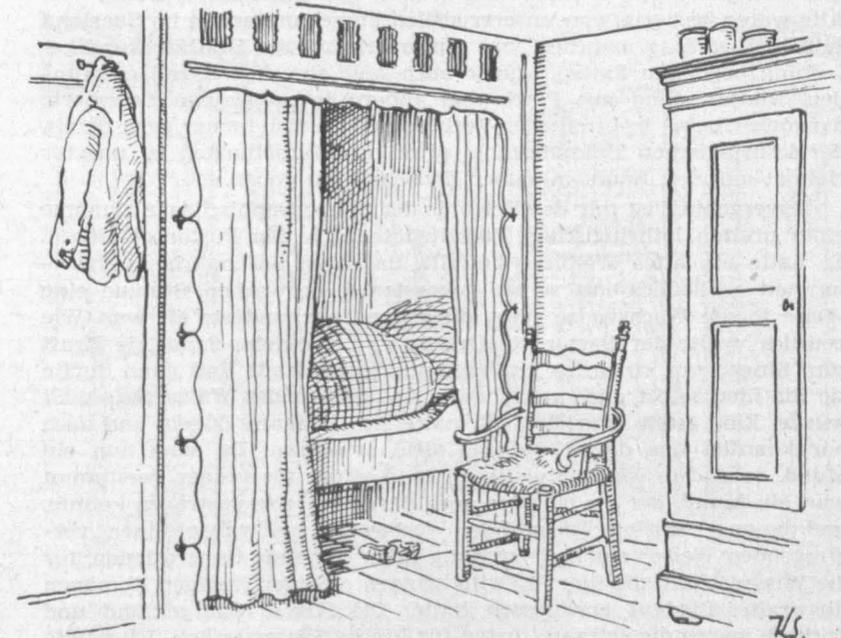
Erst recht zu Hause fühlte man sich im alten Hambach. Ein Dorf wie bei uns, Bauern und Arbeiterbauern, letztere in der nahen Industrie tätig, deren Einflüsse damals noch nicht so überstark spürbar waren wie heute in Ostlothringen bis in die kleinsten Winkel. Das Pfarrhaus neben der Kirche war unschwer zu finden. Seinen Südgiebel beherrschte ein mächtiges Missionskreuz, dessen Heiland auf den Friedhof mit den alten Steinen niederblickte.

Ich schneite gerade hinein in die Bewillkommnung der vielen Gäste, die fast durchweg dem geistlichen Stande angehörten und ihren Confrater zu seinem Namenstage im Jahre des Heils 1932 aufgesucht hatten. Da waren auch etliche Lehrer, Helfer des Pastors bei seinen Volksliederforschungen. Ich war der einzige Gast aus dem nahen Saarland.

Louis Pinck begrüßte mich herzlich, führte mich durch die Räume des alten Hauses und zeigte mir seine berühmte Sammlung alten lothringischen Hausrats, der sich harmonisch in die Räume fügte und einen guten Einblick gab in die hochstehende Handwerkskultur des

Landes. Ich kannte schon so manches Stück von Bachers Zeichnungen her. Da waren die gleichen einfachen Truhen mit den Herz- und Sternmotiven wie bei uns, da gab es aber auch die formal reicher behandelten, vielfach sogar eingeleigten Möbelstücke, die charakteristisch für Lothringen sind. Bunte Lothringer Teller mit Blumen und Vögeln leuchteten vom Schaff, eine Uhr in hohem Gehäuse tickte gemächlich im Tempo der „alten Welt“, eine geschweifte Kommode entzückte durch das zarte Lüster ihrer Politur, ein Alkoven mit Vorhang füllte eine Stubenecke, Stühle mit Strohgeflecht luden zu behaglichem Verweilen, Gläser mit eingeschliffenen Bildern und Sprüchen ließen an Lothringer Landwein, an Quetsch und Mirabell denken, die unbedingt zu der einfachen Gastlichkeit der Bauern gehören.

Pastor Pinck kam auf meine Untersuchungen zu sprechen und gab mir bemerkenswerte Aufschlüsse und Anregungen, auch Hinweise auf Literatur. Im lothringischen Bereiche fehlte es noch an eingehenden



Alkoven in Oberlinxweiler

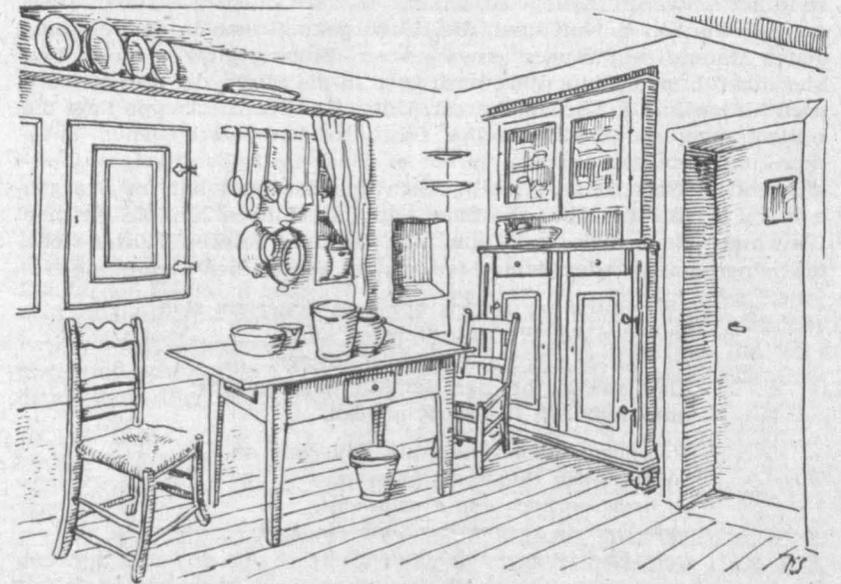
Untersuchungen der ländlichen Bauweise, wie sie damals bei uns durch die Arbeiten von Keuth und Klein geschahen. Ein junger Helfer Pincks fand sich zu uns, der in Nancy seine Ausbildung zum Architekten erhielt, Emil König aus Hellimer, der sich für meine Forschungen sehr aufgeschlossen zeigte und mir später, nachdem ich ihm die

notwendigen Erläuterungen gegeben hatte, manch wertvolle Zeichnung schickte.

Louis Pinck war die markanteste Persönlichkeit dieses Kreises für die Heimat aufgeschlossener Lothringer, ein ernster, ruhiger, fast bescheidener Mann, dessen Blick von scharfer Beobachtungsgabe, aber auch von Güte und Verstehen zeugte. Sein umfängliches Wissen war bei allen Gesprächen zu spüren; er stand über den Dingen und wußte zu allen Zweigen volkskundlicher Forschung interessante Verbindungen zu schlagen. Wir tafelten ausgiebig, wie sich das an einem lothringischen Tische, besonders an einem so hohen Festtage, gehört und sprachen den Spezialitäten der Küche und des Kellers bei lebhafter Unterhaltung tüchtig zu. Pinck schätzte von den Weinen besonders einen blaßroten Mosel, der mir ebenfalls ausgezeichnet mundete. Auch die Hausmacher Schnäpse wurden nicht vergessen. Es herrschte eine aufgeräumte und herzliche Stimmung, und ich kam mir, obwohl erst seit wenigen Stunden in diesem Kreise, gar nicht mehr fremd vor. Alle waren begierig, von unserer stillen Forschungsarbeit im Saarland zu hören, und so manches, was wir unter Ludwig Blatters kundiger Leitung begonnen hatten, wurde auch hier als wegweisend empfunden. Blatter stand mit Pinck und andern lothringischen Forschern, darunter Touba, in brieflicher Verbindung; er war immer gern bereit, der lothringischen Heimatkunde, soweit sie Beziehungen zu unserer Heimat aufwies, Raum in seiner Zeitschrift zu geben.

Unvergeßlich ist mir das Erlebnis der phonographischen Aufnahme eines uralten lothringischen Volksliedes durch den Pastor geblieben. Er hatte ein altes Weiblein bestellt, das nach anfänglicher Schüchternheit schließlich mit seiner geborstenen, schwachen Stimme eine Weise in die Wachswalze sang, die schon Jahrhunderte alt war. Wie betulich wußte der Pastor die Greisin zu behandeln, damit sie Kraft zum Singen vor einem so großen Auditorium fand! Und dann durfte sie ihr Lied selbst auch vernehmen, wie es von der Walze abgespielt wurde. Eine große Ergriffenheit malte sich in ihren Zügen, und auch wir konnten uns dieses Gefühls nicht erwehren. Da sang nun ein Mund, so dachte ich, der vielleicht bald schon für immer verstummt war, ein Mund, der als einziger noch die alte Weise vortragen konnte, und die anspruchslose Technik der Wachswalze half wieder einer „verklingenden Weise“ zur Auferstehung für kommende Generationen, für die Wissenschaft, die hier in Ostlothringen eine der wenigen Domänen für uraltes Liedgut erschlossen hatte. Die Kreise Saargemünd und Forbach waren die ertragreichsten für Pincks Sammelarbeit. Ich mußte an meine Kindheit denken, wo man in den Dörfern des Abends in der Maj noch so gerne sang, wo Mädchen und Buben singend durchs Dorf und hinaus auf die Landstraße wandelten, wo die Alten ihre handgeschriebenen Liederhefte und die Aufzeichnungen über das Besprechen der Krankheiten wie einen Augapfel hüteten. Hatte nicht schon Goethe geklagt, das Volkslied sterbe aus, man singe nun lieber „Ich liebe nur Ismenen“! Damals gab es auch schon Schlager, aber das

Volkslied war geblieben, war noch in meiner Kindheit wieder neu erwacht durch die Jugendbewegung. Wie würde sich alles weiter entwickeln? — Am Nachmittag fuhren wir mit dem Auto eines der Gäste ins Land hinaus, denn Pinck wollte mir schöne, alte Bauernhäuser und besonders die so selten gewordenen Gipsdecken zeigen. Überall war der Pastor bekannt, überall klangen Gruß- und Scherzworte, huben Gespräche an. Pinck machte mich auf jede Besonderheit aufmerksam, er zeigte mir die feinen Muster der Gipsdecken, die mit Hilfe von Modeln hergestellt worden waren und wies auf die Ähnlichkeit mit den Truhenschnitzereien hin. Er hatte die Gipsdecken photographieren und zeichnen lassen. Wir unterhielten uns über die Forschungen Freys über die Hausformen in Lothringen. Mich interessierten besonders die Grenzformen, wo das echte lothringische Haus und das unsrige Verbindungen eingehen, wo sich, wie in Maxstadt, dessen interessante Bauernhäuser Emil König später für mich aufnahm, der dreiräumige Giebel mit der Traufenstellung und dem Kehlbalckendach



Küche in Oberlinxweiler

verbindet. Pinck stellte heraus, wie sehr gerade der Herdraum Zentralraum des Hauses ist: „Die Küche, genauer gesagt: der große Herd, der fast die Hälfte der Küche einnimmt, bildet den Mittelpunkt des Hauses. Vom Herd aus bekommt die Küche Licht und Wärme; Licht von oben durch den weiten, offenen Schornstein, durch den es regnet und schneit; Wärme durch das Feuer, das mittels der Kaminplatte vom Herd aus auch die Stube durchwärmt. Backofen und alle Feuerungen

des Hauses münden auf diesen Herd und in seinen riesigen Rauchfang, in dem Fleisch und Wurst in Luft und Rauch aufs schmackhafteste geräuchert werden. An einem Balken befestigt hängt ein verschiebbarer Eisenhaken, die „Hohl“, an ihr über dem Herdfeuer der „Kochhawe“. Die „Fierhunn“ (Feuerhunde; kurze, nach vorn hin kopfartig verzierte Eisenstücke) hüten das Feuer und beschränken es auf seinen Raum. An und um diesen Herd spielte sich in früheren Zeiten der Hauptteil des häuslichen Lebens ab. Er war der Mittelpunkt des Hauses und in Erinnerung daran wird noch heute in Lothringen das Familienfest beim Einzug in ein neues Haus „die Hohl ufhänge“ genannt. Die Küche ist auch insofern der Mittelpunkt der alten lothringischen Wohnhäuser, als sie tatsächlich in der Mitte des Hauses liegt: „Durch den langen Gang, „der Husäre“, wird die Wohnung von der Stallung getrennt, beide liegen unter einem Dach. In der Mitte des Hauses geht es, meistens der Stalltüre gegenüber, rechts in die dunkle Küche, die keine Fenster hat, sondern, wie gesagt, vom Schornstein her schwach erhellt wird, hie und da auch durch die Glastüre der anliegenden Stube. Nur durch die Küche gelangt man in die verschiedenen Räume des Hauses, einen andern Zugang gibt es nicht. Von hier aus führt die Stubentüre nach vorn in die Stube, die Kammertüre nach hinten in die Küchenkammer. Unter der Speichertreppe liegt die Kellertreppe; die Speichertreppe führt zu den verschiedenen Speicher- und Fruchtkammern“. So hat es Pinck im 3. Band seiner „Verklindenden Weisen“ dargestellt. Auch das Saarland hat im Saargau und im Niedtal bis über die Saar nach Merchingen hin die gleichen Lothringer Bauernhäuser. Wenn man in einer solchen Küche steht, fällt einem das wunderschöne Lied aus der Pinck'schen Sammlung ein:

*„Wenn ich des Nachts vor dem Feuerlein steh
und von der Herzallerliebsten hör,
so fällt es mir im Herzen so schwer,
als wenn ich bei der Herzallerliebsten wär:
ganz heimlich tu ich sie grüßen.*

*Und wenn man zündet ein Feuerlein an,
so fährt der Rauch als oben an,
so hoch, so hoch ans Firmament,
man will ja suchen der Lieb ein End:
kein End ist mehr zu finden.“*

Das kann nur in einer Lothringer Küche am Haarscht entstanden sein, wo die Flamme nach Kessel und Kesselhaal züngelt und der Rauch sich verliert zwischen den speckig glänzenden Rußwänden des Kamins, hoch hinauf, wo zwischen den Speckseiten und Würsten die Sterne hereinschauen können... in der sanftflackernden Helle eines Raumes, wo vom Backes her die zinnernen Öllampen und das Kupfergeschirr blinken, in einem Raume, der seit Jahrhunderten Herzraum des Hauses und Mittelpunkt des Lebens ist. — Ich war in der Nachbarschaft untergebracht und schlief in einer sauberen, getünchten

Stube, wo fromme Heiligenbilder von den Wänden schauten, in einem kühlen Bett unter Hausmacher Getüch und einem mächtigen Federbett. Ich konnte lange nicht einschlafen wegen der vielen nachhaltigen Eindrücke meines Besuchs. Draußen schossen erst noch lange die Schwalben zwitschernd vorüber, dann senkte sich die Nacht auf das Dorf. Die Häuser hatten ihre sanften Lampenaugen aufgetan. Die Gespräche vor den Türen verstummten, hier und da kam leises Kettengerassel aus den Ställen, Hufschlag und behagliches Muhen. Die Sterne wurden heller. Ich lag und dachte über das Erlebte nach. Ich wußte, daß ich Hambach und Louis Pinck nicht vergessen würde.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit Emil König weiter durchs Land. Wir radelten von Hellimer aus durch die Dörfer. Ich hätte immer weiter fahren mögen durch das anmutige Land, das überall soviel Vätererbe bewahrte...

Louis Pinck hat noch spät viel Leid erfahren, körperliches wie seelisches, und sein Werk wurde vom Nationalismus auf beiden Seiten verkannt. Während man auf nationalsozialistischer Seite versuchte, es politisch auszumünzen, aber gleichzeitig Angehörige seiner Familie auswies, sah man in haßgeschwängerten Nachkriegszeiten auf französischer Seite den Sammler der Volkslieder aus dem deutschen Sprachgebiet Lothringens, dessen Arbeit doch selbst in französischen wissenschaftlichen Kreisen höchste Anerkennung gefunden hatte, im Zwielficht. Aber man weiß heute wieder besser, was man an Louis Pinck besaß: einen der größten Söhne Lothringens, der die Schätze der Vergangenheit sammelte, weil er wußte, daß sich in der Kulturlandschaft Lothringens, in seinen Siedlungen, in seinen Sitten und Gebräuchen, seinem Hausrat, in seinen Liedern der Mensch dieses Landes ein Denkmal geschaffen hat, das nicht übersehen werden kann, weil es die wahre Wesenheit dieses arbeitsamen, frommen, traditionsverbundenen Stammes verkündet, der es wert ist, daß man ihn versteht und achtet. Die „Verklindenden Weisen“ sind der schönste Ausdruck der stillen, liederfrohen Seele Lothringens.

Mütter singen mit ihren Kindern

Wer sich ganz versenken will in den Urgrund alles Musikalischen, der muß hinab zu den Müttern steigen. In jeder Generation wiederholt sich das Geheimnis: Wo eine Mutter ihr junges Kindlein wiegt und in Schlummer singt, tut sie es nach alter Weise. Seit eigener Kindheit vielleicht vergessen, taucht nach Jahrzehnten des Lebens das Lied wieder auf, das die Urahnin schon gesungen hat. Die Worte werden oft mühsam der Vergangenheit entronnen, aber die Weise klingt und fließt klar und stark wie das Herzblut der Mutter zum Kinde. Keinem kleinen Kinde bietet eine Mutter einen Schlager an. Da schwingt noch eine kleine, wenige Töne umspannende Melodie, sanft ansteigend, sich wiederholend, umkehrend zum schlichten Ausklang.

M. S.

Brandkatastrophen im alten St. Wendel



VON HANS KLAUS SCHMITT

Wenn wir die vergilbten Blätter alter Urkunden durchblättern, stoßen wir zuweilen auf Schilderungen, die aus dem unmittelbaren Erleben einer Katastrophe heraus niedergeschrieben wurden, aus denen noch der Schreck spricht, den solche Schicksalsschläge in der Bevölkerung hervorgerufen haben. Es handelt sich meistens um Brandkatastrophen, von denen unsere Vorfahren häufiger heimgesucht wurden als wir heute. Wenn vor mehreren hundert Jahren in St. Wendel ein Brand ausbrach, so war es im Hinblick auf die damals vorherrschende Bauweise und infolge der Primitivität der Löschmittel und dem Mangel der Feuerlöschorganisationen sehr schwer, den Brand auf seinen Herd zu beschränken, so daß Feuersbrünste keine Seltenheit waren. Damals wurden in unserer Stadt die Häuser und Wirtschaftsgebäude zum Teil noch aus Fachwerk gebaut, die Dächer waren — insbesondere bei landwirtschaftlichen Anwesen — vielfach mit Stroh gedeckt, so daß im Brandfalle die Flammen einen günstigen Nährboden fanden. Wirkungsvolle Feuerlöschgeräte waren nicht vorhanden, und wenn ein Brand ausbrach, so fehlte es nicht nur an den Mitteln, sondern auch an der organisatorischen Planmäßigkeit als Voraussetzung für eine erfolgreiche Brandbekämpfung.

Unsere Stadt hatte bis zum 18. Jahrhundert fortgesetzt mit Feuersbrünsten zu kämpfen. Wir lernen schwere Brände aus Urkunden der Jahre 1574, 1576, 1580, 1588, 1591, 1600, 1644, 1664, 1667, 1677, 1686 und 1765 kennen. Ohne Zweifel waren diesen zahlreichen Bränden schon andere vorausgegangen. Der Brand des Jahres 1580 hatte die unterste Pforte mit einem Teil der Unterstadt verwüstet. Weit verderblicher ist der Brand des Jahres 1591 gewesen. Am 23. September, nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr entstanden, äscherte diese Feuersbrunst binnen weniger Stunden 80 Häuser nebst Scheunen und Ställen in der oberen und hinteren Stadt ein. Das Feuer kam erst bei der Maria-Magdalenen-Kapelle, deren Dach noch abbrannte, zum Stehen. Der schwere Brand des Jahres 1664 hatte ebenfalls in der oberen Stadt gewütet. Die Brände bildeten furchtbare Heimsuchungen für unsere Vaterstadt. Am Lichtmeßtage 1677, während des Holländischen Krieges, trugen die Franzosen die Brandfackel nach St. Wendel, um die Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln. Das kurfürstliche Schloß, die größere Zahl der Häuser, die Türme, Tore und Mauern der Stadt sanken in Trümmer. Die Reste der Stadtmauern, welche ganz

in Quadersteinen aufgeführt waren, wurden niedergerissen, weil Frankreich, vorgeblich um seine Grenzen gegen das Reich zu schützen, keine festen Plätze in der Nähe dulden wollte. Ein gewaltiges Schadenfeuer suchte den Vorort Breiten am 1. Juli 1834 heim. In der Gluthitze des Juli fielen dem Feuer nicht weniger als 13 Häuser mit 6 Scheunen und den dazu gehörigen Stallungen zum Opfer.

Wir sehen die städtische Behörde schon früh bemüht, vorbeugend gegen die Feuersgefahr zu wirken, ohne daß sie freilich das Übel an der Wurzel gepackt und durch eine scharfe Bauordnung Wandel geschaffen hätte. In der Stadtordnung vom Jahre 1594, erneuert 1608, die alljährlich zum Weistum publiziert wurde, finden wir einige Stellen über Maßnahmen zur Brandbekämpfung, die „jedermännlich zur nachachtung in Erinnerung gebracht“ und zur strengsten Beobachtung empfohlen wurden. Im Original lauten solche Bestimmungen folgendermaßen: „Es soll sich auch Jeder wie imgleichen die Jenige so im Bruell (Brühl) wohnen, und werkhaußer haben, angesehen sie der Stadt zu nahe ligen den Churfürstl. Unterschiedlich ausgegangenen befelch gemeß sich befeßen damit die Ströegetäch (Strohdächer) abgeschafft und die Beuwe in Leyen oder Ziegelen gericht werden“ — „Ein jeder Burger solle vur feurs und Kriegsnoth Einen ledern Eimer, Eine lange Leiter, ein bronnenseil, und ein lantern allezeit fertig, in gutter Versorgnus und handthabung halten, derengleichen Sommers seit bey hohem Wetter Jederzeits zum wenigsten gegen acht Eimern ahn waßer, in vurath vur den Thuren haben, damit bey uffgehendem unuersehentlichem feur forderliche wehr und widerstandt beschehen möge.“ — „Wan auch in feurs oder Kriegsnoth die größte Klock zum Sturm mit dreyen Letzen und warnungszeichen angezogen wirdt, so solle ein Jeder Ampts Underthan keinen ausgescheiden, uff leib straffs gantz ungesaumbt mit Underlassung aller geschafften und arbeith eilendts zur Statt, oder wohin sie bescheiden wurden, mit der gewehr sich erheben und bescheidts seines thun. — —“

Leicht ist es gerade nicht, im Zeitalter der Motorspritze sich in jene Verhältnisse zurückzusetzen, aus denen heraus eine Feuerordnung entstanden ist.

Bis in die merkwürdigsten Einzelheiten gehen diese Vorschriften oft allen Möglichkeiten nach, durch die irgendwie Feuer entstehen könnte, und belegen auch die kleinsten Unachtsamkeiten oft mit empfindlichen Strafen. So heißt es u. a. in der Gemeinderechnung des Jahres 1605: „Straaffen der Jenigen, so kein bronnenseil gehabt 6 alb.“ oder „Item Bier Theiß so über gebott sein Schornstein nitt verbessert, und des Nachts mit dem Licht ohne Landter fudert, 16 alb. — —“

Das Ende der kurtrierischen Zeit gab den Auftakt für die Einführung der Brandversicherung, die sich im Laufe der Jahre immer mehr entwickelte und heute zu einer selbstverständlichen Einrichtung und zu einem notwendigen Schutz für die Volksgemeinschaft geworden ist. Mit der Einführung der Brandversicherung hat das Feuer als Na-

turgewalt für den einzelnen zwar seinen Schrecken zum größten Teil eingebüßt, aber dennoch bedeutet ein Schadenfeuer stets die Vernichtung von Volkswerten. Aus dieser Erwägung heraus begann um die gleiche Zeit der Ausbau des Feuerlöschwesens, um die Entwicklung von Schadenfeuern zu Brandkatastrophen zu vermeiden. Die Entwicklung der lebenswichtigen Gemeinschaftsaufgabe richtete sich dann ganz besonders auf die Brandverhütung. Als wichtige Maßnahme muß die Einführung einer feuertechnisch verbesserten Bauweise bezeichnet werden. Heute verfügt unsere Stadt über ein ausgebautes einsatzfähiges Feuerlöschwesen. Heute heißt die Aufgabe nicht in erster Linie Brandbekämpfung sondern Brandverhütung.

Benutzte Schriften:

Ordnungen und Satzungen der churfürstlich Trierischen Stadt und Amts St. Wendalin v. 1608.

Julius Bettingen, Geschichte der Stadt St. Wendel (1865).

Max Müller, Geschichte der Stadt St. Wendel (1927).

Das deutsche Haus

Das Haus sollte doch eben der süße, friedselige Zufluchtsort des Pilgrims nach vollbrachtem Tagewerk sein. Im Hause sollte er den Frieden finden, der aus der Liebe wächst, die süßeste Frucht eines gottergebenen Herzens. Laßt euch nicht beirren durch ödes Geschwätz unseliger Toren. Es ist nicht zuerst der Staat, nicht zuerst die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Grundlage, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es. Nicht das öffentliche Leben in einem Lande ist die Hauptsache, sondern das häusliche Leben ist die Wurzel von allem; und je nachdem die Wurzel ist, gestaltet sich das andere. Täuscht euch nicht; es mag zuweilen die Krone des Baumes noch grün erscheinen, während die Wurzel schon welkt. Aber lange bleibt die Krone nicht grün, dürr wird es bald in ihren Ästen, und wenn ein Sturm übers Land kommt, so wird sie einen großen Fall tun, die Wurzel hält den Baum nicht mehr. So wird es dem Vaterlande ergehen, wenn es bauen will auf öde Wüsten, statt auf gottselige Häuser.

JEREMIAS GOTTHELF



O, du schöne Zeit der schmutzigen Hände, der blutenden Nasen, der zerrissenen Jacken, der zerzausten Haare! Wehe dem Manne, der dich nicht kennenlernte. Es wäre ihm besser gewesen, er hätte manches andere nicht kennengelernt, welches die liebenden Verwandten und Freunde mit den finster-melancholischen Blicken ihm als sehr löblich, lieblich und rühmlich priesen und anempfehlen.

WILHELM RAABE („Hungerpastor“)

Die Entwicklung des Vogteirechtes

VON OBERLEHRER ANTON DELGES

Die ungeheure Machtentwicklung des Königtums löste die demokratische Verfassung der alten germanischen Staaten auf und zwar nach dem Vorbilde des römischen Cäsarentums. Straffe Zucht und Zentralverwaltung waren in dem großen Frankenreiche das erste Gebot. Dennoch räumte die kluge Einsicht des Kaisers dem Gaugrafen neben der Verwaltung auch die kriegerische und richterliche Gewalt ein. Die schwachen Nachfolger Karls des Großen statteten die Grafen und Äbte mit immer größeren Rechten aus, da sie nicht mehr imstande waren, gegen die äußeren und inneren Einflüsse vorzugehen; die Hoheitsrechte der Kirche wuchsen. Durch die vielen Schenkungen von Grundbesitz nebst den daran geknüpften Rechten sammelte sich allmählich ein bedeutender Güterbesitz um die trierischen Kirchen, deren Fürsten neben der kirchlichen Gerichtsbarkeit auch die grundherrliche übernahmen. Nach Leonardy sollten sich die Erzbischöfe nicht direkt mit diesen weltlichen Angelegenheiten befassen. Man schuf deshalb das Amt der Vögte, entsprechend der Würde der königlichen Gaugrafen. Ein solcher Vogt hatte die Rechte der Kirche zu wahren und zu vertreten und in deren Namen die Gerichtsbarkeit auszuüben und Abgaben einzuziehen. Für sein Walten erhielt der Vogt einen Anteil an den kirchlichen Einkünften und an den Strafgeldern, oftmals auch ein Lehen von Kirchengütern. So war die Vogtei über Kirchen und geistliche Besitzungen ein an Ehren und Einkünften reiches Amt geworden. Das Vogteirecht konnte vererbt, verkauft, vertauscht, verpfändet und als Lehen übertragen werden. Später haben die Vögte im Rausche ihrer Einnahmen ihre Gewalt des öfteren mißbraucht und sind so oft die Bedrücker des Volkes geworden. Deshalb suchten die Kirchen und Klöster sich der lästigen Vögte zu entledigen, so daß die Vogteieinrichtung während des 13. Jahrhunderts fast überall abgeschafft war. Daß dies zu Unträglichkeiten führen mußte, liegt klar auf der Hand, zumal die kleineren Herrschaften immer zahlreicher wurden, und oft ein kirchlicher und ein weltlicher Fürst in ein und demselben Orte die Vogtei getrennt besaßen oder zusammen, und was noch schlimmer war, die einzelnen Rechte wieder an dritte Personen abtraten.

So waren nach Bärtsch bereits die Ortschaften der Abtei Tholey vor dem Jahre 1450 in elf Centnereien oder Gerichtshöfe eingeteilt. Die alten Pfarreien waren gewöhnlich mit den Abteien inkorporiert und wurden von hier aus verwaltet.

So wenig zuletzt das Vogteiwesen den Bewohnern behagte, als es sich durch politischen Hader und Korruption immer mehr zersetzte, so sehr aber begrüßten die Bewohner im 9. Jahrhundert diesen Umstand, nachdem sie ihre Wehrlosigkeit gegenüber Normannen und ge-

waltsamen Herrschern erkannt hatten. Ja, es war sogar äußerst schwer für die damaligen Abteien, sich gegen die häufenden Überfälle zu schützen. Sie teilten daher das umherliegende Gebiet in Gerichtshöfe oder Curien ein, und diese Bezirke wieder in kleinere Bänne und Bezirke. Auf diesen Distrikten nun bekamen die Bewohner Plätze angewiesen, auf denen sie ihre Hütten bauten, die sie instandhalten mußten. Dazu bekam jeder eine große Strecke Landes oder Buschwerkes zugewiesen zur Urbarmachung. Dieses Land nannte man Hufe, ein zum Haus und Hof gehöriges Eigentum. Die Bebauer bekamen den Namen Höfer, Gehöfer. Da die Saatzfelder in der Nähe oder um den Hof lagen, teilten sie auch diesen die Benennung der „ort“, d'ort, dorf und daher Dorf mit. Noch andere Ortsnamen und zwar mit Rod oder Rad entstanden aus dieser Urbarmachung aus dem lat. Wort eradicare = roden, ausreuten, urbar machen.

Die Abteien legten nun ihr Hauptaugenmerk auf Anbauung, Urbarmachung der Gegend und auf den Ackerbau. Immer mehr fraßen sich die Beundestreifen¹ in den Waldbestand ein, und neue Höfe konnten entstehen. Die Gehöfer mußten geringe Naturalabgaben entrichten, die herrschaftlichen Ländereien, welche die Abteien selbst besaßen, mithilfe bearbeiten, um dadurch mit Hilfe der Mönche in den Ackerbau eingeführt zu werden unter der Devise der Benediktinermönche „Ora et labora“. Jagd und Fischfang wurde von jetzt ab den Bewohnern verboten. Sie sollten an ein seßhaftes Leben gewöhnt werden. Auf jedem Gerichtshofe wohnte neben dem Pfarrer der Schultheiß. Außerdem tagte hier das Schöffengericht. Sieben aus den besten Männern des Hofes bestellte Männer sprachen hier Recht unter dem Vorsitz des Schultheißen, der zu den Ständen des Fürstentums gehörte und seine persönlichen, abgabefreien Güter bewirtschaftete. Der Pfarrer erhielt ebenfalls eine Hufe Land zum Bebauen, um dadurch den anderen als Beispiel zu dienen. Außerdem bekam er den Novalzehnten von den zu Äckern umgewandelten Büschen, damit er desto tätiger zur Urbarmachung mitwirke.

Über die Abgaben der Gehöfer berichten uns die Zinsregister der einzelnen Abteien, die fast allgemein übereinstimmen. Hierunter fiel der Zehnte, die Naturalabgabe von Roggen, Weizen, Hafer etc., von der gesamten Gehöferschaft jährlich eine bestimmte Menge gemästetes Vieh, das auch durch das „Fleischgeld“ ersetzt werden konnte. Außerdem lieferte jeder Gehöfer jährlich zwei Rauchhühner für das aus den Büschen entnommene Brennholz. Dazu kam die Hand- und Spannfron auf den Feldern der Abtei mit jährlich 14 Tagen Fronarbeit. Aber damit waren sie frei und konnten für sich arbeiten. Aus ehemaligen Leibeignen waren Halbfreie geworden. Nicht mehr konnte der Herr nach Laune und Willkür über sie verfügen.

Um die Bewohner an diesen höchst wichtigen Akt der Freiheit zu erinnern, ließen manche Benediktineräbte eine eiserne Sklavenfessel,

¹ Beund = Einzäunung eines einzelnen Besitzes.

wie sie die Bewohner dieser Gegend vorher getragen haben, in ihrer Abteikirche anbringen. Dies stumme Werkzeug sprach deutlich genug auf die Besucher des Gotteshauses ein. Weiter zogen am Himmel-fahrtstage alle Pfarreien zur Abteikirche. Beim Anblick der Kloster-kirche begannen sie sogleich einen Freudentanz, wodurch sie zugleich ihr Glaubensbekenntnis an den dreieinigen Gott ablegten. Dann wurde ein feierlicher Gottesdienst gehalten, und am Schlusse fiel Weizenbrot (Flitterbrot) durch eine Öffnung am Kirchengewölbe. Die Chronisten-schreiber Otlerus und Brand geben der Sache eine andere Bedeutung. Die Untertanen der Abtei, welche alle ad familiam sanctam gerechnet wurden, genossen unsägliche Vorteile und Privilegien den anderen Bewohnern des Reiches gegenüber, welche öffentlich zu proklamieren und allgemein bekanntzumachen, nachteilige Folgen hätte haben können, weil diese von jedem neuen Regenten erneuert werden mußten. Zudem war es üblich, daß früher mit dem Christtag das Dienstjahr der Dienstboten ablief, was nicht überall der Fall war. Hierdurch wird angedeutet, daß durch den Erlöser und die Erscheinung der christlichen Lehre die Knechtschaft hier aufgehoben worden ist.

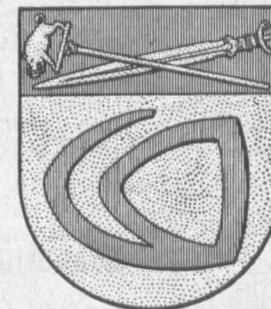
Das lustige Schneiderlein in Urexweiler

Einst lebte in Urexweiler ein Schneider, der sehr arm war und in einem kleinen, baufälligen Hause bei der Kalkgrube wohnte. In seiner Behausung wimmelte es von Wanzen und ähnlichem Ungeziefer. Trotz seiner Armut war das Schneiderlein immer lustig und heiteren Sinnes und zudem verstand er es trefflich, auf der Geige zu spielen. Eines Nachts, als ihn das Ungeziefer besonders arg quälte und fast zur Verzweiflung brachte, stand er aus seinem Bette auf, schnürte sein Bündel, nahm seine Geige, als wollte er auf die Wanderschaft gehen. Dann steckte er sein Häuschen an allen Ecken an. Als die hellen Flammen aufloderten, tanzte das Schneiderlein hin und her, spielte auf seiner Geige und sang dazu:

Wenn dat net gut for die Wandläus is,
dann wääß ich net was besser is.

Das herbeigeilte Volk sah dem Schneiderlein wie gebannt zu und hatte dabei vergessen, das Feuer zu löschen. Als das Häuschen vollständig niedergebrannt und zusammengestürzt war, nahm der Schneider Abschied. Er ist nie mehr nach Urexweiler zurückgekommen, jedoch sein Vertilgungsmittel und sein Verslein hat man nicht vergessen.

Im Jahre 1944 erzählt von Jakob Brehm, genannt Borsche Job, 86 Jahre alt. Eine ähnliche Sage erzählt man in Steinbüchel am Niederrhein von dem Musikanten Spielkäffer.



Das Wappen der Gemeinde Otzenhausen

Nach einer Veröffentlichung im Amtsblatt des Saarlandes vom 21. Februar 1958 hat der saarländische Innenminister der Gemeinde Otzenhausen das Wappenrecht verliehen. Die Blasonierung des Wappens lautet: „Unter rotem Schildhaupt, darin schräggekreuzt ein goldenes Feldzeichen mit Eber und ein goldenes Schwert, in Gold ein rotes (runenartiges) Zeichen, ähnlich einer mit der Öffnung nach oben liegenden Neun.“

Gleichzeitig wurde der Gemeinde Otzenhausen das Recht verliehen, die Farben „Gelb-Rot“ als Gemeindefarben zu führen.

Die Wappenbilder entsprechen ohne Ausnahme historischen Gegebenheiten, so daß man von einem rein historischen Wappen sprechen kann. Die Hauptfigur, das runenartige Zeichen, bedeutet den stilisierten Grundriß des weitbekannten Ringwalls (fälschlich auch „Hunnenring“ genannt) bei Otzenhausen. Der Wall wurde etwa in der Zeit von 500 bis 100 vor Christus von dem keltischen Volksstamm der Treverer als Festung und befestigte Bergstadt in der später von Cäsar geschilderten Mauertechnik (murus gallicus) erbaut. Er hatte seine größte Bedeutung etwa um die Zeit 100 v. Chr. und war besiedelt bis ins 3. Jahrhundert n. Chr.

Die Anlage, obwohl durch das faulende Holz in sich zusammengestürzt, hat die Jahrtausende überdauert und ist heute das Ziel vieler Touristen. Die 2210 Meter langen Wallmauern, zum Teil noch über 10 Meter hoch und an der Sohle 40 Meter breit, die eine Fläche von 18 bis 19 Hektar umschließen, lassen immer noch das Gewaltige der ursprünglichen Anlage erkennen, die aus Haupt- und Vorwall besteht und etwa die Form einer Neun hat, wie sie jetzt das Wappen stilisiert wiedergibt.

Das im Schildhaupt liegende Keltenschwert soll auf die Wehrhaftigkeit des Ringwalles, der nicht nur Zufluchtsort, sondern als befestigte Bergstadt dauernd besiedelt war, hinweisen. Der Stab mit dem Eber ist ein keltisches Feldzeichen und deutet auf die Erbauer des Walles, die Kelten, hin. Die Kelten stellten nämlich einen ihrer Hauptgötter als Eber dar, wie Ausgrabungen in allen Ländern, die von den

Kelten besiedelt waren, bewiesen haben. Dieses Feldzeichen wurde als Panier bei Feldzügen dem Feinde entgegengetragen, und es schmückte auch in ruhigen Zeiten die Eingänge zu ihren Wohnsiedlungen. Die Darstellung des Ebers im Wappen hat auch dadurch Berechtigung, daß bei Ausgrabungen im hiesigen Ringwall die Reste eines Ebers aus Sandstein gefunden wurden.

Zwei Grabdenkmäler der Familie von Soetern im Wendelsdom

VON MAX MÜLLER († 1937)

Im Turmgewölbe des Wendelsdoms befinden sich zwei Grabdenkmäler der Familie von Soetern. Sie sind heute die einzigen, jedem sichtbare Zeugen für ein Geschlecht, das Jahrhunderte in den engsten Beziehungen zu St. Wendel gestanden hat. Die beiden Wandplatten haben freilich nicht immer ihre jetzige Stelle innegehabt. Denn ehemals zierten sie dicht vor der kleinen Taufkapelle die Nordwand des Wendelsdomes. Erst im Jahre 1923 hat man ihnen den heutigen Platz angewiesen. Ich kenne die Ursache dieser Umstellung nicht. Waren es, wie man annehmen darf, architektonische Rücksichten, so hat dabei die Ästhetik die Pietät besiegt.

Die beiden Wandplatten gelten dem Andenken des Junkers Ludwig von Soetern und seiner Gemahlin Anna von Neipperg. Der Junker, eine lange, hagere Gestalt, steht da, die Arme trutzig in die Hüften gestemmt, in seinem vollen kriegerischen Rüstzeug, mit Panzer, Helm-, Arm- und Beinschienen, das Langschwert zur Linken, das zum Handgemenge bestimmte Kurzschwert auf der rechten Seite, zu Füßen den treuen Jagdhund. Das zweite Denkmal ist seiner Lebensgefährtin gewidmet. Eine echte deutsche Frau in langem, gefaltetem Leibrocke, den Kopf bis zum Kinn durch die Schaubedeckung, den Rosenkranz in den zu frommem Gebet gefalteten Händen.

Unsere Grabplatten gehören einer Zeit des allgemeinen Niederganges und insbesondere auch des Niederganges der Stadt St. Wendel an. Ihr stolzes Bürgertum, das hundert Jahre zuvor im Vollgefühl seiner jungen Kraft den Wendelsdom geschaffen, dann ein prächtiges Rat- und Kaufhaus errichtet und auch sonst sich erfolgreich zur Geltung gebracht hatte, war unter den Nackenschlägen der großen Politik von seiner alten Höhe herabgesunken. Wir dürfen deshalb nicht erwarten, in den Denkmälern jener Zeit hervorragende Werke der Skulptur zu finden. Es sind vielmehr einfache Arbeiten eines sicherlich heimischen Steinmetzen, der sie schlicht und recht nach einem stehenden Vorbilde schuf. Sie kommen für die Kunstgeschichte unserer Stadt



nur insofern in Betracht, als sie uns einen Einblick in das bescheidene örtliche Kunstbedürfnis und in den Geschmack ihrer Zeit gewähren. Da stellen sie freilich ein Neues dar. Denn sie zeigen die ersten

Einflüsse der in das kleine St. Wendel gleichsam verschlagenen Renaissance, die wohl damals als neue Schönheit ihren Einzug, allerdings nur die obersten Schichten berührend, in unsere Mauern gehalten hatte.

So tun heute die beiden Gestalten gleichsam die Wacht am Eingang zum Wendelsdome. Der Einheimische geht achtlos an ihnen vorüber, da er sie aus langer Anschauung kennt. Der Fremde, der an Pfingsten und am Wendelstage das Grab des Stadtpatrons besucht, steht einen Augenblick vor dem eisengewappneten Ritter und der altfränkisch gekleideten Frauengestalt still. Er sucht in dem ungewissen Zwielficht des Turmgewölbes die auf dem Bildrahmen eingemeißelte Inschrift zu entziffern. Aus den halbverwischten und altertümlichen Buchstaben läßt sich kaum herauslesen, daß die eine einst lautete:

„Ao. Dom. 1547 ist gestorben der edle und erenveste Junker Ludwig von Soetern, Amtmann zu Schaumburg. Seines Alters 83 Jahre, dem Gott gnädig“,

während die andere besagt:

„Ao. Dom. 1555 5. Mai ist in Gott verschieden die edle und tugendsame Frau Anna von Soetern gebor. von Neipperg, deren Seel Gott gnad.“

Die Grabschriften besagen in ihrer programmatischen Form nur wenig. Wir erfahren daraus, daß der Junker Ludwig in seinen Lebzeiten Amtmann des benachbarten Amtes Schaumburg gewesen war und hochbetagt in St. Wendel starb. Da erst Kurfürst Johann VII. die Herrschaften Schaumburg und Siersburg im Februar 1588 von dem Herzoge Karl III. von Lothringen erwarb, so hatte unser Amtmann in lothringischen Diensten gestanden. Er war darin den Gepflogenheiten seines Geschlechts gefolgt, das allen benachbarten Herren diente. Aus dieser Mentalität heraus war Junker Ludwig zugleich auch Amtmann des trierischen Amtes Liewenberg, obzwar die große Politik des Kurstaates und Lothringens sich gar oft befehdete und einander in den Haaren lag. Das kleine Amt Liewenberg, das an das Schaumburger Amt angrenzte und dessen Vorort die auf dem Schloßberg bei Hofeld gelegene gleichnamige Burg bildete, stand seit langem in einem Pfandverhältnisse zu den Herren von Soetern. Das uralte Geschlecht derer von Soetern war freilich sonst nicht mit Glücksgütern gesegnet und mußte gar oft dem Tage seine Sorgen lassen. Ursprünglich in dem gleichnamigen birkenfeldischen Orte beheimatet, wo schon im Jahre 1029 ein Ritter von Soetern urkundlich genannt wird, verfügte es nur über eine geringe Hausmacht in den Feldmarken des Eberswaldes bei Otzenhausen und Schwarzenbach, die freilich auf weit in die Eisenzeit hineinreichendem Kulturboden lag. Die Gattin unseres Junkers entstammte einem vornehmen, alten Geschlechte, das ursprünglich in Schwaben saß.

Die Pieta in der St. Annakirche zu St. Wendel



„Ihr Kind lag vor ihren Augen fahl, / es lag wund, tot und blind. / Da küßte sie ihr totes Kind. / Sie küßte ihn minniglich / und koste ihm süßiglich / seine Augen, Wangen und den Mund / und küßte sie mehr denn tausend Stund, / Seite, Hände und Füße, / die betreut sie viel süße. / Sie sah ihn wieder und wieder an.“

So wird die Klage Mariens um ihren toten Sohn in einem Verse des im 13. Jahrhundert gedichteten Konstanzer „Spiegels“ ergreifend geschildert. Wovon uns die Heilige Schrift nichts erzählt, wie Maria den Leichnam ihres toten Sohnes vom Kreuz herab in Empfang genommen, das hat die geistliche Dichtung des Mittelalters in ihren zarten Weisen ausgesponnen und so der Welt eines der tiefsten und erschütterndsten Bilder geschenkt: die Klage der himmlischen Mutter um ihren göttlichen Sohn, ein ewiges Vorbild allen Mutterleides. Aus der Dichtung der Marienklage ist die bildliche Darstellung der Schmerzensmutter, das sogenannte „Vesperbild“ entstanden. Auch in der neuartigen Pieta der St. Annakirche zu St. Wendel, die von Bildhauer Ernst Bormann geschaffen ist, lebt die Gefühlskraft des Vesperbildes auf. Das ganze Jahr hindurch brennen unzählige Kerzen vor diesem Bild der Schmerzensmutter. Die Betrachtung des Leides der gebenedeiten Gottesmutter bereitet den Pfarrkindern eine reiche Quelle des Trostes und der Gnade. Wie mancher Leidbedrückte findet hier Mut und Stärke, mit willigem Gehorsam die Heimsuchungen Gottes anzunehmen und auf dem Wege des Leides standhaft auszuharren. HKS

Aus: Peter Wust,

Gestalten und Gedanken

(Mit freundlicher Genehmigung
des Kösel-Verlags München)



Zwei St. Wendeler am Lebensweg des bedeutenden Philosophen

Dr. Peter Wust (1884—1940), berühmter Sohn des kleinen Saardorfes Rissenthal, Inhaber des philosophischen Lehrstuhls an der Universität Münster, katholischer Metaphysiker und Existenzphilosoph, in der Gelehrtenwelt bekannt durch seine Hauptwerke: „Die Auferstehung der Metaphysik (1920); Die Dialektik des Geistes (1926); Der Mensch und die Philosophie“ (1947), enthüllte in seinen Lebenserinnerungen „Gestalten und Gedanken“ (1940) in feinsinniger Weise seinen Weg durch die Rätsel des Lebens bis zu seinem Heimfinden in den beseligenden Väterglauben. Wust hat in diesem Rückblick auf sein Leben auch zweier Priestergestalten gedacht, die ihm besonders nahestanden.

Es ist zunächst Pfarrer Johann Braun von Wahlen (Kr. Merzig), Pfarrdorf von Wusts Geburtsort Rissenthal. Pfarrer Johann Braun stammte aus St. Wendel-Alsfassen, wo er am 5. November 1833 als Sohn des Schneiders Jakob Braun und der Anna Maria geb. Graeber geboren wurde. Seine Taufpaten waren Johann Graeber und Maria Braun. Er erhielt 1861 die Priesterweihe und wurde nach seiner Kaplanszeit Pfarrer von Wahlen. Sein goldenes Priesterjubiläum feierte er 1911 als Pfarrer und Definitor in Wassenach bei Burgbrohl. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in der Vaterstadt St. Wendel, wo er am 25. August 1919 im Alter von 85 Jahren starb. Auf dem St. Wendeler Friedhof fand er seine letzte Ruhestätte. Ich kann mich gut des greisen Priesters erinnern, der allmorgendlich von der Kelsweiler Straße her, mit weitem Mantel und Pelzmütze bekleidet, seine Schritte zur Stadtkirche lenkte.

Die zweite Priestergestalt, deren Peter Wust ebenfalls gedenkt, ist der Missionspater Karl Riotte, ein Schwestersohn des Pfarrers Braun, geboren am 30. Juli 1876 in Metz, Priester der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, Hausgeistlicher des Kreiskrankenhauses St. Ingbert (1928—1952),

gestorben am 5. Juli 1952, beerdigt auf dem Friedhofe des Missionshauses St. Wendel.

Die Aufzählung der Lebensdaten beider Priestergestalten scheint mir ausreichend, um nun Peter Wust selbst erzählen zu lassen aus seinem schlichten und doch aus einem sicheren Sprachgefühl geschriebenen Lebensbuch, wobei mit Erlebnissen des Vierzehnjährigen begonnen sei.

HKS

„...Aber trotz dieser manchmal fast unbezwingbaren Sehnsucht nach schöner, männlicher, in sich selbst abgerundeter Naturanlage, konnte ich doch gerade jetzt, in diesen entscheidenden Monaten, wo die ganze Welt um mich her sich verfinstert zu haben schien, von diesem Hang nach dem Besonderen, Ungewöhnlichen, für so viele Unerreichbaren nicht ablassen. Noch immer hörte ich nicht auf, an das Wunderbare zu glauben, das mich noch in letzter Minute vor dem gefürchteten Berufsschicksal bewahren würde, um mich hinauszuführen ins Freie, ins Weite, in das unabsehbar vor mir ausgedehnte Reich des Geistes mit seinen unerhörten inneren Beglückungen ...

Und wie sonderbar, wie seltsam: Das Wunderbare kam wirklich wie über Nacht. Die lang ersehnte große Wendung in meinem Leben war einfach ganz plötzlich da. Sie war da an einem sonnig-schönen Junimorgen des Jahres 1898, nachdem ich seit der Schulentlassung etwa drei qualvolle Monate durchlebt hatte. Und sie kam, diese große Wendung des Schicksals, durch den gütigen Pfarrherrn Johann Braun in unserem Pfarrort Wahlen. Durch den Vater wußte Pfarrer Braun von meinen Neigungen und im stillen genährten Hoffnungen. Vor zwei Jahren hatte er schon einmal in einer Aussprache mit dem Vater über die Möglichkeit meines Studiums diesem, der es mir erst viel später erzählte, Mut gemacht mit den Worten: „Nicht verzagen! Das Geld kommt schon, wenn es einmal an der Zeit ist“. Leider hatte ich im letzten Schuljahr vergebens darauf gehofft, daß Herr Pfarrer Braun sehr bald in die Speichen der Räder meines Schicksalswagens eingreifen werde. Der greise Pfarrherr schien diese Angelegenheit völlig beiseite geschoben zu haben. Oder hatte er alles vergessen? Er war ein keineswegs leicht zugänglicher, zuweilen sogar ein sehr derber und schroffer Bauerncharakter, dem man nur unter größter Vorsicht mit einem derartigen Anliegen sich nähern durfte, in den Augenblicken nämlich, wenn er wirklich guter Dinge war. Ich selbst würde es während meiner Schulzeit nie gewagt haben, ihm über diesen Punkt mein Herz zu erschließen. Ein gewisses Schamgefühl hatte mir im entscheidenden Augenblick die Lippen verschlossen.

Erst am Tage vor dem sogenannten „Weißen Sonntag“ 1898, als ich etwa schon zehn Tage aus der Schule entlassen war, wagte ich es endlich doch, im Beichtstuhl nach abgelegter Beichte dem Pfarrherrn von meinem Herzenswunsch zu sprechen und ihn um seine Hilfe zu bitten. Soeben hatte ich die Lossprechung empfangen, ich hatte mich

schon bekreuzigt, da merkte der alte Herr an meinem Zögern, daß ich noch etwas Besonderes auf dem Herzen haben müsse, das nicht leicht über die Lippen springen wollte. Und so fragte er mich denn, ob ich noch etwas zu sagen hätte. In diesem Augenblick lösten sich die Siegel von den Lippen, und in aller Eile stammelte ich ängstlich den Satz dahin, den ich mir schon seit Tagen zurechtgelegt hatte. „Nun bin ich aus der Schule entlassen, Herr Pastor“, sagte ich, „und ich möchte doch so gern weiterstudieren. Ich bitte, helfen Sie mir doch!“ Mehr konnte ich nicht herausbringen. Angst und Schüchternheit schnürten mir die Kehle zu. Leider aber hatte Pfarrer Braun einen ganz schlechten Tag. Eisig kühl und schroff abweisend gab er zur Antwort: „Das gehört nicht hierher.“ Hätte er in diesem Augenblick in den Sturm meiner Seele schauen können, gewiß, dann wäre ganz bestimmt ein erlösendes Wort der Güte von seinen Lippen gekommen. Denn dieser seltsame, oft sogar sehr jähzornige Mann, den viele seiner Bauern haßten, war trotz alledem im innersten Herzen gütig und wohlwollend wie ein Kind. Es steckte ein weicher Kern in der rauhen und stacheligen Schale seines etwas finster und streng erscheinenden Äußern.

Völlig niedergeschmettert ging ich vom Beichtstuhl fort und trat den Heimweg nach Rissenthal an. Mit keinem Menschen sprach ich auch nur ein Wort über diesen Vorfall. Aber von jener Stunde an verfiel ich in ein dumpfes Sinnen und Brüten, das kein Ende mehr nehmen wollte. Mir waren auf einmal die Flügel der Hoffnung beschnitten ...

Endlich, ja endlich kam dann doch, wie schon gesagt wurde, an einem Junimorgen des Jahres 1898 die so lange und heiß ersehnte Hilfe. Es war an einem Mittwoch. Nach einem alten Brauch pflegte am Mittwochmorgen der Pfarrer von Wahlen seinen Rissenthalern in der Filiakapelle die heilige Messe zu lesen. Mit einem ganz besonderen Eifer war ich an diesem Mittwoch zur Kirche gegangen. Mit ganz besonderer Inbrunst hatte ich während der heiligen Messe mein großes Anliegen an den Stufen des Altares niedergelegt. Es hatte mich schon seit der ersten Morgenfrühe so etwas wie eine besondere Feierlichkeit umschwebt. Irgend etwas Weihevolltes schien an diesem Tage für mich in der Luft zu liegen. Mein Herz war von leisen Ahnungen erfüllt. Es war ein ganz unerklärliches Vorgefühl der Sicherheit in mir, daß heute ein für mein ganzes weiteres Leben entscheidendes Ereignis eintreten würde.

Gleich nach der Mittwochmesse pflegte Pfarrer Braun für gewöhnlich einen Abstecher nach dem nahe gelegenen Pfarrort Reimsbach zu machen, um dort seinen ungefähr gleichaltrigen Amtskollegen, Pfarrer Gülz, zu besuchen. Er mußte dann die Dorfstraße entlang gehen, an einem öffentlichen Brunnen vorbei, an dem die Bewohner des südlichen Dorfteils ihr Wasser holten oder ihr Vieh tränkten. An

diesem Morgen nun quälte mich ein unwiderstehlicher Drang, an dem alten Pfarrherrn vorbeizukommen, um mich ihm wieder in Erinnerung zu bringen. Vielleicht, so dachte ich, besinnt er sich wieder auf meine Not und erinnert sich wieder an das, was ich ihm am Tage vor dem „Weißen Sonntag“ so schüchtern klarzumachen versucht hatte. Und so griff ich denn, ganz erfüllt von einer dunklen Vorahnung, sofort, als ich aus der Kapelle nach Hause kam, nach zwei Eimern, um am Dorfbrunnen Wasser zu holen. Kaum aber hatte ich mich, etwas am Brunnen säumend, mit meinen Eimern auf den Heimweg gemacht, da kam auch schon die schwarze Gestalt des Pfarrers die Dorfstraße herunter. Er lächelte in bester Laune. Jetzt war er mir ganz nahe, und mit seinen blitzenden Augen, die hinter der vergoldeten Brille noch einen stechenderen Ausdruck hatten, sah er mich scharf an. Ich stellte meine Eimer hin und grüßte ehrfurchtsvoll. Er erwiderte meinen Gruß mit auffallender Herzlichkeit, blieb stehen und sagte zu mir, ich solle dem Vater einen Gruß bestellen. Am Sonntag nach der heiligen Messe solle er zu ihm ins Pfarrhaus kommen, da er mit ihm eine wichtige Angelegenheit zu besprechen habe. Fast wollte mir in diesem Augenblick der höchsten Erregung die Stimme versagen. Aber ich faßte mich doch schnell und versprach, dem Vater alles zu bestellen. Ich grüßte dann noch einmal, griff meine Eimer wieder auf und ging eiligst heimwärts, während Pfarrer Braun gemächlich dorfabwärts weiterwanderte, in der Richtung auf Reimsbach zu.

In mir aber war inzwischen alles in eine endlose Bewegung gekommen. Das ist die große Wendung, so flüsterte eine innere Stimme mir zu. Ich tanzte vor Freude im Zimmer herum, als ich zur Mutter kam, um ihr zu erzählen, wer mir soeben begegnet war. Der Vater war ja nicht zu Hause, er war draußen auf seinem Hausiergang, und erst am Samstagabend sollte er nach Hause kommen.

Man kann sich denken, wie träge die zweite Hälfte dieser Woche für mich dahinschlich. Sie wollte sich ins Unendliche ausdehnen, so stark war die seelische Hochspannung in allen meinen Gliedern. Als dann endlich der Sonntagmorgen gekommen war, da stieg meine Spannung aufs höchste. Ich fieberte fast vor Aufregung während des festlichen Gottesdienstes in der Pfarrkirche in Wahlen. Ich fühlte eine Siedehitze im Kopf während der Sonntagspredigt des Pfarrers. Wollte denn die Predigt heute gar nicht aufhören? Wie im Flug ging's dann nach der heiligen Messe über den Berg nach Rissenthal zurück. Der Vater war dieses Mal nicht, wie er es sonst gewohnt war, bei uns Kindern auf dem Heimweg. Er hatte seinen Gang nach dem Pfarrhaus gemacht. Zu Hause warteten wir ungeduldig mit der Mutter auf seine Heimkehr von Wahlen. Ich konnte gar nicht mehr ruhig sitzen, ich mußte immer hin und her laufen. Mehr als einmal spähte ich draußen vor dem Hause, ob er denn noch immer nicht komme.

Endlich — da kam er. Es war schon 1.30 Uhr. Etwas verlegen lächelte er vor sich hin, wie immer, wenn er etwas Besonderes auf dem Herzen hatte. Aber noch verriet er nichts. Zuerst verrichteten wir alle stehend das Tischgebet. Dann setzten wir uns zum Essen nieder. Und nun durchbrach der Vater endlich die allgemeine Spannung und erzählte mit feierlichem Ernst, was der gute Pfarrer mit mir vorhabe. Mein Studium solle jetzt sofort beginnen. Er selbst habe sich entschlossen, mir unentgeltlich den ersten Lateinunterricht zu erteilen. Dann werde man weitersehen. Die Geldfrage solle vorläufig auf sich beruhen bleiben. Die für den Privatunterricht nötigen Bücher habe Pfarrer Braun noch heute morgen bestellt. Sobald sie eingetroffen seien, solle ich mit ihnen zu ihm ins Pfarrhaus kommen.

Alles das löste bei mir natürlich eine unbeschreibliche Freude aus. Mein Gesicht glühte vor innerer Erregung. Aber meine Glieder zitterten auch etwas — vor Furcht. Nun wurde es also Ernst, und in so kurzer Zeit schon sollte ich, der immer so scheue Junge, den schweren ersten Gang in die Lateinstunde machen. Fast wollte mir jetzt der Mut versagen. Wie bald vielleicht sollte ich auch das Elternhaus gänzlich verlassen und mich in der Ferne an ganz neue Verhältnisse gewöhnen! Wer mochte wissen, ob ich nicht ganz weit weg kam, in irgendeine Missionsanstalt, wo man billiger als anderswo studieren konnte? So gingen mir jetzt alle möglichen Gedanken wirr durch den Kopf. Aber die Freude überwog doch am Ende alles dieses Schwere und leise Melancholische. Und mein Herz war über und über von Dank gegen Gott erfüllt, der mir so unerwartet den Weg ins Freie gebahnt hatte.

Schon nach etwa vier bis fünf Tagen kam der alte Briefträger Nicklas eines Morgens ins Haus. Und dieses Mal hatte er wirklich ein Bücherpaket an seinem Knotenstock über die Schulter geschwungen. Es war das erste, das ich in meinem Leben erhielt und dem in späteren Jahren noch viele, viele andere folgen sollten. Auf die Post gegeben war es von der Buchhandlung Peter Lehnen & Co. in Trier. Nach fast zwei Jahren sollte ich diese Buchhandlung genauer kennenlernen. Denn sie lag ganz in der Nähe des alten Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, dessen Schüler ich nach dem Plan von Pfarrer Braun zu Ostern 1900 werden sollte. Peter Lehnen ist noch lange mein „Leibbuchhändler“ gewesen, wie er selbst im Scherz zu sagen pflegte. Während meiner sechs Gymnasiallehrerjahre in Trier, von 1915 bis 1921, hat er mir manches philosophische Werk geliefert.

Dieses erste, nach Rissenthal gesandte Bücherpaket enthielt nun noch keine so dunkle Materie. Es enthielt eine lateinische Schulgrammatik von Ellendt-Seiffert und ein lateinisches Übungsbuch von Busch-Fries. Für mich bedeuteten damals natürlich diese Bücher eine ganz neue Welt. Mir pochte das Herz, als ich sie zum erstenmal aufblätterte. Oft schon hatte ich in den letzten Jahren den Versuch gemacht, aus

den lateinischen Psalmentexten in unserem Gesang- und Gebetbuch mit Hilfe der danebenstehenden Übersetzung ein paar Brocken dieser altherwürdigen Sprache herauszupicken. Außerdem hatte ich mit ziemlicher Mühe die lateinischen Meßgebete lernen müssen, um jeden Augenblick als Meßdiener eingesetzt werden zu können, leider, wie ich später erkennen sollte, in einer grundfalschen Aussprache und Betonung. Jetzt aber, jetzt stand ich am Toreingang zu dieser altherwürdigen Welt des „Ewigen Rom“ und des lateinischen Idioms, das dem armen Bauersmann fast wie eine göttliche Ursprache klingt, weil er damit die weihevollsten religiösen Vorstellungen und Erinnerungen verknüpft. So war es denn also wirklich für mich gekommen — das Wunderbare, das so lang scheinbar vergebens erhoffte — Wunderbare!

Schon am folgenden Morgen nach dem Eintreffen der Bücher wanderte ich in aller Frühe beklommenen Herzens nach Wahlen hinüber. Schüchtern klingelte ich an der Tür des so stattlich auf einer Anhöhe inmitten des Dorfes — eine ganz hohe Treppe führte hinauf — gelegenen Pfarrhauses. Mit ganz besonderer Herzlichkeit wurde ich, als ich meinen Namen genannt hatte, von Fräulein Mariechen Braun, einer Bruderstochter des Pfarrers, die den Haushalt führte, willkommen geheißen. Sie führte mich in ein Zimmer gleich rechts am Eingang, das ich schon als Volksschüler des öfteren hatte betreten dürfen. Denn die Rissenthaler Schuljugend pflegte alljährlich am Neujahrmorgen dem alten Pfarrherrn Gedichte und Lieder vorzutragen, um ihm ihre Glückwünsche zum neuen Jahre darzubieten. Bei dieser Gelegenheit wurde dann die kleine Glückwunschdeputation in dieses Zimmer geführt, wo noch der Weihnachtsbaum glitzerte und wo alles so vornehm aussah und so einladend behaglich duftete. Ein anheimelnder Geist erfüllte diesen stimmungsvollen Raum. Es war die weihevollste Atmosphäre des katholischen Pfarrhauses, die einen sofort hier umfing und die ich ein paar Jahre später, so prachtvoll geschildert, in Manzonis Roman „I promesse Sposi“ (Die Verlobten) wiedererkannte.

Die Haushälterin, Fräulein Mariechen, redselig und neugierig wie Manzonis Perpetua beim Pfarrherrn Don Abbondio — alle Haushälterinnen des katholischen Pfarrhauses scheinen in diesem Punkte miteinander verwandt zu sein —, tat ganz erstaunt, als sie hörte, daß ich künftig beim Herrn Pfarrer Lateinunterricht erhalten solle. Der „Onkel“, wie sie ihn nannte, hatte ihr davon doch noch kein Wörtchen gesagt. Wenn man nun aber bedenkt, daß seit Menschengedenken weder in Rissenthal noch in Wahlen ein Bauer es sich hatte einfallen lassen, einen Sohn studieren zu lassen, so wird man die aufgeregte Neugier der Pfarrersnichte an diesem Morgen einigermaßen begreiflich finden. Sie konnte sich einfach nicht genug wundern über diese unerhörte Neuigkeit, und so richtete sie alle möglichen Fragen an den verschüchterten Bauernjungen, der immer noch seine Mütze ganz ver-

legen zwischen seinen Fingern hin und her drehte und so voller Angst war, daß er sich am liebsten so schnell wie möglich in irgendeinen Winkel des Hauses verkrochen hätte. „Du willst also studieren?“ so rief sie ein über das andere Mal aus. „Du willst sicher auch Pfarrer werden, wie es der Onkel ist?“ so fügte sie bedeutsam hinzu. Forschend ruhte dabei ihr Blick in meinen Augen, so daß mir ganz seltsam zumute werden wollte. Im stillen mochte sie wohl auch schon die Vorteile überschlagen, die ein solcher Lateinschüler in Zukunft für ihren Haushalt mit sich bringen könne, der so mancherlei Botengänge notwendig machte. Und in der Tat wurde ich denn auch sehr bald von ihr zu allen möglichen Handreichungen und Besorgungen benützt, nachdem ich einmal im Hause heimisch geworden war.

An jenem ersten Morgen nun war ich freilich noch viel zu schüchtern und viel zu aufgeregt, als daß ich Fräulein Mariechen auf alle ihre Fragen hätte genügend Auskunft geben können. Nach einer Weile ließ sie mich endlich allein, und nun saß ich schweigsam und ganz in mich selbst hinein versunken mit meinen beiden neuen Lateinbüchern an dem kleinen Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, und wartete gespannt auf den Augenblick, wo der ehrwürdige Pfarrer zu mir hereintreten sollte. Das Herz klopfte mir vor Angst. Ich wäre froh gewesen, endlich wieder draußen in Gottes freier Natur zu sein.

Da plötzlich — oben im ersten Stock war eine Tür aufgegangen. Ich hörte den Pfarrer in Pantoffeln die Treppe herunterkommen. Die Tür meines Zimmers flog auf, und vor mir stand er, gütig lächelnd, behaglich die lange Pfeife im Arm, das schwarze Chorkäppchen etwas verwegen seitwärts auf dem schon etwas greisen Kopfe. Er setzte sich würdevoll an das Kopfende des Tisches, hieß auch mich, der ich mich grüßend erhoben hatte, wieder Platz nehmen, und dann wurde er auf einmal ganz ernst. Langsam und ganz feierlich machte er ein ganz großes Kreuzzeichen und sagte, indem er mir scharf in die Augen sah: „In Gottes Namen wollen wir also jetzt den langen Weg antreten, den du noch vor dir hast.“ So oft habe ich später im Fortgang meiner Studien an diesen Augenblick und das ganz große Kreuzzeichen gedacht, das der Pfarrer vor dem Eintritt in die erste Lateinstunde gemacht hatte. Wie recht hatte er doch damit gehabt, in dieser Stunde nachdenklich zu werden und zunächst einmal Gottes Segen auf mein schwieriges Unternehmen herabzuflehen! Denn es war wirklich ein weiter, mühsamer, gefahrumdrohter Weg, den ich an diesem Junimorgen des Jahres 1898 antrat und dessen letzte Etappe ich erst am 22. Juli 1910 erreichte, als ich abends um 1/29 Uhr beim Niedergang eines heftigen Gewitters nach glücklich bestandenem philologischen Examen die große Freitreppe der Universität Straßburg im Elsaß hinunterstieg, um den noch beschwerlicheren Weg in das Berufsleben anzutreten.

An jenem Abend des 22. Juli 1910 dachte ich lebhaft an das riesen-

große Kreuzzeichen des alten Pfarrers Braun von jenem Junimorgen des Jahres 1898 beim Beginn der ersten Lateinstunde. An jenem Abend in Straßburg überschlug ich im Geiste noch einmal alles, was sich in diesen zwölf langen Jahren in meinem Leben ereignet hatte. Ein heißes Dankgefühl gegen Gott erfüllt mich aber in diesem Augenblick, wo ich dieses alles niederschreibe, und zugleich auch ein tiefes Dankgefühl gegen den Mann, den ich heute als den größten Wohltäter meines Lebens betrachten muß. Und ein stilles Gebet drängt sich mir in diesem Augenblick auf die Lippen, daß Gott seine Priesterseele, die nun schon seit vielen Jahren heimgegangen ist ins ewige Vaterhaus, ruhen lassen möge im ewigen Frieden.

Eineinhalb Jahre lang bin ich seit jenem Junimorgen der ersten Lateinstunde fast täglich über die Höhe von Rissenthal nach Wahlen gewandert, um mich in die Elemente der Sprache Roms einführen zu lassen. Es waren die ersten ganz glücklichen Zeiten der Erfüllung meines langen Jugendtraumes. Diese eineinhalb Jahre waren überhaupt, abgesehen von den fünf Konviktsjahren in Trier (1900 bis 1905), die schönsten Jahre meines den Wundern der Geisteswelt hingeebenen Lebens. Damals, in der Wahlener Zeit (1898 bis 1900), hatte ich das seltene Glück, Natur und Geisteswelt in schöner, harmonischer Einheit unmittelbar neben- und miteinander zu genießen. Mit dem Studium der gewaltigen lapidaren Sprache Roms eröffnete sich mir der Zugang in das weite, unabsehbare Reich des Wissens, von dem ich so oft auf den ärmlichen Bänken der Rissenthaler Volksschule geträumt hatte. So oft hatte ich in meiner Vorstellung an diese altherwürdige Pforte zum Reiche des Wissens angepocht, ohne daß sie mir aufgetan wurde. Und nun war ganz unerwartet das Traumbild des wissenshungrigen Knaben Wirklichkeit geworden. Eine kleine Welle vom unendlichen Ozean des Geistes flutete nun plötzlich auch in diese abseits gelegene Bucht des einsamen Wald- und Bergdörfchens herein, und man kann sich leicht vorstellen, wie bedeutsam sich für mich damit mit einem Schlag die ganze Welt um mich verändern mußte. Auf die ganze Natur, die mich hier umgab, auf all die kleinbäuerlichen Verhältnisse des dörflichen Lebens, in denen ich aufgewachsen war, fiel jetzt mit einem Mal der Zauberglanz einer höheren Weihe. Der tägliche Gang hin und her über den „Berg“ zwischen Rissenthal und Wahlen machte meine Backen frisch und rot, meinen Appetit gesund, meine Augen hell und scharf, meinen ganzen Körper elastisch, meinen Geist aufnahmefähig und lernbegierig. Meine Seele aber wurde in der schweigenden Natureinsamkeit, durch die ich alltäglich wandern mußte, seinsfromm und andächtig. Ich hatte ja gewissermaßen die ganze freie Natur als Studierzimmer, und so muß ich heute noch eingestehen, daß diese fast täglichen Gänge in die Lateinstunden meiner noch unverbrauchten Phantasie vielleicht mehr Anreiz und Nahrung gegeben haben als die ganze „papierene Welt“ der Universitäten, in die ich später einmal eintreten sollte.

Die Lateinstunden im Pfarrhause von Wahlen.

Pfarrer Johann Braun stammte aus dem Dorfe Alsfassen in der Nähe des Städtchens St. Wendel an der Saar. Dieses Städtchen ist als Wallfahrtsort des heiligen Wendelinus in der ganzen Umgebung weit und breit bekannt. Denn der heilige Wendelinus wird weithin als Helfer bei Krankheiten unter dem Vieh angefleht. Er ist also ein Lieblingsheiliger der Bauern. In einem kostbaren Reliquienschrein werden in der Kirche von St. Wendel die Gebeine des Heiligen aufbewahrt und zugleich zur Verehrung öffentlich ausgestellt.

Seine Herkunft aus dem Bauerntum hat Pfarrer Braun niemals verleugnet und auch niemals verleugnen wollen. Er konnte kaum ein dialektreines Deutsch sprechen. Das allein gab seinen Predigten schon eine gewisse würzige Frische und Urwüchsigkeit. Je mehr ich im Studium voranschritt, um so mehr beschäftigte mich später die mangelhafte deutsche Aussprache unseres guten Pfarrers, ganz besonders in seinen Predigten. Aber diese Aussprache des Deutschen gehörte nun einmal, wenn man näher zusah, zu der ganzen Urwüchsigkeit und Ursprünglichkeit seines Wesens. Sie umrahmte sein Bild gewissermaßen mit einem derben Rahmen aus Eichenholz.

Diese urgewachsene Geradheit seines Wesens zeigte unser Pfarrer übrigens schon in den siebziger Jahren, in der für die deutschen Katholiken so bedrückenden Zeit des „Kulturkampfes“. In einer zottigen Pelzmütze und einem groben Mantel war damals Pfarrer Braun in den Dörfern des Hochwaldes aufgetreten und hatte die Bauern gegen die unklugen und ungerechten Maßnahmen der Maigesetze scharfgemacht. Kein Wunder also, wenn man damals besonders eifrig auf diesen widerspenstigen und kämpferischen Mann ein wachsames Auge gerichtet hatte. Lange Zeit verstand er es, sich seinen Häschern überall geschickt zu entziehen. Schließlich aber machte man ihm doch den Prozeß und verurteilte ihn zu einem Jahr Gefängnis. Der Abbüßung dieser Strafe entging Pfarrer Braun durch die Flucht ins Luxemburgische. Dort lebte er so lange in der Verbannung, bis diese traurigen Zeiten des Kulturkampfes vorüber waren. Niemals hat er die Schmach und die Schande dieser schweren Exilszeit vergessen können. Niemals hat er es vermocht, den Stachel des bitteren Erlebnisses aus seinem Herzen zu reißen. Er hatte sich als eine Kämpfernatur für seine Überzeugung geopfert, und dieses Märtyrertum für die katholische Idee hatte seinen an sich schon etwas harten Charakter noch härter und unnachgiebiger gemacht. Aus allen seinen Predigten klang immer etwas von der Erinnerung an den heroischen Idealismus der Exiljahre heraus. Wenn er bei der Sonntagspredigt auf diese Dinge zu sprechen kam, dann leuchteten seine Augen wie flammende Blitze, seine Stimme zitterte, seine Lippen zuckten in äußerster Erregung, und es geschah mehr als einmal, daß er die Mundwinkel krampfhaft

zusammenzog, um sich der aufsteigenden Tränen zu erwehren. In solchen Augenblicken merkte man erst, welch ein weiches Gemüt in der nach außen hin so rauhen Schale dieses Charakters verborgen war. Für uns Kinder, die wir doch die Zusammenhänge dessen, was hier mit hereinspielte, nicht kannten und auch in der Schule nicht kennenlernten, waren solche Predigten zugleich tief eindrucksvoll und rätselhaft.

Bei seinen Pfarrkindern war übrigens dieser strenge Mann nicht überall beliebt. Namentlich die Bauern des Pfarrortes Wahlen setzten seinem cholischen Temperament oft genug ihre harten Eisenschädel entgegen. Diese Hochwaldbauern waren ja aus dem gleichen knorri-gen Holz wie er selbst geschnitzt, und so trafen die beiderseitigen Willensenergien nicht selten hart auf hart. Namentlich die scharfe Disziplin, die der Pfarrer im Sonntagsgottesdienst bei den widerspenstigen jungen Bauernburschen durchsetzen wollte, führte zu allerhand Mißhelligkeiten. Denn manche der alten Bauern pflegten ihre unbotmäßigen Söhne noch zu unterstützen, und auf diese Weise kam es dann nicht selten zu den häßlichsten Szenen in der Kirche, ganz besonders vor dem Hochamt an den höchsten Feiertagen des Jahres. Dann gab es nämlich nicht selten einen heißen Kampf um die Stühle, da die Kirche an diesen Tagen nicht Raum genug hatte, um allen Besuchern eine bequeme Sitzgelegenheit zu bieten. Der gestrenge Pfarrer wies dann die jungen Bauernburschen aus den Kirchenstühlen heraus, um den älteren Leuten einen Sitzplatz zu verschaffen. Die Hinausgewiesenen aber blieben schon einmal sitzen, oder sie verließen die Kirche unter lautem Protest. Das cholische Temperament des Pfarrers verlor dann manchmal etwas die Zügel. Der alte Mann flammte und blitzte gegen die Widerspenstigen, leider oft nicht mit durchschlagendem Erfolg. Und darunter litt dann seine priesterliche Autorität. Kein Wunder, daß er oft gefürchtet wurde, obwohl er im Grunde das beste Gemüt von der Welt hatte.

Zieht man das alles in Betracht, dann wird man verstehen, daß ich anfangs immer nur mit Zittern und Zagen den Gang in die Lateinstunden antrat. So sehnsuchtsvoll ich auch diesem Unterricht zugestrebte hatte, es fiel mir doch schwer aufs Herz, als es nun endlich Ernst wurde. Ich fürchtete diesen gestrengen Mann zunächst mehr, als ich ihn liebte. Erst nach einiger Zeit schwand endlich diese Furcht, und immer deutlicher kehrte sich mir dann der überaus wohlwollende, gütige, hilfsbereite Mensch hervor, der sich hinter einem so rauhen Gewand verbarg, und der nicht selten selbst schwer unter seiner Temperamentsanlage litt.

Ganz allmählich lernte ich es, mich heimisch zu fühlen in der Nähe dieses Priesters und mich ganz einzuleben in die wunderbare Stille des Pfarrhauses, in dem das ganze Leben einen so wunderbar geregelten Gang hatte. Ich lernte nach und nach die gottselige Ein-

samkeit schätzen, die hier in allen Räumen herrschte, und die so auffallend abstach von der lärmenden Geschäftigkeit und Geschwätzigkeit, wie man sie so oft in den Bauernhäusern findet, wo kunterbunt alle durcheinander und gegeneinander reden, ohne sich gegenseitig ein volles, aufmerksames Gehör zu schenken. Gewiß, es liegt auch in diesem bunten Durcheinander einer bäuerlichen Unterhaltung ein eigentümlicher Reiz verborgen, der mir erst in späteren Jahren zum Bewußtsein kam, der Reiz der Naturursprünglichkeit. Nach ihrer eigenen Vernunft lenkt hier die Natur das Wellenspiel der Gedanken und Reden. In der Stille des Pfarrhauses aber tauchte für mich etwas völlig Neues herauf. Hier lernte ich zum erstenmal das Leben in gesitteteren Formen kennen, das der Bauer so leicht zu unterschätzen geneigt ist. Ich bekam die erste Vorstellung von einem durch angenehmere Umgangsformen verschönten Dasein. Man brachte mir mit der Zeit die elementaren Regeln der äußeren Lebenskunst bei. Man lehrte mich bei Tisch mit Messer und Gabel umgehen, man lehrte mich grüßen und was es sonst allerlei Dinge gibt, die unserem äußeren Sichgeben und Gehaben eine gewisse angenehme Form verleihen. Die schlimmsten Ecken und Kanten meines Bauerntums wurden hier im Pfarrhause etwas zurechtgeschliffen, so daß ich ganz allmählich den Übergang in jene Umwelt fand, in der ich mich später bewegen sollte. Immer lieber gewann ich so dieses stille, sonnigere Pfarrhaus, in dem auch ein gewisser Wohlstand dem Leben ein gewisses Behagen verlieh. In Manzonis „I promessi Sposi“ (Die Verlobten) — es wurde schon einmal darauf hingedeutet — fand ich später die Heimgeliebtheit und Traulichkeit dieser Atmosphäre des katholischen Pfarrhauses wieder, und ich fand sie so lebendig hier wiedergegeben, daß mir beim Lesen dieses Buches ein unbezwingbares Heimweh nach dem trauten Pfarrhaus von Wahlen durch die Seele schlich.

Für die Lateinstunden bürgerte sich allmählich ein gewisses Tagesprogramm ein. In aller Frühe ging ich von Rissenthal nach Wahlen hinüber, so früh, daß ich in Wahlen schon um 7 Uhr der heiligen Messe beiwohnte. Meinen ständigen Platz hatte ich dabei auf der Empore, in den Bänken des Kirchenchores. Das ergab dann mit der Zeit ein vertrauliches Verhältnis mit dem alten Küster Becker, der, so gut es gehen mochte, für den Kirchengesang sorgte. Es war nämlich keine Orgel in der Kirche.

Nach der heiligen Messe ging ich dann sofort ins Pfarrhaus, das ziemlich weit von der Kirche entfernt lag. Ich mußte gemeinsam mit dem Pfarrer und mit Fräulein Mariechen den Kaffee trinken, und zwar in dem uns schon bekannten kleinen Zimmerchen rechts beim Eingang, das zugleich als Empfangs- und als Speisezimmer diente. Anfangs fiel es mir überaus schwer, mich an diesen gemeinsamen Morgenkaffee zu gewöhnen. Ich konnte kaum über meine Schüchternheit Herr werden und hatte stets mit Hemmungen zu kämpfen.

Wenn das Frühstück genommen war, mußte ich allein in dem kleinen Zimmer zurückbleiben und meine Lateinbücher vornehmen, bis der Herr Pfarrer aus seinem Arbeitszimmer, das genau über mir lag, herunterkam, um mir den Unterricht zu erteilen. Die Wartezeit dauerte meistens sehr lange. In der Regel wurde es 10, ja sogar 11 Uhr, bis die Lateinstunde an die Reihe kam. Sehr bald entwickelten sich die Dinge gewohnheitsmäßig sogar dahin, daß ich auch zum Mittagessen und zum Nachmittagskaffee noch dableiben mußte, weil der Unterricht auf die Zeit von 4 bis 5 oder von 5 bis 6 verschoben wurde. Und so mußte ich denn meistens stundenlang in dem kleinen Zimmer zubringen, wenigstens am Anfang. Denn später, als ich mich einmal so recht zu Hause fand, fing ich an, mich freier zu bewegen. Ich ging dann wohl in den schönen Pfarrgarten und nahm meine Bücher dorthin mit. Unmerklich verlegte sich so, wie man sieht, der Schwerpunkt meines Lebens vom Elternhause hinweg in das Pfarrhaus von Wahlen hinüber. Wenn ich nach dem Morgenkaffee in dem kleinen Zimmer saß, um den Lateinunterricht abzuwarten, dann wurde es natürlich auf die Dauer etwas schwierig, sich immer nur mit der Lateinischen Schulgrammatik von Ellendt-Seiffert und mit dem Lateinischen Übungsbuch von Busch-Fries zu beschäftigen. Trotz alles Lerneifers meldete sich doch auch schon einmal die Langeweile bei diesem stundenlangen Warten. Es bedurfte einer kleinen Ablenkung. Den Pfarrherrn konnte ich deutlich oben, in dem Zimmer über mir, auf und ab gehen hören. Tat sich dann auf einmal oben die Zimmertür auf, so war Gefahr im Verzug. Jeden Augenblick konnte er jetzt kommen. Hörte ich aber nicht die Pantoffeln über die knarrende Treppe herabglitschen, dann wußte ich, daß er noch nicht zu erwarten war. Und dann hatte ich wieder für eine Weile Zeit, mich dem zuzuwenden, was mir gerade in diesem Zimmer eine ganz besondere Freude machte.

Es stand nämlich dort ein großes Büchergestell, das die Leihbibliothek des Borromäusvereins enthielt. Mit der Zeit wurde diese Leihbibliothek von etwa 200 bis 300 Bänden zu einer unausschöpflichen Quelle für immer neue Anregungen meiner lebhaften Phantasie. Da standen alle möglichen mittelalterlichen Rittergeschichten oder auch Erzählungen aus dem Volksleben. Die meisten davon waren von dem Volksschriftsteller Wilhelm Herchenbach verfaßt und im Verlag Otto Manz in Regensburg verlegt.

Natürlich waren es keine künstlerisch vollendeten Erzählungen. Aber sie trafen den Volkston und waren damals, wie ich später immer deutlicher feststellte, bei den einfachen Leuten auf dem Lande sehr beliebt. Meine Büchersehnsucht fand in dieser kleinen Leihbibliothek ihre erste große Erfüllung. Mit der Zeit las ich hier ein Buch nach dem anderen und erfüllte meinen so aufnahmefähigen Geist täglich mit neuen Bildern und Gestalten. Da las ich etwa „Die Beatushöhle“ oder „Die Emigranten“ oder „Die irische Hütte“ oder „Der Millionär“

und der Straßenkehrer“. Das lebhafteste Interesse aber hatte ich für die beiden Rittergeschichten „Ravensrock und Harden“ und „Das eiserne Halsband“.

Es war ein buntes Gewimmel von den verschiedenartigsten Menschengestalten, was so bei dieser Lektüre an meinem Geiste vorüberzog. Und alle diese Gestalten beschäftigten mich so lebhaft, daß sie sogar des Nachts meinen Träumen den Inhalt gaben. Allerdings war Vorsicht bei dieser an sich harmlosen, aber „unzeitgemäßen“ Lektüre geboten. Sobald oben die Tür des Pfarrers aufging, flog allemal das gerade vorgenommene Buch blitzschnell unter den grünen Vorhang der Bibliothek, und der kleine Bösewicht saß wie ein Heiliger vor der aufgeschlagenen Lektion im Ellendt-Seiffert. „Tantulus puer et tantus peccator!“ („Ein so kleiner Bursche und schon so ein großer Bösewicht!“), so würde Augustinus ausgerufen haben, wenn er diese kleine Geschichte in seinen „Bekennnissen“ zu erzählen gehabt hätte.

Beim Erscheinen meines Lateinlehrers begann nun endlich der Ernst der Lateinstunde. Pfarrer Braun war ein gestrenger Lehrer, bei dem das Tagespensum bis auf das Tüpfelchen auf dem „i“ absolviert werden mußte. Die Lateinische Grammatik wurde förmlich auswendig gelernt, mit allen lateinischen Beispielen. Beständig wurde auch mündlich und schriftlich aus dem Übungsbuch übersetzt, und immer wieder wurde Wert gelegt auf die Wiederholungen des bereits Gelernten und Eingebühten. „Repetitio est mater studiorum“ (Die Wiederholung ist die Mutter des Studiums), dieses lateinische Sprichwort klang mir fast täglich in die Ohren.

Wehe aber, wenn es ans Korrigieren der schriftlichen Übersetzung ging! Im Anfang waren ja doch schlimmere Fehler kaum zu vermeiden. Aber sie wurden mit einer unerbittlichen Strenge gerügt. Geprügelt wurde selbstverständlich nicht. Aber bei meiner weichen Naturanlage hatte oft schon ein funkensprühender Blick eine geradezu vernichtende Wirkung. Noch heute weiß ich genau, welche Angst ich ausgestanden habe an jenem Morgen, als bei den ersten Anfängen der Komparationslehre des Adjektivs in meinem Übungsheft der Fehler „bonissimus“ zum Vorschein kam. Es war so etwas wie die vulkanische Gewalt des „Dies irae“, was sich in jenem Augenblick über meinem Haupte entlud, so daß ich schwitzte vor Aufregung und Angst.

Und doch gab es oft genug ein idyllisches Bild, wenn mein guter Lehrer so vor mir saß am Kopfende des Tisches, während ich an einer Längsseite meinen Platz hatte. Ich sehe ihn jetzt lebhaftig vor mir: das schwarze Chorkäppchen ist etwas seitwärts geglitten, die Augen funkeln streng und doch gütig hinter der goldenen Brille hervor; behaglich hält er in der einen Hand die lange Pfeife, aus der ein wohlduftender Kanasterqualm in immer neuen Rauchwölkchen emporwirbelt. Es kommt auch schon einmal vor, daß der Lehrer über dem

Unterricht ein paar Augenblicke leicht einschlummert. In solchen Augenblicken gab es dann erst recht ein idyllisch-behagliches Situationsbild, vor allem dann, wenn sein Lieblingskätzchen, das ihn immer im Haus begleitete, sich dem schlummernden Pfarrherrn auf die Schulter schwang und zu schnurren anfang.

Mit tiefer Dankbarkeit muß ich aber heute noch sagen, daß ich bei diesem meinem ersten Lateinlehrer einen wirklich gediegenen Lateinunterricht erhalten habe, so primitiv auch seine Unterrichtsmethode gewesen ist. In irgendwelchen anderen Fächern freilich, zum Beispiel in Mathematik, in Französisch oder Griechisch, wurde ich von Herrn Pfarrer Braun nicht unterrichtet, vielleicht deshalb nicht, weil er sich an diese Fächer nicht mehr herantraute. Aber im Lateinischen gab er mir in diesen eineinhalb Jahren der Vorbereitungszeit, bis Ostern 1900, eine so feste Grundlage, daß ich noch bis zur Oberprima von den Früchten der Lateinstunden zehren durfte.

Es ergab sich ganz von selbst, daß ich bei diesem fast täglichen Aufenthalt im Pfarrhaus mehr und mehr als Mitglied der Familie in den Haushalt eingegliedert wurde und bei allen möglichen Arbeiten in der Küche, im Keller oder im Garten meinen Anteil zugewogen bekam. Auch zu allerhand Botengängen entweder in den Ort oder nach Nachbarorten, wie insbesondere nach Losheim, wurde ich herangezogen. Das alles aber machte mir viel Freude in jenen Jahren, weil ich auf diese Weise mit so manchen Dingen des Alltags vertraut wurde, die ich im Elternhause nicht kennengelernt hatte. Da waren etwa schon so manche Geschirre und Instrumente in der Küche oder auch Handwerkszeuge im Keller, die mein Interesse auf sich lenkten: so etwa ein Apparat zum Verkorken der Weinflaschen beim Abziehen des Weins vom Faß auf Flaschen, oder ein grüner Lichtschirm, den der Pfarrer des Abends zum Schutz für seine Augen benützte, alles harmlose Dinge, die für ein Stadtkind nichts Besonderes an sich haben, für einen hinterwäldlerischen Bauernjungen aber überraschende Offenbarungen aus einer ihm völlig unbekanntem Welt zu sein pflegen. Und nun gar die mancherlei Arten von Speisen in der Küche, bei deren Zubereitung ich sogar Zeuge sein durfte, die seltsamen Gewürze oder die sonstigen Zutaten beim Essen: das alles ergab sich als eine täglich fortsprudelnde Quelle von immer neuen Dingerfahrungen, die meinem beschränkten Gesichtskreis immer mehr über den eines armen Dorfjungen hinaus erweitern sollten.

Wie viele harmlose Freuden aber sich aufboten, wenn etwa im Herbst in dem großen Pfarrgarten zur Ernte geschritten wurde oder wenn von Zeit zu Zeit im Keller der neuangekommene Wein vom Faß in Flaschen abgefüllt werden mußte, das kann nur derjenige sich vorstellen, der in seiner Jugend Ähnliches erlebt hat. Beim Abfüllen des Weines war gewöhnlich Pfarrer Braun selbst dabei, manchmal

sogar selbst mittätig. Bei solchen Gelegenheiten lockerte sich natürlich etwas der beängstigende Bann der Distanz, die zwischen Lehrer und Schüler selbstverständlich war und die von mir bei meiner schüchternen Naturanlage als etwas Bedrückendes empfunden wurde. Es war so befreiend für mich, wenn ich meinen gestrengen Lateinlehrer hier auf einmal auch ganz als Menschen tätig sah. Und es war so ergötzlich, wenn ich hören durfte, wie lustig und heiter er scherzen und lachen konnte. Bei solchen Gelegenheiten gab er mir auch manchmal praktische Ratschläge für das Leben mit, oder er wies mich auf die Schönheiten dieses oder jenes Handwerks hin. Er selbst habe, so erzählte er öfters, noch vor seinem Eintritt ins Studium das Schreinerhandwerk erlernt, und in der Tat bewahrte er noch heute oben auf dem Gange, über den man zu seinem Zimmer kam, Hobel, Säge, Bohrer und sonstige Handwerkszeuge des Schreinerhandwerks auf. Besonders unterhaltsam war es, wenn er mir bei der Weinabfüllung praktische Winke dafür gab, wie man einen Weinkeller instand zu halten habe. „Denn“, so pflegte er zu scherzen, „wenn du einmal selbst Pfarrer sein wirst, dann mußt du stets für einen gediegenen und wohlgepflegten Weinkeller sorgen. Ein Pfarrhaus darf nie ohne einen reichlich gefüllten Weinkeller sein.“

Zuweilen aber belebte sich das stille Pfarrhaus mit Gästen von nah und fern, und dann gab es erst recht viel Neues und Interessantes zu sehen und zu lernen. Namentlich ein junger Kandidat der Theologie brachte alljährlich viel Freude und sonniges Lachen ins Haus. Es war Herr Karl Riotte, der Schwestersohn des Pfarrers, der im Steyler Missionshaus sich auf den Priesterberuf für die Missionen in fremden Erdteilen vorbereitete. Er trug bereits die schwarze Soutane und machte darin eine stattliche Figur. Aber er hatte gar nichts von der Strenge seines Onkels an sich. Sein Kopf war immer voll von tollsten Studentenstreichen, die ihn natürlich in den Ferientagen zum erheiternden Mittelpunkt des Hauses machten. Freilich gruselte mir etwas, wenn ich ihn davon sprechen hörte, daß er einmal als Missionar in die fremden Erdteile gehen wolle, zu den „Wilden“, wie er zu sagen pflegte, von denen ich mir nur eine ganz furchtbare Vorstellung machen konnte. Aber er belehrte mich dann über die Schönheit dieses Berufes; er schilderte mir den Reiz des Abenteuerlichen, der darin liege, die romantischen Wildnisse der Urwälder aufzusuchen und den Menschen, die dort noch ohne die Segnungen der Kultur und des Christentums lebten, die frohe Botschaft des Heiles zu bringen. Allmählich hatte er es mit seinen Zukunftsphantasien dahin gebracht, daß ich für eine Weile ernstlich mit dem Gedanken spielte, mich auch in das Steyler Missionshaus aufnehmen zu lassen. Denn allmählich hatte ich mich so sehr an diesen jungen, immer heiteren Missionar gewöhnt, daß ich ein quälendes Heimweh nach ihm empfand, wenn er nach Abschluß der Sommerferien wieder zu seinen Studien nach Steyl zurückgekehrt war. Später jedoch, als ich am Gymnasium in

Trier war, verloren sich wieder diese schwärmerischen Vorstellungen, und der Gedanke an den Missionsberuf schlummerte ganz ein.

Im ganzen war dieser eineinhalbjährige Aufenthalt im Pfarrhaus von Wahlen, wie man aus meinen Darlegungen ersehen kann, ein unausschöpflicher Born von Belehrungen, Erfahrungen und kindlichen Freuden aller Art. Und die echt katholische Atmosphäre dieser friedlichen, heiteren und reinen Welt ist sicherlich auch einer der Faktoren gewesen, die mich später einmal, nach langen Jahren des Fernseins vom Glauben, schließlich wieder zurückführten in den Schoß der heiligen Mutter, der Kirche.



Das gesunde Kind, selbst ein Stück unverfälschter Natur, hat zu allen Dingen seiner Umgebung ein innigeres und unbefangeneres Verhältnis als der Erwachsene. Tiere und Pflanzen stehen da an erster Stelle. Es ist die kindliche und natürliche Neugier, solch ein lebendiges, wunderbares Ding längere Zeit aus nächster Nähe ungestört anschauen zu können.

Ruhe ist des Bürgers Pflicht

Eine Spukgeschichte
aus dem
alten St. Wendel

VON HANS KLAUS
SCHMITT



Man schrieb das Jahr 1711. Damals gab es im kurtrierischen Amtsstädtchen St. Wendel zu Übergriffen neigende Charaktere, die sich oft die Zügel schießen ließen und die Bürgerschaft zu fortgesetztem Widerstand gegen den Amtmann Damian Hartard Dhame reizten. Am schimpffreudigsten war Meister Johannes Born aus der Zunft der Schuhmacher, der eines Abends am Stammtisch im Wirtshaus zum Rindsfuß in einem Anfall von Schimpfsucht über die Zeitläufte im allgemeinen und über seinen Amtmann im besonderen wetterte. Keiner aus der Runde konnte so überzeugend darlegen, was sie für gedrückte, sich mühselig durch das Leben rackernde, von der Böswilligkeit des Amtmannes belastete Ehrenmänner seien. Ein übers andere Mal schlug der Hitzkopf in seiner Schimpffreudigkeit auf den alten, abgescheuerten Eichentisch, daß er laut knirschte. Die Gesellschaft am runden Tisch bemerkte bei dem schwachen Schein der dürftigen Beleuchtung nicht, daß ein Ausländer namens Breton, ein vertrauter Bote des Amtmannes, sich in einer Ecke des Wirtszimmers niedergelassen hatte und nun hinter seiner zinnernen Weinkanne den Hals

reckte und die Ohren spitzte. Nachdem der Schuhmacher gründlich über seinen Amtmann losgelegt hatte, schlich sich der Fremde wie ein Wicht zur Tür hinaus.

Nach wenigen Tagen lud der Amtmann den Meister Born vor die Schranken des Hochgerichts, das ihn zu einer empfindlichen Geldstrafe verurteilte. Außerdem sollte der Schuhmacher die Beschimpfungen widerrufen. Als der Halsstarrige trotzte, mußte ihm der Amtsbüttel die Hände binden und ihn im Heilmannsturm, der allgemein als Hexenturm bekannt war, hinter Schloß und Riegel bringen. Während nun der ungefüge und trotzige Schuster ganz still und kleinmütig zwischen den dicken dunklen Mauern saß, war daheim in seinem Hause große Aufregung. Die Kinder machten ein wahres Zetergeschrei und glaubten fest, der Vater werde gehenkt oder gar geköpft. Die Mutter jammerte und klagte, aber die Gesellen und Lehrbuben gingen in der Werkstatt auf und ab und drohten dem Fremden mit furchtbarer Rache.

Der Abend kam heran. Daß im Hexenturm zur Nachtzeit ein Spukgeist sein Unwesen trieb, wußte jedermann. Auf der Holzpritsche hinter der verriegelten, schweren Tür kauerte der Arme. Der Mond legte sich voll und dreist durchs Gitterfensterchen herein auf die kümmerliche und verängstigte Gestalt. Es kam dem armen Schuster zum Bewußtsein, daß es tatsächlich nicht richtig in diesem Gemäuer war. Nun hörte er ständig hier und dort Geräusche. Durch das beschädigte Dach sang pfeifend und heulend der Wind sein spukhaft melancholisches Klagelied. Mehr und mehr sank dem Schuster der Mut in dem verwahrlosten und düsteren Haus. Im Mondlicht, das durch's Gitter hereinfließ, bemerkte er, wie eine große Spinne mit ihrem glitzernden Speckbäuchlein über seinem Schopf sich auf und nieder schaukelte. Das arme Schusterlein sah nun zu, wie eine kleine, müde Mücke sich mit allen häkeligen Zehen im Gefäde der Spinne verstrickte. Gleich kletterte die häßliche, ungeheure Brigantin hoch und umkrallte das arme Ding. Dieses Henkerspiel hatte Born schon oft ohne ein anderes Gefühl als das des Respekts vor dem famosen Räuber beobachtet. Aber jetzt konnte er es nicht. Und da — o Schreck — vor seinen Augen wandelte sich die Spinne zu einem mächtigen, fauchenden Ungetüm, das seine Krallen spreizte und mehr und mehr wuchs. Da schoß es nieder und sprang dem Schusterlein in den Nacken, riß ihm die Hälfte der Seele aus dem Leib und ritt auf ihr grimmig im Kreise herum. —

An diesem Abend fehlte Meister Johannes Born am Stammtisch im Rindsfuß, und mit ihm fehlte dort auch die rechte Schimpffreudigkeit. Die Freunde, die sich allabendlich um den runden Tisch versammelten, wie die Zahlen um das Zifferblatt, empfanden die Lücke um so bitterer, als sie den Schuster im Hexenturm wußten. Sie schwiegen verdrossen still und machten nur Fäuste in den Hosentaschen.

Am anderen Morgen fand der Büttel im Hexenturm den niedergesunkenen, ohnmächtigen Leib des Schusters. Nachdem er mit dem erfrischenden Inhalt eines Wasserkübels wieder ins Leben zurückgerufen war, führte ihn der Büttel nach Hause, wo die eheliche Hausfrau seiner in Liebe und Treue pflegte, voll Sorge auf das arme hinterbliebene Stück Leben hinhorchend, das nur dumpf und halb bewußtlos stöhnen konnte. „Was habe ich ein lästerlich böses Maul“, stammelte er in sich hinein.

Als in der folgenden Nacht der Nachtwächter Peter Enkerich mit Horn, Spieß und Laterne seinen Rundgang durch die Gassen machte, um den Bürgern den neuen Tag zu künden, blieb er vor des Schusters Haus stehen, setzte mit viel Getue sein Horn an die Lippen. Er blies zwölfmal hinein, dumpfes Getön hervorlockend, dann begann er mit eintöniger, rauher Stimme seinen Spruch:

*Hört, ihr Leut, und laßt Euch sagen:
Die Glocke hat Zwölf geschlagen.
Bewahrt das Feuer, bewahrt das Licht,
Daß niemand ein groß' Leid geschicht.
Wollt stets Ruh' und Ordnung wahren,
Daß niemand mög' Unglück widerfahren!*

Der Schuster war schon längst zu Bett gebracht worden, aber er hörte den Wächterruf und war auch grimmig über den Nachtwächter. Das „Ruh' und Ordnung wahren“ klang aber so eigen in seiner Seele nach, daß er merklich ruhiger wurde. Er atmete bald tief und erleichtert auf, und der Mond, der in der gestrigen Nacht so voll und dreist zum Hexenturm hereinlugte, legte in dieser Stunde seinen matten Schein über ein friedlich schlummerndes Menschenkind.

Einige Zeit später, als die Tischrunde im Rindsfuß wieder vollzählig zusammensaß, nahm man mit allseitiger Befriedigung den Bericht des Meisters Born zur Kenntnis, daß die Schusterbuben dem Schurken Breton in der Dunkelheit aufgelauert und ihn ordentlich verprügelt hätten.

Der Fremde war seit der Zeit aus der Stadt verschwunden.



Mutter des St. Wendeler Pastellmalers
Nikolaus Lauer
gemalt um 1760 von ihrem Sohne

Der toten Mutter

Ich habe meine Mutter vor vielen Jahren verloren, und noch immer trage ich ihr Bild in meiner Seele... Sie liebte mich; denn sie war meine Mutter. In der Nacht ihres Todes ging ihr Schattenbild vor meinem Blicke vorüber, und noch jetzt erscheint mir ihr holdes Mutterauge noch recht oft, wenn mich ein Nachbar lästert oder ein anderes Leiden mich drängt. Sie lebt in meinem Herzen, lebt in dem Bilde ihres Lebens, das noch fortwirkt — und lebt im Lande der Vollendung.

Diese dreifache Unsterblichkeit gönne ich ihr gerne. Sie hat mich früh die Furcht des Herrn mit ihrem frommen Blicke, mit ihrer tragenden Liebe gelehrt. Sie gebar in mich hinein das zweite, bessere Leben.

In ihrem gottsuchenden Antlitze las ich den ersten Beweis des ewigen Lebens, in ihrem leiblichen Tode den zweiten.

Ich werde sie wiedersehen, denn die Liebe ist ewig wie Gott. Ob ich sie mit Blicken der Zeit oder mit Blicken der Ewigkeit sehen werde, weiß mein Herz nicht — Menschenherzen glauben, hoffen, lieben; nur das ist ihre ganze Wissenschaft.

Ich will mich von dem Staub der Erde reinigen lassen — dann bin ich wert, die Guten zu sehen — dann sehe ich meine Mutter wieder.

JOHANN MICHAEL SAILER

Ursula und das Tagebuch

Wie die frühlingssarten, weißbroten Knösplein allüberall in Hecken und Bäumen sind die jungen Mädchen, wenn sie sich zu recken und strecken beginnen und aus dem schützend grünen Knospenblatt der Kindheit heraus drängen, um unbewußt dem Jugendsommer entgegenzublühen.

Solch ein zart aufspringendes Knösplein ist Ursula. Sie singt heute, weil die Sonne scheint und jubelt morgen auch dem regengrauen Tag entgegen. Wenn es nur ein Tag ist. Wenn ihre kurz gewordenen Röcke und der länger werdende, lustig-wippende Pferdeschwanz nicht wären, merkte ich oft kaum, daß sie kein Kind mehr ist. Doch! Sie hat sich neulich ein Tagebuch gewünscht. Eines mit Schloß und Riegel sogar. Einem jungen Mädchen kann man so wenig die Erfüllung eines Wunsches versagen, wie einer Knospe den Tau. So wählte ich am gleichen Tage für Ursula ein Tagebuch aus, schlicht in grauem Leder gebunden, mit einem zierlichen Schließchen. Mochte sie ihre Erlebnisse von nun an ihrem Büchlein anvertrauen, vor allem aber ihren stillsten Gedanken ein Plätzlein einräumen.

Aber mein Knösplein kam mit ihrem ersten Erwachsenen-Requisit nicht gleich zurecht. „Mutter“, so bekannte sie nach einigen Tagen, „das Tagebuch macht mir keine Freude. Ich sitze oft vor seinen leeren Blättern und es fällt mir nichts ein, was ich schreiben soll. Ich meine, der Alltag — und was immer so ist, das möchte ich eigentlich nicht aufschreiben. Und Erlebnisse ... die habe ich doch noch nicht.“

O, du junge Ursel! Jeder Tag in deinem jungen Leben ist ein sonnendurchwebtes Erlebnis, jeder freundliche Blick, der deiner jugendfrischen Gestalt folgt, ein Geschenk. Alles was dein Auge sieht, wie es die Dinge jetzt sieht, ist wert aufgeschrieben und im Tagebüchlein verewigt zu werden mit allem Überschwang, aller Sentimentalität deines jungen Empfindens, das du so burschikos hinter der halblangen Hose und dem frechen Pulli verstecken möchtest.

„Sieh' mal Ursel“, sage ich ihr und führe sie an das weitgeöffnete Fenster, „bestürmen dich nicht tausenderlei Gedanken, wenn du dies vertraute Bild vor dir siehst? Siehst du, wie der Sonnenglast sich im Schiefergrau der alten Zwiebeltürme fängt und in dem Grün der hochragenden Bäume widerspiegelt? Wie innig sich die Dächer der alten Häuser in die Geborgenheit des Dreigetürms einschmiegen, wie freundlich der Dom unseres Wendalin den empordringenden, geschäftigen Lärm des Nachmittags entgegennimmt, ganz als wolle er sagen: Wachse und blühe, meine Stadt. Und dahinter der Berg, der mit seinem sanften Schwung die Stadt begrenzt und von dem, wie wir wissen, wie wohl es sich zwischen seinem Steingelk und Waldesgrün hinaus ins heimatliche Land träumen läßt. Wer mag wohl

alles schon in dieser Stadt auf jenem Berg gegangen sein, wer in aller Zukunft wird diese Wege noch gehen ...? Schreibe sie auf, Ursula, die Bilder deiner Heimat, wie du sie jetzt erlebst. Vielleicht werden sie dir in irgendeiner Ferne, zu irgendeiner Zeit zu kostbaren Gemälden werden.

Hast du vergessen, wie reizvoll unsere Wanderungen sind, die vielen Familiensontage im Tiefenbachtal? Allein mit solchen Erlebnissen kannst du dein Büchlein füllen und damit Jugend und Heimat bannen. Erinnerst du dich an den jungen Mann unserer Bekanntschaft,



der dich neulich nach mir und vor Vater begrüßte, weil, wie er sich bei Vater entschuldigte, die ‚Damen‘ vorgehen? Was hast du da für rote Bäcklein und leuchtende Augen bekommen, Knösplein, als du zum ersten Mal eine ‚Dame‘ warst. Und dein letzter Wintermantel, der dir weder gefällt, noch steht, den du aber aus einer geringen Auswahl unbedingt haben wolltest, nur weil die freundliche Verkäuferin ‚Sie‘ zu dir sagte. Denkst du, wenn du vor den leeren Blättern sitzt, nicht an unsere Pläne über deinen zukünftigen ersten Ball, an dem wir beide schon, seit du dreizehn bist, schmieden, frisieren und schneiden? Sieh mal; das sind doch deine Erlebnisse, froh und klar und jung.

Sammele mit Bedacht diese kleinen Alltags- und Sonntagskristalle. Sie werden an der Zeit wachsen und dir einst in deine Erinnerungen

leuchten wie kostbare Edelsteine. Das, was du jetzt Erlebnisse nennst, wird die Zeit und das Leben dir bringen. Ich weiß nicht, ob sie immer Kristallen gleichen werden, heiter und klar wie der vertraute Blick aus dem Fenster auf deine geliebte, alte Stadt, oder ein Sonnentag am Silberlauf des Tiefenbaches. Ich wünsche dir so warm, wie es nur eine Mutter wünschen kann, daß du das wirkliche Erlebnis haben und erkennen möchtest. Möge es so schön und so groß sein, daß es keinen Platz in deinem Büchlein findet. Und möchtest du, bei allem was das Leben dir bringt, immer ein wenig das Knösplein von heute bleiben. Schließe die frohen Dinge nicht engherzig in dein Büchlein ein. Und wähle dir Menschen, denen du dein Leid vertraust. Dem Büchlein vertraue dein stilles Sinnen an.“

„Ich verstehe dich, Mutter“, leuchtet mich Ursula an, „möchtest du mir nicht ein Wort zum Anfang, zum Geleite in mein Kristallbüchlein schreiben? Einen richtig altmodisch-mütterlichen Spruch?!“

Ja, Ursula, das will ich und es soll derselbe Spruch sein, den einmal deine Großmutter in mein Tagebuch geschrieben hat, lange bevor es im Krieg mit vielen anderen, vertrauten Dingen verloren ging. Vieles habe ich vergessen, was ich meinem Buche selbst an Jugendleid und Jugendseligkeit anvertraute. Aber der alte Mutterspruch klingt in mir bis heute nach:

*Mit vielen teile deine Freuden,
Mit allen Munterkeit und Scherz,
Mit wenig Edeln deine Leiden,
Mit Auserwählten nur dein Herz.*

L. M.

Die Sage vom schwebenden Heuwagen

An der Nordgrenze des Saarlandes, im Walde zwischen Nonnweiler und Hermeskeil, zeigt sich ein seltsamer Spuk. Schon oft sah hier der einsame Wanderer mitten im Wald einen schwerbeladenen Heuwagen, der an einem Garnfaden hing und eine Elle hoch über dem Erdboden schwebte. Auf dem Heuwagen stand ein schwarzbärtiger Mann mit glühenden Augen, der in stummer Gebärde den Wanderer herbeiwinkte. Da niemand den Mut hatte, sich dem Wagen zu nähern, sondern jeder sich schleunigst davon machte, wußte man lange nicht, was der Spuk wollte. Endlich faßte sich einer ein Herz, trat aber voller Angst und mit zitternden Gliedern näher hinzu. Der schwarzbärtige Mann forderte ihn mit Gebärden auf, unter dem Wagen durchzukriechen. Aber das wagte weder dieser noch sonst jemand bis heute, so daß man auch heutzutage noch in gewissen Nächten den schwebenden Heuwagen sehen kann.

Nach Lohmeyer, „Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes“.

Lehrerseminare in St. Wendel

1824—1832, 1911—1924

BERNHARD KRAJEWSKI

Die Entwicklung der Vorbildung des Volksschullehrers hat vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart verschiedene bemerkenswerte Formen durchlaufen, von denen zwei, wenn auch nur für kurze Zeit, in St. Wendel ihren Niederschlag gefunden haben.

Schon früh — von 1824 bis 1832 — finden wir in St. Wendel ein „Schullehrerseminar“. Diese erste Gründung ging aus der persönlichen Initiative eines Mannes hervor, der für das höhere Schulwesen der Stadt St. Wendel eine grundlegende Bedeutung besitzt. Auf die Ausschreibung einer Lehrerstelle an der städtischen Volksschule im Jahre 1817 meldete sich der aus Neumagen a. d. Mosel stammende Präzeptor Johannes Schué, der auch als erster Lehrer an der dreiklassigen Stadtschule angestellt wurde. Er brachte für einen Volksschullehrer der damaligen Zeit eine ganz ungewöhnliche Vorbildung mit. Als ehemaliger Theologiestudent hatte er an der Universität Paris studiert und einige Jahre am kleinen bischöflichen Seminar in Trier als Präzeptor gewirkt, ehe er nach St. Wendel kam. Diese Stelle mochte ihn wohl interessiert haben, da St. Wendel ein Jahr zuvor — 1816 — die Hauptstadt des eben neu geschaffenen Fürstentums Lichtenberg geworden war. Durch die Versetzung von Beamtenfamilien aus Coburg und Gotha nach St. Wendel erhielt der schon längere Zeit in der Bürgerschaft bestehende Wunsch nach einer höheren Schule neuen Auftrieb. Da sich trotz Drängens des Stadtrates die Errichtung derselben durch die herzogliche Regierung immer wieder verzögerte, griff der Lehrer Schué zu Selbsthilfe. Zusammen mit dem Kandidaten der Theologie Sauer gründete er 1820 eine private höhere Schule, die erst 1824 durch die herzogliche Regierung von Coburg in den Rang eines Lyzeums erhoben wurde. Rektor des Lyzeums wurde Schué. Gleichzeitig verband Schué mit dem Lyzeum ein „Schullehrerseminar“, dessen Leitung er ebenfalls inne hatte. Die an die höhere Schule angeschlossene Lehrervorbildung, wie sie Rektor Schué in St. Wendel praktizierte, kann in der heutigen Sicht als geradezu ideal bezeichnet werden. Wenn auch das „coburgische Lehrerseminar“ nur wenige Jahre bestand, so hatte es doch, wie Max Müller schreibt, „eine Reihe tüchtiger Lehrer hinausgesandt, die nicht nur kernhafte Männer und Meister in ihrem Fache waren, sondern auch ein Stück von jener heißen Liebe zu den höheren Wissenschaften mitgenommen hatten, die ihren Rektor Schué erfüllte“.

Als in den Jahren 1830—1832 die große, freiheitliche republikanische Volksbewegung im Westen durch Dr. Siebenpfeiffer und Dr. Wirth in Homburg entfacht wurde und im Hambacher Fest (Mai 1832) ihren Höhepunkt erlebte, fand diese im „Coburger“ St. Wendel leb-

haften Widerhall, aber auch den scharfen Widerstand der herzoglichen Regierung. Da die Lehrer des Lyzeums, Rektor Schué, Sauer und Pfarrer Juch, mit zu den führenden Männern dieser Bewegung gegen die Regierung gehörten, wurden sie im August 1832 kurzerhand entlassen und das Lyzeum geschlossen. Damit fand auch das Schullehrerseminar sein Ende. Dem Herzog von Coburg war durch die sich an obige Ereignisse anschließenden Unruhen in St. Wendel sein Fürstentum Lichtenberg gründlich verleidet, so daß er es gegen eine Geldabfindung am 15. 8. 1834 an Preußen abtrat.

Die preußische Regierung lehnte die Wiedereröffnung des Lehrerseminars, das die coburgische Regierung in Aussicht gestellt hatte, rundweg ab. Die Bestrebungen der Jahre 1891—1894, wieder ein Seminar in St. Wendel zu gründen, blieben erfolglos.

Inzwischen hatte sich der Staat allgemein der Volksschule und der Lehrervorbildung angenommen, letzterer durch die Gründung von Seminaren. Die Aufgabe der Seminare war durch die politische Reaktion in der Mitte des 19. Jahrhunderts eng auf die rein praktische Vorbereitung beschränkt unter Ausschaltung jeglicher theoretisch-formaler Bildung und wissenschaftlich fundierter Pädagogik. Nach 1871 fanden letztere zwar Eingang in die Seminare, aber den Anschluß an die Bildung der höheren Schulen fanden die Seminare nicht mehr. Die Lehrpläne von 1901 suchten sich dieser Linie zu nähern, was immerhin einen Fortschritt bedeutete.

In dieser Situation wurde 1911 in St. Wendel das zweite Lehrerseminar gegründet und zugleich mit einer Präparandenanstalt verbunden. Ostern 1911 eröffnete die neue Anstalt unter Leitung des damaligen Kreisschulinspektors und späteren Direktors Dr. Wilkes mit einer Seminar- und einer Präparandenklasse ihre Pforten. Nach drei Jahren war der Aufbau vollendet und Ostern 1914 verließen die ersten 14 „Lehramtskandidaten“ die Anstalt. Im gleichen Jahre war die Schülerzahl auf 191 gestiegen; in der dem Seminar angegliederten Übungsschule wurden 180 Kinder unterrichtet. Ein eigenes Gebäude hatten Seminar und Präparandie nicht. Nach vorübergehender Unterbringung in der Cecilienschule wurde das Hospital vorläufiges Heim. Durch die Ungunst der Zeitverhältnisse sollte dieses Provisorium leider eine Erscheinung von Dauer werden. Der Anfang 1914 auf dem Tholeyer Berg mit den Ausschachtungsarbeiten begonnene Neubau mußte mit Ausbruch des 1. Weltkrieges im August 1914 eingestellt werden und kam nie zur Ausführung. Mit dem Wachsen der Anstalt von 1911 bis 1913 wuchs auch der Lehrkörper. Bei der Gründung standen dem Direktor Dr. Wilkes noch Seminarlehrer Limbach und Präparandenlehrer Blatt zur Seite. Den Religionsunterricht erteilte der Pfarrer an St. Wendelin, Dr. Karl Firsbach, und den Unterricht in der Landwirtschaftskunde an der Seminarklasse gab Winterschuldirektor Dr. Pfeifer. Bei Beginn des Schuljahres 1913/14, als die Anstalt voll ausgebaut war, setzte sich das Lehrerkollegium aus folgenden Herren zusammen: Seminardirektor Dr. Wilkes, Seminarprorektor

und Religionslehrer Alexander Spindeler, Seminaroberlehrer Faßbinder, die Seminarlehrer Limbach, Klemann, Virnich und Seminar-musiklehrer Kayser. An der Präparandie wirkten die Herren Blatt, Thiel und Krämer. Außerdem war noch in diesem Schuljahr der Kandidat des höheren Lehramtes, Herr Schaaß, vorübergehend am Seminar tätig. Er ist im 1. Weltkrieg an der Front gefallen.

Der Ausbruch des 1. Weltkrieges brachte für die junge Lehrerbildungsanstalt eine ernste Krise. Der Direktor und fünf Lehrkräfte wurden eingezogen und eine große Zahl von Seminaristen traten als Kriegsfreiwillige ins Heer ein. Es schien, als sei das Ende der Anstalt gekommen. Der allseits beliebte Präparandenlehrer Jakob Krämer fiel schon in den ersten Kriegstagen bei Lagarde. Von den 145 Seminaristen, die während des Krieges unter den Waffen standen, starben 32 den Tod fürs Vaterland auf den Schlachtfeldern in Frankreich und Rußland.

Nachdem die eingezogenen Lehrkräfte nach und nach zurückkehrten, konnte der Unterricht an der Präparandie und am Seminar wieder aufgenommen werden, doch ein normaler Schulbetrieb wurde es nicht mehr. Die beiden oberen Seminarklassen waren stark gelichtet und zuletzt bestand überhaupt keine Seminaroberklasse mehr. Die 1916 einsetzende und sich langsam verschärfende Rohstoffverknappung veranlaßte Lehrer und Schüler zu vielseitiger Sammeltätigkeit; Erntetrupps gingen in die Lebacher und Nahegegend zum Arbeitseinsatz.

Gegen Ende des Krieges wurde eine vierte Präparandenklasse als Nebenklasse eingerichtet, da man nach dem Kriege einen Lehrermangel erwartete, was sich jedoch als Trugschluß erwies. Der Nebenkursus wurde schleunigst abgebaut und die Teilnehmer in Parallelklassen anderer Anstalten überwiesen. Der Ausgang des verlorenen Krieges ließ die Kriegsteilnehmer, die von der Schulbank weg eingezogen waren, plötzlich alle auf einmal an die alten Seminare zurückkehren. Ihre Zahl war größer als die Möglichkeiten der Aufnahme im Seminar, so daß viele St. Wendeler Kriegsseminaristen sich den Saarbrücker Kriegskursen oder anderen Seminaren zuwandten. Hier sowie in St. Wendel beendeten sie in einem abgekürzten Studium ihre durch den Krieg unterbrochene Ausbildung. 1921 siedelte das Seminar in das von der Stadt geräumte und neuhergerichtete Schulhaus am Schloßplatz.

Das Lehrerkollegium erfuhr nach dem Kriege eine erhebliche Veränderung. Seminarlehrer Virnich war schon während des Krieges in seine Heimat nach Euskirchen versetzt worden. Direktor Dr. Wilkes, der von der Gründung an Seminar und Präparandie mit zielbewußter und fester Hand geleitet hatte, erhielt eine Berufung an die Regierung nach Trier. Seminarlehrer Klemann wurde Kreisschulrat in Montaubaur, und Ostern 1920 übernahm Musiklehrer Karl Kayser eine Stelle am Lehrerseminar in Boppard. Ihm folgte in St. Wendel Musiklehrer Kaspers, und die bisherigen Präparandenlehrer Blatt und Thiel wurden zu Seminarlehrern ernannt. An Stelle des zum Leiter der fran-

zösischen Sprachkurse beurlaubten Seminarlehrers Blatt trat zunächst Studien-Assessor Weber und nach dessen Weggang Studien-Assessor Schuth. An der Präparandie wirkten nach dem Kriege die Herren Zenner, Eufinger, Frisch, Denis und Schröder. Die Seminarleitung erhielt der Religionslehrer Prorektor Spindeler. Nach Überwindung der „Ära“ Dr. Zell (von Oktober 1920 bis Anfang 1922) übernahm der inzwischen zum Studien-Professor ernannte Prorektor Spindeler abermals die Leitung, die nach seiner Erkrankung dem Seminaroberlehrer Peter Faßbinder übertragen wurde.

Inzwischen hatte die Deutsche Reichsverfassung vom 11. 8. 1919 eine Neuordnung der Lehrerbildung festgelegt, indem sie bestimmte. „Die Lehrerbildung ist nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, für das Reich einheitlich zu regeln.“ Damit erstrebte man die an die höhere Schule angeschlossene fachliche Berufsvorbildung und nahm die vor 100 Jahren verlassene Linie wieder auf. Als ein einheitliches Reichsgesetz über die Lehrerbildung nicht zustande kam, gingen die Länder eigene Wege. Das Land Preußen gründete selbständige Hochschulen eigener Prägung, die Pädagogischen Akademien. Dieser „preußische“ Weg wurde von der Regierung des ehemaligen Saargebietes übernommen und damit die alte seminaristische Lehrervorbildung überwunden. Ein Erlaß der Regierung löste 1922 die Seminare auf und wandelte sie unter dem Namen „Landesstudienanstalt“ in Oberschulen mit 6jährigem Lehrgang um, die mit der Reifeprüfung abschlossen.

Die beiden oberen Seminarklassen in St. Wendel wurden jedoch nach den alten Lehrplänen weitergeführt, und Ostern 1924 erreichten die letzten 34 Seminaristen ihr Ziel. Insgesamt hat das Lehrerseminar St. Wendel in der kurzen Zeit seines Bestehens 240 Lehrer herangebildet. Am 5. Juli 1924 veranstalteten die ehemaligen Schüler des Seminars im kath. Gesellenhaus eine große Schlußfeier, die allen Teilnehmern noch in guter Erinnerung ist ebenso wie „ihr“ „Seminar.“



Der wilde Jäger des Bosenberges

VON HANS KLAUS SCHMITT

Als während der französischen Revolution die Republik unserem Land andere Gesetze gab, verlor der Freiherr Georg Wolfgang von Stenz den am Osthange des Bosenberges gelegenen Langenfelderhof. Und als im Frühjahr 1795 das Gut zu Erb und Eigen versteigert wurde, erwarben es die Brüder Johann Philipp und Karl Cetto. Auf dem Hofe herrschte von nun an Johann Philipp Cetto, während sein jüngerer Bruder Karl als Maire von St. Wendel die Geschicke dieser Stadt lenkte.

Er schoß nach der Sonne

In dem am Fuße des Bosenberges gelegenen Dorfe Urweiler erzählten die Alten, von denen viele auf Cetto's Hof, wie man den Langenfelderhof auch nannte, als Knechte und Tagelöhner arbeiteten, daß der Gutsherr nicht immer gut zu seinen Untergebenen gewesen sei, daß er sich oft gegen Gottes Gebote vergangen und vor allem die Jagd auf Kosten der Sonntagsheiligung geliebt habe. Wenn ringsum die Glocken am Sonntagmorgen zur Kirche riefen, pirschte er mit seinen Hunden am Bosenberge und war hinter den Hasen und Rehen her während der Messe. Er soll auch nach der Sonne geschossen haben. Schonungslos ritt er querfeldein durch die Saaten der Bauern, durch Felder und blühende Wiesen ging die tolle Jagd. Auf das Flehen der Leute um Schonung hatte er nur Hohnlachen. Was der Bauern Stolz und Hoffnung gewesen, zerstampften und vernichteten seine Pferde.

Auf schnaubenden Rossen . . .

Nach dem Tode trieb Cettos böser Geist dort auf dem Bosenberge sein Unwesen. Für das Vergehen in dem Übertreten der Gebote Gottes und wegen des Frevels am Göttlichen in der Natur kann der Geist zur Strafe nicht mehr ablassen vom Jagen und als wilder Jäger hat er auch heute noch nicht die Ruhe gefunden. So ging es auf schnaubendem Rosse fort ohne Ruh und Rast über Stock und Stein, hoch in den Lüften und auf den Feldern und in den Wäldern des Berges. Wenn die Leute aus Urweiler im Walde des Bosenberges Holz oder Streu sammelten, hörten sie ihn jagen. Wenn sie ihre Bürde nach Hause trugen und ihnen die Last schwerer wurde, glaubten sie, der Cetto sei ihnen darauf gesprungen. Manches Unglück, das über Haus und Hof hereinbrach, war nach der Meinung vieler Dorfleute Cettos Wille und Werk.

Manche Alten erzählten auch, daß am Bosenberg die Proforschjagd ziehe.

Soweit die Sage, wie man sie erzählt. Zweifelsohne bestand eine Wildejagdsage vom Bosenberge immer schon, nur hat die Volksphantasie in dem Gutsbesitzer Johann Philipp Cetto ein neues Urbild gefunden.

Johann Philipp Cetto war am 15. September 1766 in St. Wendel geboren. Er starb unverheiratet am 31. Oktober 1842. Seine Eltern waren Philipp Jakob Cetto, der im 18. Jahrhundert vom Comer See her einwanderte, und dessen Ehefrau Maria Elisabeth Martina, die Tochter des begüterten Gastwirtes und Hochgerichtsschöffen Johann Josef Wassenich aus St. Wendel.

Ursprung im Wodanskult

Aus dem Vergleich unserer Wildejagdsage mit denen anderer Landschaften wird ersichtlich, daß sie fast unter der gleichen Form erzählt wird. Sie geht mit ihnen auf die gleiche Wurzel zurück, auf den vorgeschichtlichen Wodanskult. Die Menschen unserer Heimat



haben den schreckhaften dämonischen Jäger unter eine höhere wirksame Macht gestellt, unter das bewahrende Gebet, die schützenden Weihungen und Segnungen der Kirche, sie forschten nach Schuld und Fehl zu der Verurteilung des wilden Jägers, dessen Geist und Strafe nicht ablassen kann vom Jagen. Und das gläubige Volk fand die Ursache, das Vergehen in dem Übertreten der Gebote Gottes und der Kirche, wie auch in denen der Menschlichkeit, in der Entheiligung

oder Veruntreuung im kirchlichen Bereich. Unsere Sage greift auch zurück auf den Frevel am Göttlichen in der Natur, verkörpert in der ältesten und geheiligsten Form, der Sonne, nach der der wilde Jäger geschossen haben soll. Nicht Grauen erregender Spuk umwittert die Bosenbergsage, sondern spürbar lebt in ihr die Macht der Vergangenheit, der Glaube unserer Vorfahren.

KIEFER UND LÄRCH



Gemeinsam in den
Abend zu träumen -
nichts anderes
scheint
ihre Aufgabe.
Noch eines wissen
wir von ihnen :
Sie wachsen in der
Stille -
wie alles Große.
Sie kennen keinen
Lärm.
Leise, unmerklich
für unser Ohr,
ist ihre Zwiesprache
Der Baum,
so schreibt
Richard Wenz,
er wartet, was ihm
auch beschieden,
im grünen
oder grauen Kleid,
im großen
stillen Gottesfrieden,
ergeben harrt
er seine Zeit . . .

Die unblutige „Belagerung“ der Stadt St. Wendel im Jahre 1832



*als in Alsfassen und Breiten Pfannkuchen zum Spott an die
Scheunentore genagelt wurden*

Von Julius Otto Rath, Oldenburg (Oldb.)

Noch ist die Welt empört über die Waffengewalt, mit der Sowjet-Rußland im Winter 1956/57 die von ihm vorgeschriebene Politik in Ungarn erzwang; da kann ich mich eines Vergleiches mit den politischen Freiheitskämpfen meiner Geburtsstadt vor 125 Jahren nicht erwehren. Diese hatten im Grundsätzlichen mancherlei Ähnlichkeit mit den Kämpfen unserer erleuchteten Zeit, wenn auch damals keine Panzer auffuhren, sondern lediglich — nach einer derzeitigen Schilderung — die „ausländischen Gewehrkolben von Teilen des aus Saarlouis herangezogenen preußischen Infanterie-Regiments Nr. 30 auf das Pflaster des Marktplatzes lärmend stießen“. Auch handelte es sich nicht um ein großes Land und um Komplikationen, die einen Weltkrieg befürchten ließen, sondern um die damaligen 25 000 Einwohner des heutigen Kreises St. Wendel, welcher aus dem vormaligen „Saar- und Moseldepartement“ napoleonischen Zuschnitts gemäß Artikel 49 der Wiener Kongreß-Akte vom 9. 6. 1815 zusammengestückelt war, um nach langwierigem Feilschen der deutschen Fürsten dem weit entfernt wohnenden Herzog von Sachsen-Coburg-Saalfeld (-Gotha) als Gewinnanteil aus der Verkaufsmasse des Wiener Kongresses zugewiesen zu werden.

Ein Blick auf die zeitlichen Entwicklungen nach der stürmischen Wende vom 18. ins 19. Jahrhundert zeigt, daß in der kurzen Zwischenzeit nach dem napoleonischen Zusammenbruch 1815 bis 9. September 1816 Preußen provisorisch die Verwaltung unseres Gebietes ausgeübt hatte. Die Einverleibung dieses Gebietes in das entlegene Herzogtum Sachsen-Coburg-Saalfeld-Gotha erfolgte durch das „Besitzergreifungs-Patent“ vom 11. September 1816. Das „Fürstentum“ wurde in die Kantone St. Wendel, Grumbach und Baumholder eingeteilt. St. Wendel erhielt das Tribunal und die 3 Kantone je ein Friedensgericht. Für die Berufungen gegen das Tribunal wurde das bayerische Appellationsgericht in Zweibrücken zuständig. Erst 1817 wurden die französischen Münzsorten außer Kurs gesetzt und die rheinische

Währung eingeführt. Im Jahre 1819 erhielt unser Gebiet den Namen „Fürstentum Lichtenberg“. Im März 1821 wurde anstelle der bisherigen Landeskommission eine „Herzoglich sächsische Regierung“ mit reichlich komplizierten Unterteilungen eingeführt. Vorläufig wurde die französische Gesetzgebung beibehalten. 1821 wurde ein aus 7 Mitgliedern gebildeter Land(es)rat eingesetzt, der für die gesamte Verwaltung zuständig sein sollte; gleichzeitig wurde dem Lande die in der Wiener Kongreßakte vorgesehene Konstitution erteilt. 1824 wurde eine höhere paritätische Lehranstalt, auf der man auch Griechisch und Hebräisch lernen konnte, gegründet; es war die Vorgängerin des späteren Kronprinz-Friedrich-Wilhelm-Progymnasiums. In dieser Zeit entwickelte sich allmählich das Postwesen, und eine Herzogliche Salzfaktorei wurde in St. Wendel eingerichtet.

Aber die politische Atmosphäre links des Rheines war keineswegs geklärt. Die politischen Bewegungen in der Schweiz, in Hessen-Kassel, Hannover und dem übrigen Deutschland, zumal die französische Juli-Revolution von 1830 taten ihre Wirkung und brachten auch die Gemüter unserer Gegend in Wallung. In Deutschland erwachten Einheits- und Freiheitsbestrebungen; an ihnen war das deutsche Bürgertum stark beteiligt, wenn sie auch dem Bundeskanzler, Fürsten Metternich, „ein Dorn im Auge“ waren und er von dem „verfluchten Gedanken der deutschen Einheit“ und von „revolutionären Umtrieben“ sprach. Sein starrer Konservatismus konnte schließlich in der weiteren Entwicklung auch nicht die Revolution von 1848 verhindern.

Eine große Volksversammlung von 30 000 Deutschen hatte am 27. Mai 1832 in Hambach an der Weinstraße die Republik und Einheit Deutschlands gefordert. Wenn auch ihre Führer fliehen mußten oder in's Gefängnis wanderten, wenn auch nun die Presse- und Versammlungsfreiheit erst recht unterdrückt wurde, so war dennoch die Bewegung nicht mehr aufzuhalten. Auch in St. Wendel hatten sie allerlei Anhänger, darüber hinaus waren die St. Wendeler mit der mehr habgierigen als tatenfrohen Regierung von Sachsen-Coburg-Saalfeld-Gotha, der sie ja nicht durch irgendwelche natürliche Bande, sondern nur durch den Handel der Fürsten auf dem Wiener Kongreß in einer ganz unnatürlichen Weise angegliedert waren, gründlich unzufrieden.

Aus dieser Zeit interessieren uns St. Wendeler noch manche lokale Begebenheiten, die im Leben unserer Groß- und Urgroßeltern viel bedeuteten: 1817 hatte sich der Herzog Ernst von Coburg-Saalfeld mit der 17jährigen Prinzessin von Sachsen-Gotha-Altenburg verheiratet. Ihr zweiter Sohn war Prinz Albert, der spätere Gatte der mächtigen Königin Viktoria von England. Wegen ehelicher Zwistigkeiten übersiedelte Herzogin Luise schon 1824 zu dauerndem Aufenthalt nach St. Wendel. Im Sommer wohnte sie im „Schlößchen“, dem späteren Bahnhofsgebäude. Die kleine Hofhaltung stellte die Geschäftsleute von St. Wendel so gut — man sprach vom „goldenen Zeitalter St. Wendels“ —, daß die Lebensmittelpreise in kurzer Zeit gewaltig anstiegen.

Leider starb diese beliebte Frau, nur 31 Jahre alt, im Jahre 1831 in Paris.

Bis 1831 existierte die bewaffnete Macht des Fürstentums Lichtenberg bloß auf dem Papier. Die aktive Dienstzeit, die nach der ersten Ausbildung in der Hauptsache „auf Urlaub“ abgeleistet wurde, betrug 6 Jahre. Ein liebenswürdiges Hiltörchen aus dieser Zeit hat sich noch erhalten: Vor dem Amtshaus (späteres Rathaus an der Ecke von Schloßplatz und Schloßstraße), wo die Herzogin im Winter „residierte“, stand zeitweise ein „Posten vor Gewehr“. Eines Tages kommt der Kommandeur der wackeren St. Wendeler Soldateska, der mehr durch seine heimat- und geschichtskundlichen Interessen, als durch soldatische Leistungen bekannt gewordene Major von Plänkner, an dem Posten vorbei, der keinerlei Anstalten zur vorgeschriebenen Ehrenbezeugung machte. Der Kommandeur schnauzte: „Na, Jean, warum präsentierst Du dann nit?“ „Oh, eich han kei Luscht, Major.“ „Ach, dann is et gut, wenn Du kei Luscht hascht, eich hatt gedacht, Du wärscht mir böse.“ Major v. Plänkner hakte den Zeigefinger zwischen 2. und 3. Knopf seines Waffenrocks und zog befriedigt wie nach siegreicher Schlacht mit schleppendem Säbel weiter. —

St. Wendel hatte wohl einige Segnungen durch die sachsen-coburgische Regierung erfahren, aber nach Ansicht fortschrittlicher Bürger hätten die politischen und wirtschaftlichen Fortschritte in den langen 14 Jahren, von 1816 bis 1830, wirkungsvoller sein müssen. Auch wurde das „Konstitutionchen“ für zu armselig und die herzogliche Kasse als „Nimmersatt“ bezeichnet; insbesondere wurde die jahrelange Nicht-einberufung des Land(es)rates beanstandet. Die Mißstimmung, auch auf dem Lande, war erheblich; viele Dispositions-Urlauber sowie aktive Soldaten desertierten nach Algier zur Fremdenlegion.

In der „Geschichte der Stadt St. Wendel“ sind gerade diese Zustände um 1832 von Julius Bettingen, meinem aus Neuerburg (bei Bitburg) stammenden Großvater mütterlicherseits, recht anschaulich geschildert. Ein Zufall will es nun, daß mein 1806 an der Ahr geborener Großvater väterlicher Seite in mehr humorvoller als gefahrvoller Weise an der „Belagerung“ St. Wendels im Juli 1832 beteiligt war. Er diente gerade in dem 1734 gegründeten Rhein. Ulanen-Regiment 7 in Saarbrücken, welches „zur Erzwingung des Gehorsams“ eine Eskadron nach St. Wendel abzustellen hatte, dieser gehörte mein Großvater an. Er war ein begeisterter Reitersmann; als 64jähriger im Jahre 1870, als er nicht mehr in der Linie mit in den Krieg ziehen konnte, hat er sich mit seinen zwei pferdebespannten Wagen zur Verfügung gestellt und wurde für diesen Kriegsdienst durch den Reichskanzler Bismarck persönlich angenommen.

Am 29. Mai 1832, also zwei Tage nach dem Hambacher Fest, waren schon einmal zwei Kompanien des 3. Rhein. Infanterie-Regiments 29 aus Saarlouis (später Trier) herangezogen worden, um den vor dem Roten Hause errichteten Freiheitsbaum zu entfernen. Das Militär im

Fürstentum Lichtenberg selbst konnte für diese hochnotpeinliche Exekution nicht verwendet werden, weil es außer den Vorgesetzten nur aus Söhnen des Landes bestand; die befürchteten ließen, daß sie bei einer solchen Aufgabe „zum Feinde“ übergegangen wären. Die „requirierten“ zwei Kompanien aus Saarlouis wurden im Schloßchen und in einer Schule untergebracht. Die Regierungsbeamten, die mit den preußischen Offizieren im Garten des Schloßchens tagsüber weilten, mußten auf Einspruch der Bürger hin (führend waren dabei Advokat



Hallauer, Rektor Schué, Lehrer Sauer und Pfarrer Juch) und weil der Bürgerausschuß keineswegs die Verpflegungskosten tragen wollte, am nächsten Vormittag abziehen.

Die Regierung wußte sich aber auch im nächsten Jahre der Unzufriedenheit der Bevölkerung nicht anders zu erwehren, als erneut im Juli 1832 preußisches Militär, und zwar 785 Mann, heranzuziehen, die bei den Bürgern der Stadt einquartiert wurden und eine recht fühlbare Bedrückung bedeuteten. Die Gesamtkosten für die Einquartierung betragen rund 28 300 Florin; das entsprach etwa 20 000 Thalern. Die Saarbrücker Soldaten waren von ihrem faulen Dienst wenig begeistert; sie trieben allerlei Allotria, u. a. schlugen sie in Alsfassen und Breiten die Pfannkuchen, die wohl den Hauptteil einer abwechslungsarmen Verpflegung darstellten, auf die Hoftore ihrer Quartierwirte mit Nägeln an. So erzählte mein Großvater seinen Kindern.

Am 31. 7. 1832 wurde der kleine Belagerungszustand über St. Wendel verhängt, durch den insbesondere das Aufstellen von sogenannten Freiheitsbäumen und das Tragen schwarz-rot-goldener Kokarden und die Versammlungs-, Rede- und Pressefreiheit unterbunden werden sollte. Am 23. Oktober 1832 wurden endlich die preußischen Exekutionstruppen durch eine Abteilung der Landesmiliz unter dem oben erwähnten Major v. Plänkner ersetzt. Die Hauptfreiheitsführer wurden zu Gefängnis verurteilt; der Advokat Hallauer wußte sich einer mehrjährigen Gefängnisstrafe durch die Flucht nach Metz zu entziehen, wo er seinen Daueraufenthalt nahm.

Der Coburger Herzog Ernst besaß von Anfang an keine besondere Neigung zu dem von seinem thüringischen Stammlande weit entfernten und (ohne Bahn und Auto!) schlecht erreichbaren Fürstentum Lichtenberg, dessen Bewohner in Coburg und Gotha freundlicherweise „Lappländer am Hunsrück“ genannt wurden. Schon bei der Übergabe 1815 versuchte er einen Austausch gegen ein ihm günstiger erscheinendes Territorium. Seine damaligen Bemühungen blieben erfolglos, bis der Freiheitskampf der St. Wendeler mitwirkte und schließlich den Herzog bewog, das Fürstentum gegen 80 000 Thaler an den König von Preußen durch Vertrag vom 31. Mai 1834 zu verkaufen. Daß in dem Vertrag mit dem Begriff „Wohlwollen zur Bevölkerung“ nicht gespart wurde, versteht sich von selbst. So brauchten die St. Wendeler ihrem Coburger Herzog nicht gar zu traurig nachzuweinen, wenn er auch — in fürstlicher Huld — den bei der Stadt gelegenen, ihm selbst unentgeltlich zugefallenen Gudesberg der Bürgerschaft schenkte.

Am 1. 4. 1835 wurde der nunmehrige „Kreis St. Wendel“ dem Regierungsbezirk Trier einverleibt. Durch den Anschluß an Preußen verlor St. Wendel seine obere Verwaltungsbehörde, seine „Wehrmacht“ (1 Kompanie, die nur im Sommer zusammentrat) und das Landgericht, welches nach Saarbrücken abwanderte.

Für St. Wendel, welches bis zu der napoleonischen Zeit mehr als 250 Jahre lang die ganze Härte ewiger Kriege verspürt hatte, begann nun für einige Jahrzehnte eine friedvolle, glückliche Zeit.



Ludwig Richter

Heimkehr vom Felde

Freisen unter der Herrschaft Werdenstein

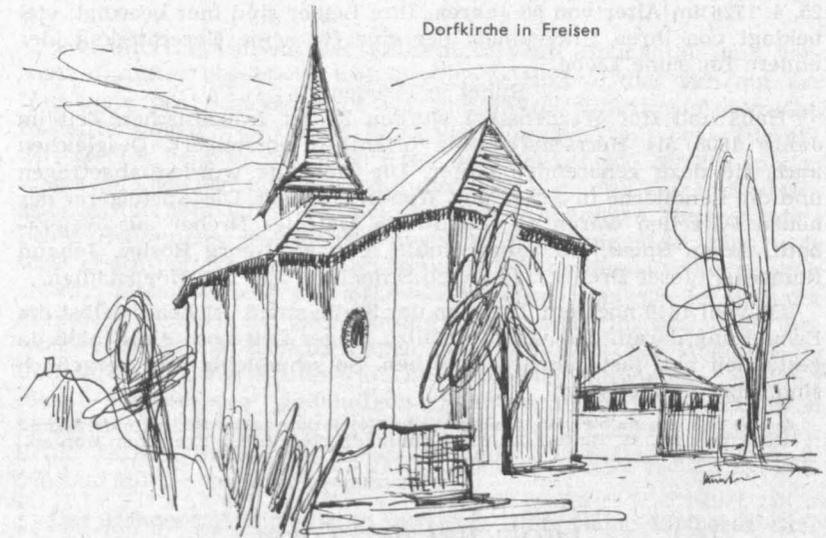
VON JOSEF BECKER

Nach dem Verfall der Obersteiner Herrschaft kam unser Dorf Freisen sowie die Orte der näheren Umgebung in den Besitz der Grafen von Werdenstein. Wahrscheinlich war es im Jahre 1597, als die Werdensteiner ihre Herrschaft über unsere engere Heimat antraten. Ihr Verwaltungsbezirk umfaßte die Dörfer Freisen, Hoppstädten, Bleiderdingen, Weiersbach, Heimbach und Leitzweiler. Urkundlich kommt der Name Werdenstein erst im 16. Jahrhundert vor und zwar wird 1570 ein Werdenstein'sches Gut am Wellesberg bei Ruschberg erwähnt. Sicherlich ist die Herrschaft damals noch unter lothringischer Hoheit im Besitze der Obersteiner Grafen gewesen. Ein gewisser Graf Wilhelm Wirich von Oberstein (1636—1682) überließ der Gemahlin Ludwigs von Leiningen als Abtragung einer Schuld in Höhe von 10 000 Gulden das Schloß Werdenstein mit den dazu gehörigen Dörfern. Zwar machten die Herren von Leiningen-Heidesheim ebenfalls Ansprüche auf die Herrschaft Werdenstein, aber die neue Besitzerin Esther von Eberstein erwirkte sich in Metz im Jahre 1680 durch Arété den rechtmäßigen Zuspruch. Sie trat jedoch die Herrschaft an Wirichs Tochter Amalie Sibylle ab. Auch diese Handlung wurde von den Leiningern beanstandet und schließlich verkaufte Esther im Jahre 1683 den Besitz der Herrschaft an Sibylle. Diese lebte nun in wilder Ehe auf dem Schloß Werdenstein und schenkte 13 Kindern das Leben. Eine Tochter Luise mit Namen heiratete einen Major von Roussillon, während eine andere Tochter die Mutter der späteren Offiziere von Helden wurde, deren Vater ein Schumacher Held von Weiersbach war. Nun wurde Schloß Werdenstein Wohnsitz der Familie de Roussillon.

Die Herrschaft Werdenstein hatte ihre größte Ausdehnung erreicht und die letzten Roussillons, die auf Schloß und Hof Werdenstein bis zu ihrem Aussterben sitzen blieben, bereiteten der Herrschaft ein rasches Ende. Der letzte Herr, Ludowicus de Roussillon starb im Jahre 1745 und die Hinterbliebenen veräußerten das Erbe einige Jahre später an die Abtei Tholey zum Preise von 72 000 fl. Die Abtei legte jedoch neben dem Hof Roussillon einen neuen Hof an, setzte einen Propst als Verwalter nach Werdenstein und übte die niedrige Gerichtsbarkeit aus. Berufungen mußten in Nancy eingebracht werden; denn die Hochgerichtsbarkeit stand nur dem Herzog von Lothringen zu. Administrativ gehörte jetzt die Herrschaft Werdenstein als Meierei zum oberen Amt Schaumberg.

Als im Jahre 1766 der letzte Herzog von Lothringen, der ehemalige Polenkönig Stanislaus Lescynski starb, trat Frankreich das lothringische Erbe an. Doch schon nach einigen Jahren, und zwar im Jahre 1783, gelang es dem Herzog von Zweibrücken, mit Frankreich einen Tausch zustande zu bringen, wodurch die Dörfer Freisen, Heimbach,

Leitzweiler, Weiersbach und Bleiderdingen an Zweibrücken kamen, gegen Abtretung einiger Dörfer im Elsaß an Frankreich. So wurde unser Dorf Freisen nach beinahe 500jähriger Zugehörigkeit zu Lothringen mit Zweibrücken vereinigt. Durch den Tausch bekam der Fürst



Dorfkirche in Freisen

von Zweibrücken ein ziemlich geschlossenes Gebiet, welches vorher durch die obengenannten Ortschaften getrennt war, denn Berschweiler und die dahinter liegenden Orte gehörten ebenso wie die westlichen Dörfer von Freisen, ja das ganze Amt Nohfelden, zu Zweibrücken.

Schloß Werdenstein sowie die dazu gehörenden Wirtschaftsgebäude lagen auf einer flachen Anhöhe flußabwärts bei dem Dorfe Bleiderdingen, wozu später noch ein Hof kam. Auf dem Schlosse wohnten die Herren von Werdenstein und ihre Rechtsnachfolger. Die von Roussillon blieben auch nach dem Verkauf der Herrschaft dortselbst wohnen bis zu ihrem Aussterben im Anfange des 19. Jahrhunderts. Eine in der Kirche zu Bleiderdingen angebrachte Gedenktafel zur Erinnerung an die Werdensteiner hat folgenden Wortlaut:

„Wer viel liebt, wird spät vergessen.

Hier liegt

Jakob von Roussillon, Ritter Baron von Werdenstein, Herr von Freisen, Weiersbach, Heimbach, Reitscheid, Exweiler, Bleiderdingen und anderen Orten, Sohn von Anton von Roussillon, Ritter Herr von Beauretour in Bugey und der Dame von Rochant, Vater und Mutter. Er wurde nach und nach Major der Plätze Mastreck, Fribourg und Dinant. Durch Schreiben von Ludwig des 14. Er heiratete am 12. 5. 1683 die sehr berühmte Dame Johanna Louise von Linange, Tochter des sehr vornehmen und mächtigen Johann Ludwig, Graf von Linange,

Faxbourg und von Apremont und der sehr berühmten Frau Amalie Sibylle von Linange, geborene Gräfin von Falkenstein, geboren am 26. 3. 1670. Aus dieser Ehe sind 13 Kinder entsprossen. Der Ehemann starb am 17. 2. 1712 im Alter von 63 Jahren und seine Gemahlin am 25. 4. 1726 im Alter von 56 Jahren. Ihre Leiber sind hier beerdigt, viel beklagt von ihren Untertanen, der eine für seine Gerechtigkeit, der andere für seine Liebe.

Ruhet in Frieden.“

Haus und Hof Werdenstein wurden in der französischen Zeit im Jahre 1808 als Herrschaftsbesitz öffentlich versteigert. Desgleichen auch die dazu gehörenden Güter. Die Gebäude wurden abgetragen und die Landfläche in Äcker und Wiesen angelegt. Die Ansteigerer der neuen Parzellen waren die Landwirte Matthias Dreher aus Weiersbach, Adam Spieß, Nikolaus Schmitt, Johann Georg Rösler, Johann Ramacher, Josef Dreher und Jakob Schneider, alle von Hoppstädten.

Obwohl 1840 noch ein Turm an der Stelle stand, ist heute selbst die Erinnerung daran, daß vor nicht allzu langer Zeit noch ein Schloß da gestanden hat, fast gänzlich erloschen. So schnellebig und vergeßlich sind jetzt die Menschen.

Quellenangabe: 1. Geschichtliche Heimatkunde der Birkenfelder Landschaft von Dr. H. Baltex; 2. Aufzeichnungen eines alten Freisener Bürgers.

Großvater und Enkel

VON DEN BRÜDERN GRIMM

Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch wieder etwas aus dem Munde. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor; deshalb mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt. Da sah er betrübt nach dem Tische, und die Augen wurden ihm naß. Einmal aber konnten seine zittrigen Hände das Schüsselchen nicht festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt; er sagte aber nichts und seufzte nur. Da kaufte sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, daraus mußte er nun essen.

Wie sie da so sitzen, trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?“ fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein“, antwortete das Kind, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin“. Da sahen sich Vater und Mutter eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten also sofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

Beitrag zur Geschichte des „Bohmentals“

VON NIKOLAUS SCHÜTZ

Seit altersher spricht der Volksmund vom „Bohmental“ und versteht darunter das etwas weltabgekehrte Hochtal, das sich auf der Nachtseite des Schaumberges bis zum mittleren Primstal hinzieht. Boshafte wagen sogar einen hinkenden Vergleich mit der „Türkei“. Das Gebiet liegt in mittlerer Höhe von 300 bis 400 Metern in den mageren Tholeyer Schichten des Rotliegenden, das durch Eruptivkuppen überhöht wird. Aus der Reihe der Deutungen dieses sonderlichen Beinamens, dessen ursprüngliche Bedeutung nicht ohne weiteres ersichtlich ist, ragte eine von vor 100 Jahren aus der Feder eines ernstesten Heimatforschers herstammende, durch das größte Maß der Wahrscheinlichkeit der Sinndeutung heraus. Nach ihr waren die Bewohner dieses Landstrichs wegen der Dürftigkeit der Ackerscholle und ihrer mageren Ernten in früheren Zeiten gezwungen, sich mit dicken Bohnen, den landläufigen „Saubohnen“, über die ständigen Notzeiten hinwegzuhelfen. Heute gibt es in den Dörfern neben einer Reihe „dicker“ Bauern die Menge der Industriearbeiter, die auf Gruben und Hütten ihr Brot verdienen.

Das Bohmental kristallisiert sich mit einer Reihe kleinerer Ortschaften um die beiden Kirchdörfer Scheuern und Hasborn. Die Geschichte dieses entlegenen Winkels, der auch in sprachlicher Hinsicht manche Eigenart aufweist, ist recht weitläufig und von wissenswerter Vielgestaltigkeit.

Die Pfarrei „Schuren“ gehörte schon seit dem 13. Jahrhundert zur Abtei Tholey und mit dieser zum ehemaligen Herzogtum Lothringen. Sie war dem Kloster inkorporiert und der Abt der eigentliche Pfarrer. Ein von ihm beauftragter Profes, ein abteilicher oder auch weltlicher Priester, übte die Seelsorge dergestalt, daß er an jedem zweiten Sonntag und an den Hauptfesten den Gottesdienst versah. Diese spärliche, seelsorgerische Betreuung lag in dem Umstande begründet, daß der Ort kein Pfarrhaus besaß und daß die zwei Wegstunden von Tholey zur Filiale zu damaliger Zeit noch weit beschwerlicher gewesen sein mögen, als sie es heute noch sind.

Der Abt beanspruchte den „großen“ Zehnten, der „kleine“ stand dem Kurator zu. Unter dem glaubenseifrigen Pater Exuperius Flander (1751—1787) erfuhr das kirchliche Leben einen erfreulichen Auftrieb. Aus eigenen Mitteln erstellte er ein Pfarrhaus, wodurch ein ständiger Gottesdienst ermöglicht wurde. Sein Bemühen galt auch der Wiedergewinnung der beiden Filialgemeinden „Lindscheid“ und „Niederhofen“, die seit 1751, 30 Jahre lang nach (Thal)-Exweiler gepfarrt waren. — Der Abt von Tholey beanspruchte als Kollator neben dem

Zehnten auch sämtliche Frohnden. Die Scheuerner waren verpflichtet, jährlich zwei Fuhren mit Frucht nach Trier zu machen und die dort eingekauften Waren zurückzubringen. Die jährlichen Zehntabgaben beliefen sich auf 21 Malter Frucht, an Geld 7 Albus 4 Pfennig, 24 Hühner und 174 Eier. Dazu kamen noch 200 „Kappesköpfe“.

Die „Kappes“fuhrleute waren von der Weinfuhr befreit. Der Hochgerichtsmeyer mästete der Abtei ein Schwein, wofür er aber 20 Faß „Schaffrucht“ behalten durfte. Bei der Wallfahrt am Pfingstfreitag erhielt die abteiliche Küsterei in Tholey 4 Pfennig. Die obere Mühle in Neipel lieferte sechs Gänse und 22 Albus, die untere Mühle dagegen, die von Trauden Johann bewirtschaftet wurde, zahlte 2 Königsthaler und 2 lieure Heller. Vom sogenannten „Humbrecht-Lehen“ bezog die Herrschaft Dagstuhl den Zehnten. Von der oberen Mühle beanspruchte sie 6 Faß Hafer und 24 Albus und für den Wasserlauf des Grenzbachs außerdem noch ein Malter Korn.

Im Jahre 1503 überließ die Abtei Tholey dem Herzog Renatus (Rheihard) von Lothringen den dritten Teil der im Scheuerner Gebiet gefundenen edlen Steine (Achat und Jaspis) gegen einen Schirmbrief für das dortige Hochgericht. Darin stand der Abtei die Grund-, Mittel- und Hochgerichtsbarkeit zu. „Sie hat das Recht, zu henken und zu ertränken, Gebot und Verbot, hat über alle Rechtssachen, sie mögen sein, wie sie wollen, zu erkennen.“ Sämtliche Untertanen waren Leibeigene, und die Abtei besaß alle Rechte: Ehl — Maß — Gewicht — gezwungen Jahr — Besthaupt — Mistenzoll — Beienfund u. a. Daneben waren alle Metallfunde auf und unter der Erde der Abtei zuständig (Pfrund oder Schurfrucht).

Der „Holz-, Eisen- und Gefängnisplatz“ lag in der Dorfmitte. Weit hin sichtbar war der Galgen auf dem Berge „oben an Scheuern“, auf Wiedenholz, aufgerichtet, den Untertanen zur Mahnung und Warnung. Im Mai 1704 mußte die Abtei den baufällig gewordenen Galgen neu herrichten. In der Regel brachte die Abtei den Verurteilten bis zur dritten Leitersprosse, wo er vom landesherrlichen Voigt übernommen und zur endgültigen Hinrichtung durch den Strang geführt wurde. Minder schwere Vergehen wurden in der Form geahndet, daß der Missetäter auf dem Gefängnisplatz im Halseisen am Schandpfahl festgemacht und schimpflich ausgestellt wurde.

Ein Weistum und Jahrgeding des Hochgerichts Scheuern aus dem Jahre 1357 bezeichnet die Abtei als alleinige Besitzerin der Jagd und Fischerei. Die Bauern mit Pferdegespannen waren in der Frohnd 6 Meilen im Umkreis für das Kloster zu fahren verpflichtet. 300 Kappesköpfe (später nur noch 200) mußten alljährlich an die Abtei abgeliefert werden. Die Handfrohnner (ohne Gespann) waren gehalten, am Tage vor „Pfingstfreitag“ zur großen Pflichtwallfahrt, zu der 26 Orte teilzunehmen und zu opfern gezwungen waren, für die Abtei zu fischen. Die Lindscheider Leibeigenen waren außerdem noch zu der

üblichen Handfrohnd von 3 Tagen auf Schaumburg verpflichtet, wofür sie das Mittagessen bekamen. Mit „Alzweiler, Winterbach, Bliesen, Oberthal und Gonneseiler“ lieferten sie 25 Zentner Koppelheu. Dazu kamen von Lindscheid 6 Malter und von Niederhofen 2 Malter.

Der unter verschiedenen Namen bekannte St. Peters-Bann oder Hielscher-Haußer-Feld (auch Hölzer Gut) umfaßte ein Gelände von 400 Morgen, die sich auf die Gemarkungen von Scheuern, Neipel, Niederhofen, Überroth und Hasborn verteilten. Er stieß bis in das Dorf Neipel hinein, von dem 2 Häuser auf dem St. Peters-Bann lagen. Die gesamte Gerichtsbarkeit unterstand dem Freiherrn v. Buseck zu Calmesweiler, der jährlich an Grundzinsen 9 Quart Korn, 18 Quart Hafer, 13 Reichsthaler, 26 Hahnen und 26 Hühner erhielt. Die Hielscher-Häuser-Güter waren unter die Bewohner von Scheuern, Neipel, Niederhofen und Überroth verteilt, die das gemeinsame Weiderecht besaßen und auch die Schöffen des Gerichts stellten. Die dem hl. Petrus geweihte Hölzer-Kapelle bei Scheuern war während des Mittelalters ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Anlässlich des allgemeinen Bittgangs am St. Petrus-Tag fand daselbst ein Markt statt, auf dem die Herren v. Buseck das Recht hatten, den Wein „zu legen“. Der Abtei stand seit 1687 das Patronatsrecht über diese Kapelle zu und somit auch der damit verbundene Zehnte; später gingen die Rechte an die Busecks verloren. Die Kapelle mit der dazugehörigen Einsiedelei sind seit dem Ende des 18. Jahrhunderts restlos verschwunden.

Jeder Bauer von Neipel zahlte in der Lothringer Zeit jährlich 24 Sols (lothringische Währung 20 Sols = 1 Pfund). Bei Lindscheid besaß die Abtei ein eigenes Gut, die „Rötherhöh“, das später an mehrere Bauern verteilt wurde. Neben dem Zehnten zahlten sie jährlich 50 Fl. Pacht. Von Lindscheid und Überhofen bezog der Pfarrer von Exweiler ein Drittel des Zehnten, die Abtei beanspruchte zwei Drittel für sich. Niederhofen und Überroth (ganz früh hieß es Roden) besaßen im Dagstuhlschen Amte Wadern einen gemeinsamen Bann, der zu zwei Siebteilen zur Schaumburg gehörte, die restlichen fünf Siebteile lagen auf Dagstuhlschem Boden. Die Abtei bezog ein Drittel des Pfarrzehnten und zwei Drittel des Grundzinses.

Hasborn gehörte mit seinen beiden Filialorten Dautweiler und Überroth zum Erzbistum Trier. Die alten Namensformen sind Haispern und Hasporen. Die Besetzung der Pfarrstelle erfolgte seit altersher durch die Äbtissin von Fraulautern, die dafür den Zehnten zog und verpflichtet war, das Gotteshaus instand zu halten. Wie wenig sie sich indes ihrer Pflicht bewußt war, erhellt die Tatsache, daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Kirche fast völlig vernachlässigt und baufällig war. Die Klagen und Beschwerden darüber verstummten nicht bis ins 18. Jahrhundert hinein. Ein Beweis für die Armut und Bescheidenheit ist die Tatsache, daß für den Gottesdienst eine hölzerne Monstranz zur Verfügung stand. Erst im Jahre 1770 kam es zu einem Kirchenneubau. Die Filiale Dautweiler (früher Deutweiler)

war bis um 1700 nach Theley eingepfarrt. Wegen der großen Entfernung war ihr jedoch von Pater Martin von Cochem anlässlich eines Kirchenbesuchs gestattet worden, während des Jahres die Hasborner Kirche zu besuchen, lediglich die „Ostern“ sollten in Theley gehalten werden. Dieser Zustand blieb bis zur endgültigen Eingemeindung mit Hasborn im Jahre 1799 bestehen.

Ein Blick in die Verhältnisse des Bohnentals vor 100 Jahren zeigt uns die beiden Kirchdörfer mit je einer dazugehörigen Schule. Zur Pfarrei Scheuern gehörten: Lindscheid, Neipel, Niederhofen und Überroth, dessen Kinder jedoch die Hasborner Schule besuchten. Hasborn-Dautweiler war wieder eine Pfarrei. Die Größenverhältnisse der Orte aus dem Jahre 1843 gestatteten interessante Vergleiche mit der Bevölkerungsziffer des Bohnentals von heute. Damals zählten die Orte an Häusern und Einwohnern: Hasborn 74 Häuser, 517 Einwohner; Dautweiler 21 Häuser, 150 Einwohner; Lindscheid 16 Häuser, 100 Einwohner; Neipel 22 Häuser, 138 Einwohner; Niederhofen 13 Häuser, 77 Einwohner; Scheuern 28 Häuser, 171 Einwohner.

In verkehrstechnischer Hinsicht sind die Verhältnisse im Bohnental auch heute noch nicht gerade ein Idealzustand, zumal das Gebiet von Eisenbahnen nur umrandet wird. Immerhin ist durch den Bau vorbildlicher Straßen und durch die Schaffung mehrerer Autobuslinien der Verkehr in tragbare Formen gelegt. Die wirtschaftliche Lage des Bohnentals steht heute auf breiterer Basis als ehemals, da ein Großteil der Bevölkerung neben der Landwirtschaft auf den Gruben und Hütten seinen Lebensunterhalt verdient. — In der Geschichte der Bergarbeiterbewegung spielte um die Jahrhundertwende der Hasborner Warken eine wichtige Rolle. In den großen Streiks und auch darüber hinaus kämpfte der kleine Mann mit dem Feuerkopf in vorderster Linie. Furchtlos und mit bestem Erfolg vertrat er die Rechte seiner Berufsorganisation. Seine Kameraden verliehen ihm den Ehrentitel „Der Eckstein“. In seinem Heimatort Hasborn wird das Andenken an den Kämpfer für die Sache des Bergmanns durch einen schlichten Gedenkstein wachgehalten. Erwähnenswert erscheint auch die Tatsache, daß zwei Hasborner Charakterköpfe ausgewählt wurden, um bei saarländischen Briefmarken „Pat und Goth“ zu stehen. — Lokale Berühmtheit erlangte in alter Zeit auch ein reicher Bauer aus einem der Bohnentaldörfer. Seine Wohlhabenheit wurde dokumentiert durch den ehrenden Beinamen „Der Pärdsnickel“. Jahr um Jahr saß er nun schon in der Kreisvertretung zu Ottweiler, ohne daß der Biedere einmal das Bedürfnis bekundet hätte, seine Stimme zu erheben. Lautlos schloß er sich stets der Mehrheit an. Mit Erstaunen vermerkte der Kreisrat in einer sommerlichen Sitzung die Absicht des Vertreters des Bohnentals, eine Rede zu halten. Voller Neugier rückte sich jeder in seinem Sessel zurecht, um Pärdsnickels Jungfernrede aufzunehmen. Sie war ein voller Erfolg: „Könnt ma net a besje et Finschter zumache, eich senn so ärig geschwetzt.“



Wachtelschlag

VON JAKOB KNEIP

Am Kirchturm steigt der Abendstern —
Nun wird es kühl in Feld und Ried,
Und aus dem Kornfeld steigt ein Lied:
Bick-berwick! bick-berwick! —
Lobe den Herrn!

Bald ruft es nah, bald tönt es fern;
Im Dorf verhallt der Rosse Huf,
Und lauter mahnt im Korn der Ruf:
Bick-berwick! bick-berwick! —
Lobe den Herrn!

Wie hört des Bauern Ohr ihn gern,
Nichts klingt nach müdem Sommertag
So tröstlich wie der Wachtelschlag:
Bick-berwick! bick-berwick! —
Lobe den Herrn!

Falschgeld aus Nohfelden

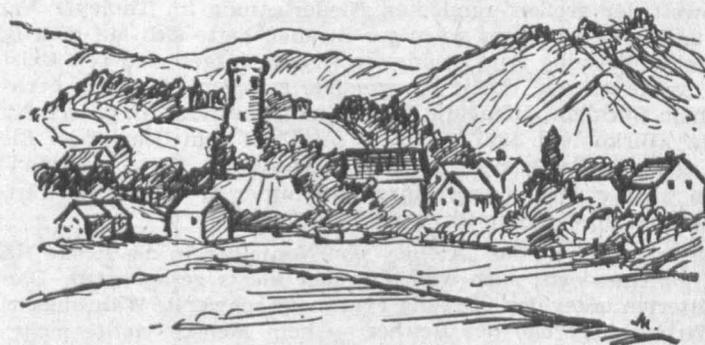
VON ERHARD DEHNKE, SAARBRÜCKEN

In einer Zeit, in der große kommerzielle Transaktionen durch einen Federstrich auf vorgedrucktem Formular bargeldlos getätigt werden, vermögen wir uns nur noch schwer vorzustellen, welche ungleich größere Rolle als heute das Bargeld in der Vergangenheit gespielt hat. Wohl sind heute noch Münzen und zudem Scheine im Umlauf und wandern von Hand zu Hand, allein es fehlt ihnen doch in hohem Maße der Charakter des absoluten Wertes, da sie nur noch Vertrauenswährung sind und ihren Wert nicht mehr in sich selbst tragen. Ein Geldschein, der „verrufen“, d. h. außer Kurs gesetzt wird, ist damit seines monetären Wertes völlig entkleidet und wird zur Makulatur, die bedenkenlos eingestampft wird, während eine aus dem Verkehr gezogene Münze immerhin noch einen Bruchteil ihres Nennwertes im Metall birgt. Als Vermögenswert an sich kann sie heute nicht mehr in Betracht gezogen werden, indessen gab es eine Zeit, deren Geld nicht nur fiktiven Wert besaß — die Münzen der Antike, des Mittelalters und auch noch der Zeit vor dem ersten Weltkrieg entsprachen in ihrem Nennwert meist den in ihnen enthaltenen Edelmetallmengen. Wert aber war Kaufkraft auf Gold- und Silberbasis. Da nun die Welt der Antike in ihren doch relativ engen Grenzen nur über einen verhältnismäßig kleinen Vorrat an Gold und Silber verfügte, so ist es verständlich, daß Münzen aus edlen Metallen einen viel größeren Wert als heute darstellten, ängstlich gehüteter Besitz und lockendes Erwerbsziel waren. Wer auf den geradezu genialen Gedanken kam, unhandliche und schwer zu transportierende Tauschware, beispielsweise Vieh, Getreide oder Eisenbarren durch wertentsprechende, kleine Metallmengen in Klumpen- oder Scheibenform zu ersetzen, ist bis heute unbekannt — man stelle sich aber einmal den ungeheuren Wandel vor, der sich in der Umstellung von der Natural- auf die Geldwirtschaft in der alten Welt vollzogen haben muß! Alle Möglichkeiten lagen nun im geprägten Edelmetall verborgen: es garantierte durch den Gütestempel des Staates einen Besitz, der dem Wandel kaum unterworfen war und das Erwerbsleben auf eine Ebene faszinierender Kombinationen hob. Fortan war mächtig, wer Geld besaß — ihm stand eine Welt mit tausend Annehmlichkeiten offen, ihm waren keine Türen verschlossen und er gewann Menschen für sich und seine Ziele.

Schon kleine Münzen des Altertums hatten einen hohen Kaufwert; eine große vollends, beispielsweise eine griechische Tetradrachme, garantierte Wohlleben auf Tage und Wochen. Erstaunt es angesichts solcher Tatsachen, daß die Gier nach Geld alle Welt alsbald wie eine fiebrige Krankheit ergriff? Aber Geld war in jener alten Zeit immer knapp und schwer zu beschaffen, und mit wenigen Ausnahmen sind die Löhne, die uns überliefert sind, außerordentlich niedrig.

Wer kennt nicht die Geschichte von den vergoldeten Bleimünzen, mit denen die Griechen einander zu täuschen versuchten? Wer weiß nicht, daß man in Sparta Eisengeld schlagen ließ, um menschliche Habgier von vornherein auszuschalten? Wer hörte nicht schon in der Schule — etwa bei der Lektüre des Tacitus — von den Germanen, daß sie nur die alten, republikanischen Denare, nicht aber die der Imperatoren im Handel annahmen, weil sie schon bald erkannt hatten, daß sie bisweilen betrogen wurden? Warum aber wiesen sie die funkelnden, neuen Kaiserdenare zurück? Nun, das ist schnell gesagt: weil sie gefälscht waren, von staatswegen gefälscht! Über Kupfer saß ein hauchdünner Silberblechüberzug — nach längerem Umlauf aber wurde der Betrug offenbar, allein der Geschädigte hatte nicht die Möglichkeit des Umtauschs. Der Letzte, dem der „Schwarze Peter“ zugespielt worden war, blieb der Dumme und hatte den Schaden.

Diese Kaiserdenare waren „offiziell“ gefälscht. Jeder wußte, daß unter bestimmten Kaisern jede fünfte Münze „gefüttert“ die kaiserliche Münzstätte zu Rom verließ, und es ist typisch, daß der allmächtige Staat sich das Recht der Münzfälschung — als Notmaßnahme, wie



Nohfelden

es so schön hieß — vorbehielt und eifersüchtig darüber wachte, daß kein Privater ihm dieses einträgliche Geschäft beschnitt. Ebenso selbstverständlich aber ist es, daß früher oder später mancher Römer oder Provinziale der Versuchung nicht widerstehen konnte, einen eigenen Münzbetrieb aufzumachen, und dieses Unternehmen versprach um so mehr Gewinn, je täuschender man echte Münzen nachahmte und je weiter man sich gleichzeitig von deren vorgeschriebenem Feingehalt entfernte.

Um die Mitte des 3. nachchristlichen Jahrhunderts begann das Imperium Romanum in seinen für die Ewigkeit gedachten Fundamenten zu erbeben. Schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts fällt der Grenzwall gegen das freie Germanien und fortan bildet der Rheinstrom die Grenze zwischen zwei Todfeinden, deren Wächter sich von Ufer zu Ufer mißtrauischer denn je gegenüberstehen. Zu allem äußere-

ren Unglück gesellt sich innerer Zwist: das blühende Gallien steht durch Jahrzehnte unter der Botmäßigkeit ehrgeiziger Nebenkaiser, die staatliche Ordnung und Gesetz nur so weit garantieren können, wie ihre militärische Macht reicht. Die Auflösung der Ordnung in dessen ist der Boden, auf dem allerlei dunkle Elemente und zwielichtige Gestalten gedeihen und wirken können, ungestört und verderbenbringend. So sehen wir gerade in diesem chaotischen dritten Jahrhundert, bevor die großen Kaiser Diocletian und Constantin das Rad der Geschichte noch einmal herumreißen können, auch die Falschmünzerei in höchster Blüte. —

Es ist nicht allzu schwer, den Betrieb in einer solchen „Heckenmünze“ wahrheitsgetreu zu rekonstruieren. Unzählige Funde ergeben ein Mosaik, das ein einst lebendiges Bild widerspiegelt und das in allen Einzelheiten einen authentischen Eindruck vermittelt.

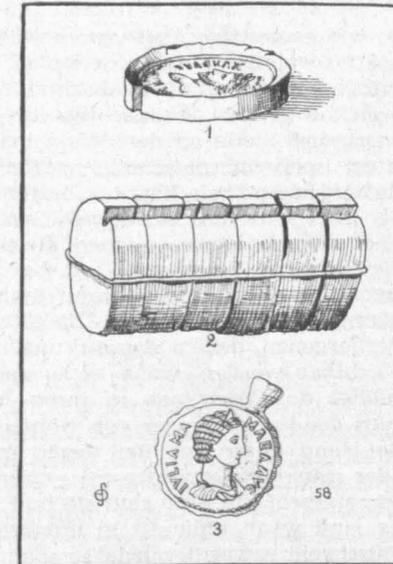
Lagen auch die Zentren der Falschmünzerei in den großen Städten des Römerreiches, wo Handel und Gewerbe günstige Absatzmöglichkeiten schufen, so finden wir doch auch abseits der Märkte, irgendwo in der Provinz, genügend Beweise ihres einstigen Vorhandenseins.

Unweit der großen, römischen Niederlassung im Tholeyer Vareswald und nahe mehrerer wichtiger Straßen hatte sich auf dem Bann von Nohfelden eine Falschmünzwerkstatt aufgetan, deren Existenz durch entsprechende Funde einwandfrei gesichert ist. Back berichtet in seinem Büchlein „Römische Spuren und Überreste im oberen Nahgebiet“ (Birkenfeld, 1891, S. 52), es seien auf dem Ilsen- oder Elsenfelsen tönerner Gußformen und bereits gegossene „Silbermünzen“ gefunden worden. Was nun verbirgt sich hinter dieser kurzen, für den Archäologen aber inhaltsschweren Mitteilung?

Zweifellos gehört das „Atelier“ von Nohfelden in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts, auch wenn darüber nichts gesagt wird. Damals erschütterten unter den „Dreißig Tyrannen“ schwerste Währungskrisen das Wirtschaftsgefüge des Reiches — kein Mensch wollte mehr die „Antoniniane“ (ursprünglich eine leidlich guthaltige Silbermünze im Wert von eineinhalb Denaren), die seit Caracalla geprägt wurden, annehmen, weil sie nur noch einen lächerlichen Bruchteil des Silbers enthielten, das ihnen ursprünglich zugemessen war. Diese Münze war inzwischen zu einer Kupfermünze mit „Silbersud“ herabgesunken, d. h., man verstand es, durch Sieden in Säure das wenige Silber an die Oberfläche der Münze zu ziehen und so das Aussehen einer guten Silbermünze vorzutäuschen. Wer aber mit Silbergeld älterer Kaiser etwa bis Severus Alexander (222—235 n. Chr.) bezahlen konnte, dem erging es wie dem Amerikaner, der nach dem zweiten Weltkrieg seine Rechnungen mit Zigaretten beglich: ihm stand alles zur Verfügung. Daß nun die wenigen gehorteten Silberstücke wertvollster Besitz waren, ist selbstverständlich. Sie lockten geradezu zur Nachahmung, und so finden wir auch in Nohfelden als „Vorlagen“ Abdrücke von Denaren, deren Bild frühere Kaiser zeigt: Septimius Severus (193—211 n. Chr.), seine Söhne Caracalla (198—217 n. Chr.) und Geta (209—212

n. Chr.), deren Mutter Julia Domna († 217 n. Chr.) oder auch Severus Alexander und seine Mutter Julia Mamaea (beide † 235 n. Chr.), vielleicht auch deren Mörder, Maximinus Thrax (235—238 n. Chr.).

Die Herstellung war einfach genug: als Rohmaterial genügte Ton und eine Blei- oder Zinnlegierung, ein paar Zangen und Tiegel und eine Feuerstelle. Der Betrieb konnte nun beginnen. Der heimliche Konkurrent des staatlichen Münzmeisters drückte einige echte Denare möglichst scharf in feuchte Tonscheibchen ab, trocknete und brannte sie und hatte nun die Formen zum Guß (Abb. 1). Er ging im nächsten Arbeitsgang so vor, daß er mehrere solcher Scheibchen mittels eines



1. Tönerne Falschmünzform mit dem Abdruck eines Denars des Kaisers Severus Alexander. An der linken Seite der Form ist das Eingußloch zu erkennen.

2. Rolle aus sechs Formen, zum Gebrauch zusammengebunden. Da die meisten Formen beiderseitig Abdrücke aufwiesen, entstand durch den Guß eine Münze mit Vorder- und Rückseite.

3. Gegossene Münze mit Gußrand und Gußzapfen. Beides wurde nach dem Guß mit der Feile entfernt. Fälschung nach einem Denar der Kaiserin Julia Mamaea.

Drahtes oder Fadens fest aufeinanderband (Abb. 2), was ihm die gleichzeitige Herstellung mehrerer Falschstücke erlaubte, denn er brauchte nun den Tiegel mit dem flüssigen Metall nur über die oben sichtbaren Gußlöcher zu führen und einzugießen, abzuwarten, bis das Metall erstarrt war und die Formen zu lösen. Das Produkt seiner Arbeit waren gegossene Münzen, die noch zu überarbeiten blieben,

da sie bisweilen unscharf und immer mit dem Gußzapfen behaftet waren (Abb. 3). Feile und Grabstichel vollendeten nun das betrügerische Machwerk, das oft so gut gelang, daß es tatsächlich mit echten Münzen verwechselt werden konnte, wenn man nicht genauer hinsah oder das Falschstück mit mehreren anderen, echten Denaren in Zahlung gab. Überall da, wo man täglich Geschäfte mit größeren Geldmengen tätigte, konnte die Ware nun abgesetzt werden, bei uns also etwa in Tholey, Saarbrücken, Pachten oder — am ehesten — in Trier. Welche Kette von Mittelsmännern dazu notwendig war oder wie dann einer der Geprellten schließlich doch einmal den falschen „Fuffziger“ aus Nohfelden in seiner Börse erkannte — das auszumalen, mag der Phantasie des Lesers überlassen sein!

Wir wissen nicht, wie es geschah, daß unsere Nohfeldener Falschmünzer ihre Werkstatt so plötzlich im Stich ließen. Wurden sie bei ihrem heimlichen, ungesetzlichen Tun beobachtet oder drohte eine Anzeige? Oder waren sie gar so unvorsichtig, ihre „Silbermünzen“ allzu unbesorgt an Ort und Stelle an den Mann bringen zu wollen? Der wahre Grund liegt im Zwielficht jener bewegten Epoche unserer Heimatgeschichte verborgen und wir könnten bestenfalls Mutmaßungen aussprechen. Wer auch sollte uns berichten? Geschichtliche Wahrheit aber ist ihre ehemalige Existenz in einem Reich, das am Rande des Abgrunds schließlich den Wunden erlag, die ihm äußere und innere Feinde schlugen. Nicht zu Unrecht zählt man heute wie ehedem den Falschmünzer zu den gefährlichsten Übeltätern; sein unheimliches Wirken im Verborgenen, dessen Auswirkungen wie ein Krebschaden erst dann sichtbar werden, wenn es zu spät ist, lähmt die Wirtschaft und schädigt das Vertrauen in ihren Motor, das Geld. Vielleicht büßten auch die Falschmünzer von Nohfelden ihr Tun, indem sie ihre rechte Hand unter das Beil legen mußten, vielleicht auch entgingen sie der irdischen Gerechtigkeit — wir wissen es nicht. Im Bild unserer Heimatgeschichte aber sind sie und ihr Werk gegenwärtig und lebendig, und wenn unlängst in unseren Tageszeitungen vor umlaufendem Falschgeld gewarnt wurde, so spannt sich der Bogen wieder einmal über die Jahrtausende hinweg von der Vergangenheit in die Gegenwart — es ist eben „alles schon dagewesen“. —



Mit dem Postomnibus durch den Kreis St. Wendel

VON HANS KLAUS SCHMITT

Wer vor 100 Jahren unsere Ortschaften im Kreis St. Wendel besuchen wollte und dabei nicht Schusters Rappen bevorzugte, mußte die Postkutsche benutzen, sofern diese überhaupt die aufzusuchenden Dörfer berührte. Vom 1. April 1832 verkehrte eine Fahrpost zwischen Bingen und Saarbrücken, die wöchentlich zweimal in St. Wendel durchkam. Die vierziger Jahre brachten eine tägliche Fahrpostverbindung über Tholey und Wadern nach Trier und eine wöchentlich dreimalige nach Baumholder. Von den 50er Jahren ab wurde eine tägliche Fahrpostverbindung mit Offenbach am Glan eingerichtet. Die Benutzung der Fahrpost war für die, welche es erlebt haben, keineswegs so romantisch, wie wir es heute in schönen Gedichten vom Schwager Postillon und seinem Posthorn nachlesen können. Zwar haben die Dichter der Romantik dieses Reisemittel in ihren Werken fast verherrlicht; für sie war eben das Reisen an sich schon das große Erlebnis, wofür Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ das beste Beispiel ist. Jedoch hatten andere Zeitgenossen durchaus nicht den Sinn für das „romantische Abenteuer“. Sie haben die ungeheuerliche Beschwerlichkeit der Postkutschenbeförderung beim rechten Namen genannt. Davon zeugen die vielen zeitgenössischen Berichte, die von dem wenig guten Ruf der Postkutsche handeln. Dann kam die Eisenbahn. Sie hat nicht nur die Entfernungen überbrückt, sie hat auch die Menschen beieinander geführt. Aber sie hat auch etwas anderes bewirkt: die Verödung der Landstraße, die ihre bisherige Rolle als Lebensader der Landschaft an die glitzernden Schienen abgeben mußte, die Vereinsamung des flachen Landes, dessen Siedlungsstätten vom Leben um so weiter entrückt waren, je ferner sie der Bahnstation lagen. Bis der Motor erfunden wurde.... Nun setzte der Kraftwagen da ein, wo die Arbeit der Eisenbahn aufhört, ergänzt ihre Aufgabe und macht sie erst zu dem, als was sie von Anfang an gedacht war: zur Lebensader des Verkehrs, der nur mit Hilfe des Kraftwagens bis in die entlegenen Ortschaften strömen kann.

Diese Gedanken beschäftigten mich immer, wenn ich für meine Fahrten in den Kreis die grünen und gelben Postomnibusse benutze. Man reist anders im Omnibus als in der Eisenbahn. Weil ich kein eigenes Fahrzeug besitze, benutze ich den Omnibus und es ist, als ob die unmittelbare Berührung des Wagens mit der Straße, das Fehlen der trennenden Eisenschiene, mich und alle Mitreisenden und den Wagen mit der Landschaft enger verknüpft. Wer mit aufgeschlossenem Herzen und offenen Auges mitfährt, wird manches gewahr. Aber wer erwartete es hier auch anders? Die Landschaftsbilder unseres schönen Kreises St. Wendel, grün von Gras und Laub, hell von Sonnenschein und Vogellied, zwischen Hügel und Bergen liegen eingebet-

tet die heimeligen Dörfer. Mag man in die Schaumberggegend oder durchs liebliche Ostertal fahren, über die Preisener Höhe oder durch die Landschaft an der jungen Nahe, die Helle eines klaren Himmels und stille arbeitsame Menschen finden sich hier zusammen. Der Vormarsch der Industrie verebbte vor den Hügeln dieses stillen Landes, und so ist wenig von dem reinen Bild der Natur zerstört. An den Landstraßen stehen Kapellen, Bildstöcke und Wegkreuze und all das bietet eine gewisse Fülle, ein schönes Maß und eine ruhige Heiterkeit. Auf den Fahrten durch die Dörfer erst kann ich noch eines immer wieder bewundern: Ein neuer Wille zum Schönen geht durch die arbeitsamen Menschen der Heimat. Alles was sie umgibt, soll nicht



Kastel

nur dienlich und zweckmäßig sein, sondern der hungernden Seele auch etwas geben. Wieviele schöne Wohnbauten sind in den Jahren seit dem Kriege entstanden. Überall sind regsame Menschen am Werk, die mit Liebe und ordnendem Sinn das Dorfbild gestalten helfen und nicht nur den eigenen Bewohnern ist die Schönheit ihres Dorfes ein Freudenquell; sie ist es dem gemächlich genießenden Wanderer und dem im Omnibus sitzenden Reisenden.

So schaffte der Postomnibus, der hier vor dem Gasthaus, dort vor der Poststelle hält, eine viel engere Verbindung mit den Menschen, die ihn benützen, enger als selbst die behaglichste Kleinbahn sie bringen kann. Wer die Augen aufmacht, erfährt auch auf kurzer gelegent-

licher Fahrt mehr von den Sorgen der Menschen, von ihrem Denken und Fühlen, als lange Gespräche mit Ortseinwohnern uns sagen können. Und wer öfter dieselbe Strecke fährt, erlebt auch ihre Freuden mit.

Viel enger aber als die Eisenbahn verbindet uns der gelbe Wagen auch mit dem Kameraden, dem seine Lenkung anvertraut ist. Der Lokomotivführer des Personenzuges ist immer irgendwie unwirklich und entrückt, und der Schaffner tritt nur gelegentlich in Erscheinung, wenn wir ihn um Auskunft fragen und er unsere Fahrkarte prüft. Der Postkraftwagenführer da vorn aber bleibt unaufhörlich Wirklichkeit; er sitzt vor uns, als Fahrkartenverkäufer, Zugführer und Lokomotivführer zugleich. Die sichere Ruhe, die von seiner Fahrkunst ausgeht, erweckt das unmittelbare Bewußtsein der Geborgenheit in uns.

Wie lange dürfen wir Geißen noch meckern?

Wir haben bald nichts mehr zu meckern, weil uns die Menschen nicht mehr pflegen, füttern und melken wollen

Mit jedem Jahr wird unsere Zahl, wenn es so geht wie bisher, um ein Viertel weniger. Von unseren Artgenossen im Kreis St. Wendel waren es 1957 = 2595 an der Zahl, bis 1968 werden dann nur noch 147 übrig geblieben sein. Voraussetzung dafür ist allerdings, daß die



Züchter der besten Ziegen
bei der Kreisziegenschau 1958
in Bliesens

Menschen uns nicht nochmal inzwischen höher einschätzen als heute, weil sie wieder Hunger bekommen haben und froh sind, daß sie mit unserer Milch ihre Kinder durchbringen können.

Heute werden wir nur noch von armen Pensionären, Kriegsverehrten und andern Menschen gehalten, welche durch unsere Milch —

sogar unser Fleisch will sonst auch niemand mehr essen — von größter Not bewahrt werden wollen.

Den Namen „Bergmannskuh“ geben uns die Menschen heute nicht mehr, weil unsere Bergleute nicht mehr unserer bedürfen.

Ja, wenn wir nur schon sonntags kein Futter brauchten und nicht gemolken werden müßten, würde vielleicht noch eine größere Zahl Menschen uns halten. Aber wir Geißen können ja auch nichts dafür, daß wir so eingerichtet sind. Mit euch Menschen steht es aber doch auch so ähnlich. Ihr wollt auch sonntags essen und trinken und putzt euch noch feiner als werktags.

Wir wünschen ja nicht, daß es euch Menschen nochmal so schlecht geht wie im Kriege und in den drei ersten Jahren nach dem letzten Kriege.

Noch schlechter als wir armen Ziegen sind die Ziegenböcke dran, weil sie mit ihrem üblen Geruch fast niemand mehr halten will. Um die Ziegenzucht noch in **Ortschaften**, in welchen nur vereinzelt noch Ziegen gehalten werden, überhaupt aufrecht zu erhalten, beabsichtigt die Tierärztegenossenschaft in diesem Jahr versuchsweise die künstliche Besamung der Ziegen, welche in der Bundesrepublik, in Peine (Niedersachsen), schon mit Erfolg durchgeführt wurde, anzuwenden. Es gibt doch immer noch findige Köpfe und tierliebende Menschen, welche uns in unserer Art erhalten wollen, solange sie noch können.

In dem Zusammenhang noch etwas über das Deckgeld. Es gab mal eine Zeit, da kostete das Decken einer Kuh drei Mark und das Decken einer Ziege 0,50 Mark. Und wie ist es heute? Heute beträgt das Deckgeld für eine Kuh zirka 2000 Franken und für Ziegen um 1000 Franken herum. Das Verhältnis ist also von 1:6 auf 1:2 zuungunsten der Ziegenhalter gewachsen. Und was kostet ein Kalb von drei Wochen und was ein Ziegenlamm im selben Alter? Das Kalb wird wohl 15 000 Franken und das Lamm vielleicht 1000 Franken bringen. Ziegenfeindliche Menschen werden wohl sagen, daß dieser Vergleich hinken würde und wenn dies auch der Fall ist, so dürfte aber doch bei dem Deckgeld von Kühen und Ziegen etwas nicht in Ordnung sein.

Nur eine Bitte möchten wir noch vorbringen: Gebt unseren treuen, aber armen Ziegenzüchtern die Lämmeraufzuchtprämie wie bisher, damit wir nicht noch schneller mit unserer Art aus dem Kreis St. Wendel und dem übrigen Saarland verschwinden müssen. Gerade unsere Ziegenpfleger und Betreuer haben ein Anrecht auf eine öffentliche Unterstützung und Anerkennung. Und wir Ziegen wollen, so gut es unsere Art zuläßt, mit unserer Milch die Arbeit, welche an uns verrichtet wird, lohnen.

A. Hermes



Lustige Zwiesprache

Die Uhr aus der Römerzeit

Einer wahren Begebenheit nacherzählt

VON RICHARD DICKMANN

Das alte Haus des Michel sollte abgerissen werden. Es war einstöckig und hatte niedrige, enge Fenster wie alle anderen Häuser auch, die zu Urgroßvaters Zeiten erbaut worden waren.

Bis vor kurzem waren die niedrigen und engen Fenster dem Michel noch hoch und breit genug gewesen — aber seit ein paar Wochen war das anders.

Zwei Häuser hatten sich aus der „guten alten Zeit“ in unsere Tage hinübergerettet, sie waren sogar keinen Zoll zur Seite gewichen, als vor zehn Jahren die Hauptstraße wegen des ständig wachsenden Verkehrs verbreitert werden mußte. Die Besitzer waren nicht wenig stolz auf ihre altersgrauen „Burgen“. Und wenn gar der Lehrer mit den Schulkindern den ältesten Häusern des Dorfes einen Besuch abstattete, so freuten sie sich mehr als die Kinder selbst und zeigten auf die Jahreszahl, die in den Stein über der Haustüre eingemeißelt war. Der Michel kramte dann jedesmal seine „Altertümer“ aus der Kammer hervor: alte Münzen und Scherben, kostbare Vasen und seltsam geformte Krüge, — ein Spinnrad, das der Großmutter schon gehört hatte, das aber allem Anschein nach sogar ein Erbstück aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert war. Den Buben und Mädchen der dritten Schulklasse wußte er manches zu erzählen von der „alten Zeit“ und ihren Schätzen.

Einmal hatte ein Bauer beim Pflügen in der Nähe des Römerschlößchens eine handtellergroße gewölbte Scherbe zutage gefördert und sie dem Michel gebracht, der als Sachverständiger in solchen Dingen im ganzen Dorfe anerkannt war. Michel rieb sie an seiner Hose blank, kratzte an dem roten Überzug und sagte lässig: „Terra sigillata ist das, echte Terra sigillata, die stammt aus der Römerzeit, so alt ist die schon. Auf der Saalburg am Limes gibt's unzählige Funde dieser Art.“

So nahm er dankbar jede Gelegenheit beim Schopfe, um sein Kunstverständnis zu beweisen und um nebenbei auch seine konservative Einstellung zu bekräftigen gemäß der Bibelstelle, daß man sein Licht nicht unter den Scheffel stellen solle. Aber wie gesagt, nun hatte sich seine Einstellung offenbar geändert. Sein Haus war noch die einzige „Burg“ im Dorfe. Seit etlichen Wochen nämlich war der Pitter — der Besitzer der anderen „Burg“ — damit beschäftigt, das Dorf um eine Sehenswürdigkeit ärmer zu machen: Er riß Mauern und Decken ein, putzte die Steine und setzte sie fein säuberlich auf

einen Stapel. Die Leute munkelten, Pitter wolle eine ganz moderne Villa an Stelle der Burg errichten.

Michel hätte sich eigentlich darüber freuen sollen, aber er tat etwas ganz anderes, was zunächst niemand im Dorfe verstand. Als er von der Sache Wind bekam, bebte er zunächst vor Zorn über soviel Hinterhältigkeit seines besten Freundes. Er grübelte angestrengt über dessen Beweggründe nach, grüßte ihn nicht mehr und nach einigen schlaflosen Nächten stand sein Entschluß fest. „Ich will's ihm zeigen, wer das meiste Geld hat“, sagte er zu seiner Lisbeth. „Und alle Leute sollen es erfahren, wer ein schöneres und moderneres Haus hinstellen kann, der Michel oder der hinterhältige Geizkragen, der verfl ...!“

Obwohl die Lisbeth anfangs heftig widersprach und ihn von seinem waghalsigen Plane abbringen wollte, ging Michel einige Männer aus der Nachbarschaft an, ihm beim Abreißen der Burg behilflich zu sein. Seine Villa mußte um jeden Preis früher vollendet sein, es galt, den Vorsprung des Pitter aufzuholen.

Nur ungern sagten die Männer zu, sie kannten den alten Knausert und Knickert zu gut um nicht zu wissen, daß für sie selbst nicht viel, wenn überhaupt etwas bei der Geschichte herausspringt. Da sie aber auch das freche Mundwerk seiner Lisbeth kannten und fürchteten, gingen sie am anderen Morgen doch mit Brecheisen und Picke zu Michels „Burg“.

Der trug gerade das alte, wacklige Spinnrad zum Rollwagen, auf dem er schon Betten und Schränke, den althehrwürdigen Küchentisch und die kunstvoll geschnitzten und verzierten Stühle, ja fast den gesamten Hausrat verstaute hatte. Und die Lisbeth stellte eben einen Waschkorb voller „Altertümer“ vor dem Hause ab.

„Da stecken Millionen drin“, sagte Michel bedeutungsvoll zu den ankommenden Männern und wies auf den Korb. „Damit allein schon könnte ich eine Villa finanzieren! Aber Gott bewahre, ich werde so einfältig sein und meine Altertümer ans Museum verkaufen!“ — — —

„Wie fangen wir's nur an, daß der alte Knausert doch etwas herausrückt?“ flüsterte Jakob seinem Nachbar zu, als sie das Dach unternahmen. Sie waren sich alle einig darüber, daß es sehr schwer sein dürfte, den Michel dazu zu bewegen, seinen Geldbeutel auch nur einen Spalt breit zu öffnen. Als schon der zweite Tag zu Ende gegangen war, ohne daß Michel auch nur eine Flasche Bier spendiert hätte, versprachen sie sich auf dem Nachhauseweg gegenseitig, eifrig nachzudenken und sich etwas einfallen zu lassen, wie sie den Geizkragen hereinlegen könnten. — — —

Anderen Tages erschien Jakob strahlenden Gesichtes an der „Burg“, und alle wußten gleich, daß der Schlaukopf irgend einen guten Plan ausgeheckt hatte. Sie stürmten auf ihn ein: „Na, schieß schon los!“ „Spann' uns nicht so lang' auf die Folter!“

Jakob klopfte gemächlich seine Pfeife aus, und während er sich eine neue stopfte, rückte er mit der Sprache heraus:

„Wir müssen etwas ausgraben!“ ...

Ein Blick in die ratlosen Gesichter ließ ihn schmunzeln.

„Ausgraben...? Wie meinst du das? Etwas ausgraben??“

„Na, irgend ein ‚Altertum‘ zum Beispiel, der Knausert ist doch so scharf auf Altertümer und seine Alte noch mehr. Und wenn...“

„... wir solch ein Altertum nun ausgraben“, unterbrach ihn Johann, „werden der Michel und die Lisbeth uns das seltene Stück abkaufen wollen!“

„Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen“, nickte Jakob, „genauso hab’ ich mir’s gedacht. Zuerst aber lassen wir den Michel und die Lisbeth ein bißchen zappeln, um so spannender wird es dann!“

Sie lachten herzlich. Jakobs Plan schien ihnen das Ei des Kolumbus zu sein. Johann dachte fieberhaft nach. Plötzlich ließ er seine rechte Pranke kameradschaftlich auf Jakobs Schulter fallen:

„Menschenskind, mir kommt eine Idee. Auf meinem Büffet zu Hause steht eine Uhr, schon ziemlich antique, die muß herhalten. Morgen früh bring’ ich sie mit. Das ist so ein Altertum nach Michels Geschmack!“

Am Tage darauf versteckte Johann sein „Altertum“ sorgfältig zwischen zwei Mauersteinen. In Gegenwart von Lisbeth und Michel unterhielten sich die Männer rein „zufällig“ über Altertümer. Und als die Lisbeth ganz in der Nähe war, sagte Jakob — ohne seinen Worten ein besonderes Gewicht zu geben — „... möglich ist’s schon, daß wir auch beim Abreißen der ‚Burg‘ auf einen kostbaren Fund stoßen. Vielleicht finden wir ein paar alte Münzen, die sind schon was wert!“

Die Lisbeth stand mit offenem Munde da. Sie nahm die Worte in sich auf, als ob diese selbst schon der „kostbare Fund“ wären...

Nach der Mittagspause wichen die beiden auch nicht mehr für einen Augenblick von der Baustelle. Es war den Männern klar: Die Lisbeth hatte es ihrem Manne natürlich gesteckt, als sie mit ihm allein war; und nun wollten die zwei auf der Hut sein. Nur mit Mühe konnte sich Jakob das Lachen verbeißen, als die Lisbeth sich jetzt mit einer schweren Kreuzhacke überall nützlich zu machen suchte. Augenblicklich hackte sie just in Johanns Nähe. Obwohl sie so „einsig“ war, entging es ihr nicht, wie dieser sich plötzlich bückte und mit verdächtiger Geschwindigkeit etwas in seiner Hosentasche verschwinden ließ. Mit einem Sprung stand die Lisbeth neben ihm.

„Aweilen hascht de ebbes ausgegrab’!“

„O Lisbeth, wie kommst du denn darauf?“

„Eich hann gesiehn, wie dau et en de Sack gestoppt hascht!“

„Ma Lisbeth, das war mein Taschentuch!“

„Aweilen liescht de! Loß meich louen!“

„Ma, wenn du denn gar keine Ruhe gibst, dann guck’ in Gottes Namen!“ — Und Johann leerte seine linke Hosentasche.

„Die net!“ kreischte die Lisbeth. „En die anner hascht ’s gestöppt! Jetzt wäs ich, daß de liescht, eich hann genau gesiehn, wie dau ebbes en deinen rechten Boxensack gestoppt hascht!“

Mittlerweile waren auch die anderen Männer „neugierig“ geworden. „Wenn du etwas ausgegraben hast, dann kannst du es doch ruhig zeigen!“ ‚ermutigte‘ Jakob seinen Nachbar. „Wir wollen es auch gerne sehen!“ drängten ihn die anderen.

Und Johann nahm zögernd sein „Altertum“ hervor.

„Siehschte de Liener!“ geiferte die Lisbeth und stürzte sich mit beiden Händen darauf — aber Johann zog den „Fund“ blitzschnell an sich.

„Lisbeth, gezeigt hab’ ich dir die Uhr, aber — — — die Uhr gehört mir!“ Und er gab sie auch nicht her, als Lisbeth und Michel Zeter und Mordio schrien und — durch das Geschrei herbeigelockt — schon viele Neugierigen vor der „Burg“ Maulaffen feilhielten. Er unterbrach seine Arbeit und schaffte seinen Fund nach Hause in Sicherheit. — — —

Tags darauf kam Johann absichtlich erst gegen Abend.

„Wo ist die Uhr???“ empfing ihn der Michel.

„Was ist denn nun eigentlich mit dem Altertum?“ fragte Jakob.

„Die Uhr ist schon uralt“, sagte Johann langsam vor sich hin. „Ich hab’ mich bei meinem Freund erkundigt, der hat vor Jahren auch eine Uhr ausgegraben, die genau so ausgesehen hat wie meine...“

„Wie meine!“ schrie Michel erbot.

„Und der Landeskonservator hat ihm für ein schönes Stück Geld die Uhr aus der Römerzeit abgekauft!“ fuhr Johann unbeirrt fort. „Dort hat er auch erfahren, daß unsere Vorfahren alle Kunstschätze vergraben haben, als die Horden Napoleons plündernd unsere Heimat durchzogen.“

Die Wirkung von Johanns kurzer aber bedeutungsvoller Rede konnte man in Michels Gesicht ablesen. „Die Uhr ist mein!“ beharrte er. „Ich bin der Hauseigentümer, und alles, was auf meinem Anwesen ausgegraben wird, gehört mir! Damit basta, und...“

„Du irrst, Michel“, unterbrach Jakob den Wortschwall, „wer einen Fund macht, darf ihn auch behalten! Das war immer noch so. Aber — — — reg’ dich doch nicht so auf, Michel, sprich doch mal vernünftig mit dem Johann. So wie ich ihn kenne, läßt der schon mit sich reden und — verkauft dir das Altertum!“

„Verkaufen — — — davon kann kei’ Red’ sen!“ mischte sich die Lisbeth ein. „Recht hin, wohin et geheert! Un wenn dat net gleich passiert, dann weren wir uns unser Recht ewen souchen!“ — — —

So kam die Geschichte vor den Schiedsmann, der sich die streitenden Parteien in Ruhe anhörte und den Zwist durch einen Kompromiß aus der Welt zu schaffen suchte.

Johann schilderte mit beredten Worten den Altertumswert des seltenen Fundstückes und meinte zum Schluß: „Sie ist schon ein paar Batzen wert, die Uhr aus der Römerzeit!“

Der Schiedsmann wollte sich schließlich selbst davon überzeugen und ließ das „Altertum“ herbeischaffen. — — —

Sinnend und prüfend stand er vor der Uhr aus der Römerzeit — — da ertönten vom nahen Kirchturm fünf Glockenschläge... Rein zufällig blieb sein Blick auf den Zeigern haften, und da entdeckte er — rein zufällig — daß der kleinste der beiden Zeiger haargenau auf die römische Ziffer V wies. Ob das ein Zufall sein sollte?? Er hielt die Uhr an sein Ohr und horchte... „Die t i c k t ja!“

Johann verfärbte sich. „Ich Esel“, knurrte er halblaut vor sich hin, „jetzt hat doch meine Alte die Uhr wieder aufgezogen und ich habe vergessen, sie zum Stillstand zu bringen!“ Und er schlug sich vor den Kopf. —

Der Schiedsmann drückte das Ergebnis seiner Untersuchung in einem einzigen Satze aus: „Eine Uhr aus der Römerzeit kann unmöglich noch ticken!“

Er war stolz darauf, daß er diese Unmöglichkeit an der Geschichte aufgedeckt hatte. Zudem war er nunmehr hellhörig geworden, und so blieb es nicht aus, daß er sich noch einer weiteren Unmöglichkeit entsann: „Und außerdem hat uns unser Lehrer — Gott hab' ihn selig! — in der Schule erzählt, daß ein gewisser Peter Hahn-... Hähn-... Henlein aus Nürnberg die erste Uhr im sechzehnten Jahrhundert gebosselt hat. Und wenn ich mich recht entsinne, war das mit den Römern doch schon ein paar hundert Jahre früher!“

Das sah sogar Jakob, der „Schlaukopf“, ein.

Und der Lisbeth und dem Michel dämmerte es langsam, daß sie um ein Haar ganz böse hereingefallen wären. Sie waren schon nahe daran gewesen, auf den Vermittlungsvorschlag des Schiedsmannes einzugehen und die Uhr mit dem unersetzlichen Altertumswert käuflich zu erwerben.

Johann hatte sich etwas voreilig die Hände gerieben und sich zu früh ins Fäustchen gelacht. Er durfte sein „Altertum“ behalten.

Der Schaden hatte der kunstsinnige Michel, und für den Spott brauchte er wahrlich nicht zu sorgen. Sein Ansehen als Kunstsachverständiger sank durch den Vorfall auf den Nullpunkt. Außerdem mußte er mit Lisbeth die Burg alleine abreißen, wobei er nun eifrig nach wirklichen Altertümern forschte.

Die Männer aber wurden zu Michels Leidwesen bald von Pitter — dem Besitzer der anderen „Burg“ — gedungen, und „der Geizkragen, der verfl...“, war viel früher mit Bauen fertig als Michel. — —

Es bleibt nur noch zu erwähnen, daß die Männer im „Dorfkrug“ immer anfangen zu schmunzeln, wenn Jakob beim Dämmerchoppen die Geschichte zum besten gibt. Bevor er aber mit dem Erzählen beginnt, vergewissert er sich jedesmal zuerst, ob auch der Johann nicht in der Nähe ist. — — —

„Schuschder-Bärwel“

Porträt einer guten Frau, die keinen
anderen Namen trug, als diesen:

VON HERMANN BRILL

Am Katzenhiwwel, jener alten steilen Waldstraße zwischen Habenichts und Remmesweiler, spielte sich vor vielen Jahren ein Geschehen ab, das für den, der es erlebte, wohl ebenso unheimlich war, wie für uns die erste Begegnung mit dem Donnerrollen hypermoderner Düsenflugzeuge. Der königlich-preußische Landmesser war's, der dort seines Weges ging. Im hohen Schnürschuh, mit Wickelgamaschen und eisenbeschlagenem Stock schritt er dahin. Da krachte es, ganz urplötzlich. Nie hatte der königlich-preußische Landmesser einen solch unheimlichen Ton gehört und so war es kein Wunder, daß er ein wenig zusammenfuhr und auf der Stelle stehen blieb. Das seltsame Getöse schwoll stärker an, wurde zum überlauten Gedröhne, das sich dazu noch durch den Widerhall im engen Waldweg vervielfachte. Der Landmesser war ein beherzter Mann. Er ging ein paar Schritte zurück... und traute seinen Augen nicht: Mitten auf dem steinigen Weg stand nichts weiter als ein Kinderwagen, ein „Scheesewähnje“, eines jener romantischen Fahrzeuge, in denen einst die Kinder mit Wonne herumgefahren wurden. Vierundsechzig Zentimeter maß der Durchmesser der Räder, dazwischen bauchte sich der große „gefletschte“ Korb, der vorn an eisernem Träger eine Querstange aus Holz besaß.

Unser königlich-preußischer Landmesser rieb sich die Augen: das „Scheesje“ konnte doch wohl nicht diesen fürchterlichen Krach verursacht haben. Dann nahte sich ihm des Rätsels Lösung. Ein langes dickes Rohr bog um die Ecke. Es ruhte auf der Schulter einer schlanken, kräftigen, großen Frau. Der schwarze Schammasrock reichte ihr bis zu den Füßen. Schulter und Brust wurden von einem engen „Schackett“ umschlossen und eine gestrickte Kapuze schützte den Kopf.

Was den Landmesser so erschreckt hatte, war folgendes Malheur: Der geheimnisvollen Frau war am steilen Katzenhiwwel das „Pullbombrohr“, das sie in St. Wendel gekauft und auf dem „Wähnje“ befördert hatte, herabgefallen und den steinigen Weg hinuntergerollt.

Nach dem Schreck sollte den königlich-preußischen Landmesser an diesem Tag auch noch das Staunen ankommen. Die Frau lud die „Pullbomb“ auf die Schees und heißa gings weiter den Berg hinan. Und wie unser Freund sich auch anstrengte, es gelang ihm nicht, die vor ihm Schreitende einzuholen.

Er frug auf der „Hawenix“ einen Alten, wer denn diese bewundernswerte Frau mit den Riesenkräften sei, die grad eben mit den Schritten eines Füsseliers vorbeigerauscht sei. Der Alte sagte: Jo, liewer Herr, datt war ett Schuschderbärwel, die Botenfrau von Urexweiler, gelle, die han-ner net ennkritt...“

*

Mit dieser kleinen Vorgeschichte ist eigentlich schon vieles über die Botenfrau von Urexweiler ausgesagt. Wir kennen ihre Statur, ihr Beförderungs-„Mobbetje“, ihre Kraft und ihre Robustheit. Es bleibt aber noch viel Staunenswertes zu berichten.

Überlegen wir zunächst: Außer sonntags ist diese brave Frau über ein Jahrzehnt lang Tag für Tag am Morgen zu Fuß nach St. Wendel gegangen und meist am Nachmittag noch nach Illingen. Sie ist nicht etwa nur dahinspaziert, sondern auf dem Kopf und an jedem Arm drückte eine schwere Last. Später schob sie das Scheesje vor sich her und darauf waren recht oft mehr als zwei Zentner geladen. Wer von uns, welche Frau gar, würde heute solche Strapaze auf sich zu nehmen wagen? 's Schuschderbärwel starb nicht daran. Im Gegenteil: ihr Leben lang war sie kerngesund. Sie starb 1924 im Alter von 70 Jahren. In der Woche vor ihrem plötzlichen Tod war sie zum letzten Mal als Botenfrau nach St. Wendel „gescheest“

Frau Barbara Welter geb. Klos — das war Schuschderbärwels bürgerlicher Name, den sie bei ihrer Heirat mit 27 Jahren erhielt. Zu ihrer Zeit lebte man keineswegs „in floribus“, auch nicht, wenn der Ehemann den Titel Bergmann trug. Es gab weder Autos noch Motorräder, kein Omnibus fuhr und Schuschders Rappen waren das sicherste und allgemein übliche Reisemittel. In solchen Zeiten — etwa 1912 — löste 's Schuschderbärwel Mäljes-Kätt vom Knopp als Botenfrau ab.

Die Botenfrau war damals eine höchst wichtige Persönlichkeit, die nicht nur hohes Vertrauen genoß, sondern auch alle „Schleff“ kennen mußte. Die Botenfrau mußte glänzend zu Fuß sein, denn fast an jedem Tag waren 40 Kilometer zurückzulegen. Nehmen wir die Woche zu zweihundert, was keineswegs übertrieben ist, so sind es im Jahr 10 400, in zehn Jahren 104 000 Kilometer. Über zwölf Jahre hat unser Schuschderbärwel aber solche Dienste geleistet und folglich eine Strecke zurückgelegt, die dem dreifachen Erdumfang entspricht oder — da heute ja nur noch die Rede von der Weltraumfahrt ist — fast ein Drittel des Weges zum Mond.

Selbstverständlich wird keiner der verehrten Leser auf die Idee kommen, 's Schuschderbärwel hätte diesen Riesenmarsch etwa in Stöckelschuhen unternommen, sie lief aber auch nicht in hohen Schnürschuhen, wie's so Mode damals war. Nein, 's Schuschderbärwel ließ sich von Schuhmaperrersch Hannes extra starke Halbschuhe fertigen, die leicht und doch stabil wären.

Hören Sie auch eines ihrer Geheimnisse: sie aß Zucker auf allen ihren Wegen, blanken Zucker, und behauptete ihr Leben lang, daß Zucker ein Kraftspender von außerordentlichen Qualitäten sei.

Es wird Zeit, daß wir endlich erzählen, was eigentlich die Botenfrau alles zu besorgen hatte. Ah, wir können nicht alles aufzählen. (Der Herausgeber dieses Buches würde verzweifeln, so viel Raum müßten wir dazu haben.) Sie müssen wissen: ein modernes Elektrogenhirn ist nicht in der Lage, so Vielseitiges zu behalten, wie das von Schuschderbärwels Gedächtnis verlangt wurde. Greifen wir einen Tag heraus, den 12. Juni 1913; es war ein heißer Donnerstag. Um 6.30 Uhr begann Schuschderbärwels gewohnter Marsch. Am Abend zuvor hatte sie die Exweiler Aufträge entgegengenommen. Auf der Hawenix kamen — beim ersten „Deppsche Kaffee“ — die nächsten hinzu. In „Schuckehannese“ — damals die Molkerei in Remmesweiler — gab es den zweiten Aufenthalt, weil von hier Butter und Rahm mitzunehmen waren. Und viele Leute riefen: Ei gur-re-morje, Schuschderbärwel, wart, mir moschde äbbes metbringe on mir äbbes om Steueramt erledische. Auch in Oberlinxweiler kam noch einiges hinzu. Am 12. Juni 1913 umfaßte die Liste der Besorgungen folgende Dinge: 36 Steuerzettel, 18 Rezepte, 4 Todes-, 3 Geburtsanzeigen, 5 Bestellungen zum Eheaufgebot, 6 notarielle Beurkundungen, 14 Einzahlungen auf Sparbücher und Darlehen. Einzukaufen waren: zwei erdene Töpp, 12 Kilo Tuwak, 2 Kilo Rolles, 4 Sträng für Kuhgeschirre, 2 Brillengestelle, 1 Futter für ein „Pferdskummet“ und noch viele „Kleinigkeiten“.

Unsere Botenfrau scheute sich nicht — um die Zettel zu ordnen — sich im Amt auf dem Boden niederzulassen. Nicht, daß sie dort kummervoll gesessen hätte — sie thronte da. Und dann, lieber Leser, gings rund in den Amtsstuben, denn 's Schuschderbärwel hatte ein Mundwerk wie ein Advokat — („em Deiwel sei Schneß am Leib“, sagten früher die lieben Leute dazu). Die Stubenvorsteher schmunzelten. Sie kannten den täglichen Gast ja so gut — und sie wußten um ihre weiten Wege und bedienten sie zugleich.

Schlimm wurde es im Winter. Damals gab es noch Winter, mitunter mit meterhohen Schneeverwehungen. Was machte es unserer Botenfrau aus? Beim Marschieren wirts dem Menschen nicht kalt und gegen gefährlichen Zug von unten hatte 's Schuschderbärwel ein probates Mittelchen, das — verzeihen Sie unsere kleine Frivolität — sich jeder einmal, um herzlich lachen zu können, bei den Mädchen von heute vorstellen mag: Jeden Morgen im Winter nähte unser Schuschderbärwel die wollenen Strümpfe mit flinken Stichen an der wollenen Unterhose fest! Nun mochte der Nordwind zwar die Röcke bauschen, aber kein Blut gefror in den Beinen, wie's die Schönen unserer Tage sich's so gern gefallen lassen.

Doch gehen wir wieder in die warme Jahreszeit. Da bleibt noch zu erwähnen, daß die Botenfrau nebenbei auch zur Kräuterfrau wurde.

„Es gibt kä Malörche, gegen das der Herrgott net aach ä Kräutche hätt' wachse lasse.“ Das Sprichwort war natürlich unserer Schuschderbärwel bestens bekannt und sie kannte auch jedes Kräutchen und wußte, wo es wuchs und sammelte sie jahraus jahrein. So war es kein Wunder, daß sie Tränke brauen konnte, die Menschen und Vieh bei hundert Krankheiten halfen. Kam aber jemand mit Zahnweh zu ihr, so nahm sie kein Kräutlein, sondern die Zange und zog kurzerhand den Zahn. (Und die Leute kamen, selbst auf die Gefahr hin, daß „äh bißje vom Zahnfleisch metging“.)

Wir wollen nicht vergessen, daß unser Schuschderbärwel auch ihren Botenlohn erhielt, für jeden erledigten Steuerzettel beispielsweise stand ihr ein Groschen zu. Bitte nehmen Sie aber nicht an, die Botenfrau wäre davon reich geworden. Nein, nein. Viele, viele Leute vergaßen einfach, ihren Steuerzettel wieder abzuholen — viele Säcke davon wurden später von den Nachfahren verbrannt — und diese guten Vergeßlichen blieben denn auch den Groschen schuldig.

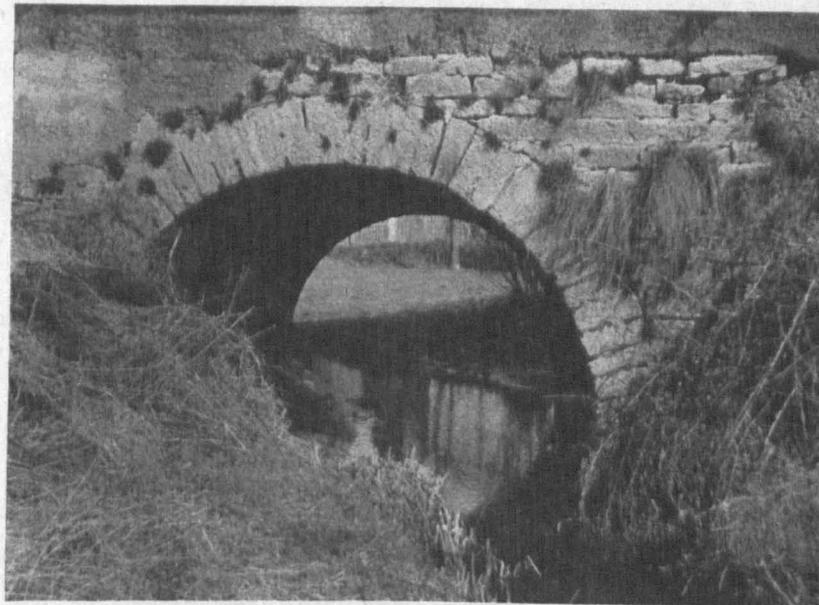
's Schuschderbärwel — Gott hab sie selig — tat darüber hinaus so viel Gutes, daß sie, als der Herr sie heimrief, gar Schulden hinterlassen mußte, die ihr Mann aber bald bezahlt hatte. Wie immer und überall im Leben: die Gläubiger kamen, die Schuldner blieben aus. 's Schuschderbärwel blieb aber auch ihren Schuldnern das gute Wort nicht schuldig. Sie war ja eine tapfere, eine starke, eine gute und fromme Frau, die in den Herzen all derer, die sie kannten, ein immerwährendes Denkmal besitzt.

Unsere Geschichte wäre unvollkommen, würden wir nicht auch ein wenig von dem Mann erzählen, dem diese gute Frau zur Seite gegeben war, vom Schuschderpatt, wie er allgemein genannt wurde. Er führte eine Weile das Amt seiner Angetrauten weiter. Denn er war keineswegs weniger gut zu Fuß, hatte er doch das „Gehen“ erlernt, als die Bergleute noch zur Grube oder später zur Bahn marschieren mußten. Er hat das 37 Jahre lang geübt. Wie lieb ihm das Gehen geworden war, mag die Geschichte bezeugen, die sich zutrug, als der Schuschderpatt immerhin schon 92 Jahre auf dem Buckel hatte. Auf dem Heimweg von Illingen hielt ein Omnibus neben ihm an. Der Fahrer wollte den greisen Wanderer mitnehmen und erhielt die jugendfrische Antwort: Fahr dau, eich gehn liewer zu Fuß!

Er ging auch noch mit 96 Jahren mindestens einmal in der Woche durch sein geliebtes Heimatdorf, in dem er ein Leben lang dabei war, wenn lustige Lieder gesungen wurden. Er gehörte zu den Gründern des Gesangvereins „Concordia“ und wurde sein ältestes aktives Mitglied. Fast 97 Erdenjahre schenkte ihm der Herr.

Die beiden Guten paßten wohl zusammen. Das wird auch der Leser empfinden. Und so können wir alle getrost — und wir dürfens mit

frohem Schmunzeln — dem Wunsche zustimmen, den die kleine Nichte Kathrinerle in die Rede warf, als von den beiden gesprochen wurde. Die kriegen sicherlich vom lieben Gott eine schöne, große Himmelswiese, damit sie auch dort droben immer weiter gehen können...



Alte Brücke über den Betzelbach

Brücken sind immer lebensvolle Bilder, nicht nur weil das Leben in seinen mannigfachen Gestaltungen und Äußerungen über sie hinzieht, sondern auch weil sie als Bauwerke den sonst leer, wild oder wüst erscheinenden Bach oder Fluß, Landschaft, Stadt wie auch Dorf beleben und ihrer Umgebung einen malerischen Reiz verleihen, wie dies namentlich bei den alten Brücken der Fall ist.

Selbst eine so bescheidene alte Brücke wie die im Tale zwischen Leitersweiler und Hoof über den kleinen Betzelbach sich spannende ruft uns Lebensbilder ins Gedächtnis. Man denke an die vom Felde heimkehrenden „hochbeladen schwankenden“ Erntewagen und an die Holzfuhrten. Das treibende Leben zwischen Saat und Ernte, das auch auf dieser kleinen Brücke im Zeitlauf hinüber und herübergezogen ist, das kann sich nur die Phantasie ausmalen.

Man steht immer gern auf den Brücken und sieht das Wasser unter sich vorbeiziehen, ein Sinnbild des Lebens.

HKS

Der Honigsäckel

— oder warum das „Bähnle“ Verspätung hatte

VON KARL SCHWARZ

Als ich dieser Tage im Keller aufräumte, fand ich in einer Ecke zwischen allerlei unnützem Plunder eine Flasche Wein. Zum Teufel, wie kam die hierher? „Ungsteiner Honigsäckel — Spätlese — Originalabfüllung Winzerverein Ungstein“ stand darauf. Na, sowas! Wie kann man nur eine Flasche Wein „vergessen?“ Das ist doch eine Sünde! Dabei war ich selber. Immerhin tröstete ich mich damit, daß dies meine erste Sünde dieser Art war. Der liebe Gott wird mir verzeihen.

Doch wie kam die volle Flasche hierher? Ich kam ins Sinnieren: „Ungsteiner ...? Das war doch der Patenwein der Stadt St. Wendel damals. Und da war doch etwas ... irgend etwas, was mit diesem Wein zusammenhing ... war es nicht etwas schönes ...?“ Und plötzlich, wie der Sonnenstrahl, der nun durch das Kellerfenster auf die verstaubte Flasche in meiner Hand fiel, fiel die Erinnerung über mich her, die Erinnerung an ein Erlebnis, das mir jetzt noch, nach solch langer Zeit, ein vergnügtes Schmunzeln entlockte.

Nun muß ich um Jahre zurückgreifen. Der Jupp, unser Anglerkamerad, überraschte uns eines Tages — es war im Sommer 1940 — mit der Nachricht, daß er bald auf Urlaub käme. Darob große Freude bei uns Daheimgebliebenen. Wir überlegten nun, wie wir dem Jupp eine Freude bereiten könnten. Da stellte der Schorsch die Frage, ob wir denn genügend zu trinken beieinander hätten, wenn der Jupp käme, denn wir wüßten doch, daß der Jupp seiner Lebtag eine ausgepichte Gurgel gehabt habe, und Honigsäckel tränke er für sein Leben gern, und ... „Halt!“ unterbrach der Sepp, „ich hab's! Wir fahren ins Patendorf Ungstein!“ Das taten wir denn auch, und es gelang uns, unter Berufung auf unseren heimkehrenden Krieger — das zog damals noch — die Herzen der Winzer zu rühren. Wir waren gerüstet — der Krieger konnte kommen!

Eines Tages war er da, braungebrannt und durstig, wie immer. Die Wiedersehensfeier fand bei Schorsch im Garten statt. Es war ein schöner friedlicher Abend. Die fliegenden Festungen waren noch nicht erfunden. Wir genossen den edlen Wein, tauschten Erinnerungen aus und erzählten einander Anglergeschichten. Sepp, der den Schorsch, den Doktor, gerne foppte, frug diesen, ob Bratheringe eigentlich gesund wären. Der knurrte: „Wahrscheinlich! Bei mir war jedenfalls noch keiner in Behandlung!“ Und so ging das Geplänkel hin und her. Blut wurde keins vergossen, nur eingegossen — Rebenblut ... Honigsäckel!

Er war Pfälzer, der Doktor, und der Pfälzer „Woi“ ging ihm über alles. Auch ihm hatte es der Honigsäckel angetan. Er schaute ihn

immer wieder verliebt an und schnüffelte und probierte und süßelte. „Kinder, ist das ein Weinchen! Den hat der Herrgott extra für die Pfälzer wachsen lassen, aber weil der Jupp heute da ist ... Prost Jupp!“ — „Ja“, meinte der Jupp, „bei dem muß man die Augen zumachen und Tropfen um Tropfen schmecken, dann schmeckt er wahrhaftig nach Honig!“ — „Wahrhaftig!“ fügte ich hinzu, „und wenn man genügend intus hat, hört man sogar die Bienen summen!“ Schließlich konnte ich da auch ein sachverständiges Urteil abgeben!

Über dem war es längst Nacht geworden. Der Mond war aufgegangen und tauchte den Garten in ein traumhaftes Licht. Der Wein duftete, die Rosen dufteten, und irgendwo schluchzte eine Nachtigall. (Ich weiß es nicht mehr genau, ob es wirklich eine Nachtigall war, aber eine Nachtigall gehört zu einer romantischen Nacht — das habe ich schon oft bei berühmten Dichtern gelesen.) Jedenfalls war es schön!

Und da fing der Jupp an, zu erzählen, warum das Bähnlein Verspätung gehabt hat. Das ist eine Geschichte für sich, sie hat sich einige Jahre vorher abgespielt ... im Ostertal. „Ja, hub er an, der Jupp, „schuld daran war dieser herrliche Honigsäckel; er ist auch ein Säckel; er kann recht heimtückisch werden. Wir hatten nachts Krebse gefangen in der Oster, besuchten dann noch einige Wirtshäuser, tranken immer wieder diesen Patenwein — wir wollten doch den notleidenden Winzern helfen — und ... versäumten den letzten Zug. Also setzten wir uns bei der kleinen Station auf die Bank, um den Frühzug zu erwarten. Den Sack mit den Krebsen hatten wir neben uns gestellt. Dem Schorsch wurde die Zeit nicht lang, er fing an, fleißig Holz zu sägen und jedesmal, wenn er ein Stück ab hatte, machte der Sepp ... rrrrrr ... pfffffffff ... und dann machte es ... klick, und das Holz fiel auf den Bahnsteig. Der „klick“ machte, das war ich!

So haben wir uns auch im Schlafen recht schön vergnügt, als uns auf einmal jemand barsch anschrie: „He, werdet doch endlich einmal wach! Hört ihr denn nicht, was hier los ist?“ Und es war allerhand los! Die Krebse hatten sich selbständig gemacht; sie waren dem Sack entwichen und marschierten, einige Dutzend hoch, auf dem Bahnsteig hin und her, mit drohend erhobenen Scheren. Es waren respektable Kerle darunter, nicht gelogen, so groß wie mittlere Hummer. Und der Zug war gekommen und die Frauen und Kinder schrien und getrauten sich nicht, zum Zug zu gehen zum Einsteigen. Und der Beamte machte einen Mordsradau, weil er doch den Zug nicht einfach abfahren lassen konnte und die Leute stehen lassen. Also machten wir uns flugs auf die Socken und sammelten die braven Tierchen wieder ein. Die sind ja, wie ihr wißt, ganz harmlos, man muß sie nur richtig anfassen. Einige beherzte Männer halfen dabei. Zum Schluß löste sich doch noch alles in Wohlgefallen auf und alles lachte. Auch der Stationsvorsteher. Allerdings hatte der Zug vier Minuten Verspätung. Wir haben lange Zeit auf ein Strafmandat gewartet wegen „Transportgefährdung“ oder

„Erregung öffentlichen Ärgernisses“, aber es kam nichts. Woraus wir geschlossen haben, daß auch die Eisenbahn Humor hat.“

Während seiner Erzählung war schon aufgefallen, daß der Schorsch und der Sepp ... auf einmal merkte ers auch: „Ja, Schorsch, bist du denn wiederum am Holzsägen?“ und der Sepp ... wahrhaftig ... (jetzt hörte mans deutlich) ... rrrrrr ... pffffff ... machte der Sepp, genau wie damals auf der Bank im Ostertal! Und der Jupp grinste: „Ja, ja, der Honigsäckel!“ Als wir aber den beiden ein Glas Honigsäckel unter die Nase hielten und sie den köstlichen Duft einschnüffelten, kamen sie bald wieder zu sich und stellten erleichtert fest, daß kein Stationsvorsteher da war und keine verängstigten Frauen und keine ausgerissenen Krebse. Aber Honigsäckel ... ja, der war noch reichlich da! Das beruhigte sie sehr!

Die Nachtigall schlug längst nicht mehr, als wir uns trennten ... aber die Bienen ... ja, die hörten wir wahrhaftig „summen!“

Dieser Tage haben wir die vergessene Flasche geleert, der Jupp, der Sepp und ich. Der Schorsch war nicht mehr dabei. Er hat den letzten Tropfen längst getrunken, und dort, wo er nun ist, gibt es keinen „Honigsäckel“ ...

Liebeskummer

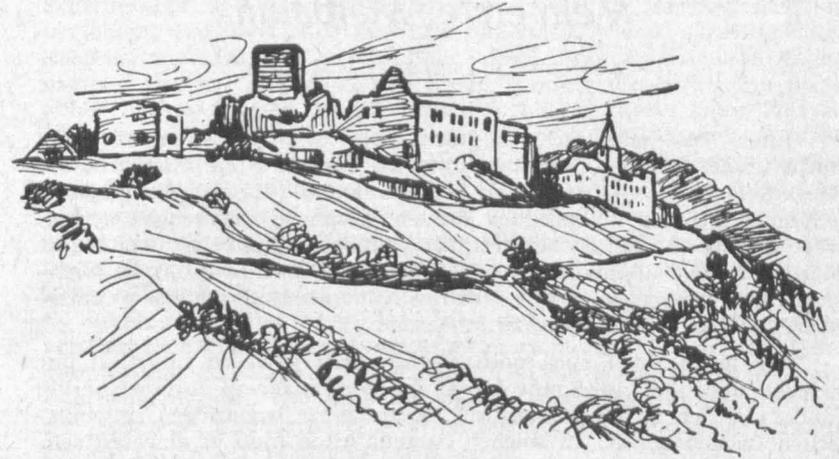
Volkslied aus unserer Heimat

*Liebchen, willst du mir's gestehen,
Gestern küßt' ein andrer dich?
Durch den Busch hab ich's gesehen!
Sag, das war mir ärgerlich!*

*Ärgert's dich, so will ich's wissen,
Stör' ich dich in deiner Ruh?
Glaubst, du könnt'st alleine küssen? —
Jener küßt so gut wie du!*

*Saßen einst zwei Turteltäubchen
Hoch auf einem dürren Ast.
Wo sich zwei Verliebte scheiden,
Da verwelken Laub und Ast.*

*Laub und Ast, sie müssen welken,
Aber uns're Liebe nicht. —
In die Augen kann man schauen,
Aber in die Herzen nicht!*



Burg Lichtenberg

Nachdem dem Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg-Saalfeld durch die Wiener Kongreßakte vom 9. September 1816 für seine in den Befreiungskriegen dem Lande Preußen geleistete Hilfe ein linksrheinisches Gebiet mit 25 000 Einwohnern überlassen worden war, verfügte er durch höchsten Spezialbefehl vom 6. März 1819, daß „die überwiesenen Lande auf dem linken Rheinufer in Zukunft den Namen Fürstentum Lichtenberg nach der in denselben befindlichen uralten Burg Lichtenberg, welche schon in früheren Zeiten die Residenz ihrer Regenten war, führen, und daß diese Benennung von nun an in allen und jeden öffentlichen Schriften und Verhandlungen gebraucht werde“. Der Name des Fürstentums währte nur bis 1834, als der Herzog dieses für ihn abgelegene Ländchen, das in die Kantone St. Wendel, Baumholder und Grumbach eingeteilt war, gegen eine Jahresrente an Preußen abtrat. Der ursprüngliche Kreis St. Wendel ist damals entstanden und wurde in den Regierungsbezirk Trier eingegliedert. Durch Bildung des Saargebietes im Jahre 1919 wurde der Restkreis St. Wendel-Baumholder vom Stammkreis St. Wendel abgetrennt.

Im Wechsel der Zeiten, der vieles vergessen läßt, erinnert die größte Burgruine Süddeutschlands im früheren Gebiet des Kreises St. Wendel an eine ehemalige Gebietsbenennung in unserem Lande. Diese Burg, im Jahre 1214 von Gerlach IV. von Veldenz erbaut, ist in ihren heutigen Trümmern ein geschichtliches Denkmal, ein Zeuge jahrhundertelanger Entwicklung und des Wachstums unserer Heimat.

Mein erster Maibaum

VON RICHARD DICKMANN

Guter Wille wird nicht in jedem Falle gewürdigt und erst recht nicht immer belohnt. Dies behaupte ich, obwohl viele Menschen das Gegenteil glauben — vor allem Lehrerinnen, die ihre ehrfürchtig lauschenden Schüler in beredten Worten davon zu überzeugen suchen. Wer nun trotz meiner ketzerischen Beteuerung unbeirrt weiterliest, wird nicht enttäuscht und ist am Schluß der Geschichte höchst wahrscheinlich geneigt, mir mit einem schlimmstenfalls mühsam unterdrückten Lächeln Glauben zu schenken.

Mag jener April auch noch so verregnet gewesen sein, hin und wieder stahl sich die Sonne hinter grauverhangenem Himmel hervor und fand sich zu einem neckisch vergnügten, ja geradezu spitzbübi-schen Lachen bereit. In solchen Augenblicken muß es gewesen sein, daß in mir der große Plan zu reifen begann. Ich nenne ihn bewußt groß, denn er war es wirklich. Er war so bedeutsam, daß selbst die verwegensten Regenschauer ihn nicht fortschwemmen konnten. Außerdem war ich gerade siebzehn, in diesem Alter ist man hartnäckig und gibt einen einmal gefaßten Plan so leicht nicht mehr aus der Hand.

In der letzten Aprilwoche war es. Urplötzlich entsann ich mich einer althergebrachten Kavalierspflcht, die zugleich als ein integrierender Bestandteil altüberlieferter Landessitte allgemein anerkannt ist. Sofort war ich fest entschlossen, mich der Verpflichtung gegenüber meiner Angebeteten mit Würde und Anstand gewissenhaft zu entledigen. Ich wußte schließlich, was ich ihr schuldig war. Am gleichen Tage noch, als der Himmel sich etwas aufgehellt hatte, ohne daß man allerdings vor einem plötzlichen Regenguß sicher gewesen wäre, strich ich durch perlenbesetztes Gras unter triefenden Blätterdächern dahin, eifrig Ausschau haltend nach einem Birkenstämmchen, das würdig wäre, vor das Fenster meiner Flamme als Maibaum gepflanzt zu werden. Meine Suche gestaltete sich äußerst schwierig, denn ich war anspruchsvoll. Ich hatte Glück. Nachdem ich etwa fünfzig Bäume begutachtet und verworfen hatte, entdeckte ich schließlich eine ansprechende Birke. Ihr silbrig weißes Leuchten stach so wohlthuend zwischen den naßkalten Buchenstämmen hervor, daß ich intuitiv wußte, sie allein ist die richtige, was mich aber nicht hinderte, sie von allen Seiten kritisch zu mustern. Sie hielt, was sie von weitem versprochen hatte, sie war nicht zu plump und nicht zu schlank, ihr Stamm war kerzengerade, die Äste setzten erst im oberen Drittel an und waren sehr gleichmäßig gewachsen. Ich markierte mir die Stelle, damit ich in der Dunkelheit der Walpurgisnacht nicht zu lange nach meiner Auserwählten zu suchen brauchte. Von dem kleinen Steinhügel am Rande des Waldweges waren im rechten Winkel siebenunddreißig

Schritte seitlich zurückzulegen. So leicht war der Standort nicht zu verfehlen, und ich tastete mich am folgenden Abend mit Hilfe einer Taschenlampe mühelos an die Stelle heran. Ich traute meinen Augen nicht — sie war weg, nicht die Stelle, sondern die Birke. Ein kniehoher Stumpf starrte mich mitleidsvoll an. Ich hatte keine Zeit zu verlieren, überließ mich daher nicht meinem Weltschmerz, sondern fällte eine jener fünfzig anderen Birken, die ich am Vortage ihrer unausgeglichenen Physiognomie wegen verschmäht hatte. So stapfte ich trotz meines Mißgeschickes bald mit einem Maibaum auf das Haus zu, in dem sie wohnte. Als dann der Morgen des ersten Mai sich am östlichen Horizont verheißungsvoll ankündigte, war das schwierige Werk vollbracht. Er stand so selbstsicher vor ihrem Fenster, als hätte er an diesem Orte schon seine Kindheit zugebracht. Meine Hände waren von der mühseligen Nacharbeit arg zerschunden. Als aber der Morgenwind mit den bunten Papierbändern in der Krone des Maibaumes sein Spiel begann, war mir zumute wie einem Redakteur, der nach der letzten Zeile seines komplizierten Leitartikels sich dessen Wirkung auf die Leser auszumalen versucht.

Zwei Tage darnach trafen wir uns im Klassenzimmer. Es war das erste Zusammentreffen nach meinem Heldenstück. Ich war begierig darauf, in ihren Augen Freude und Glück leuchten zu sehen. Doch nichts dergleichen! Sie trug ihren giftgrünen Pulli und das quer-gestreifte rote Kleid, das war ein schlechtes Omen. Sie würdigte mich keines Blickes — halt, doch, — eines einzigen hielt sie mich wert. Und dieser eine Blick war so feindselig und giftig wie ihr Pullover. Ich schloß daraus erstens, daß sie über meine Täterschaft im Bilde war und zweitens, daß sie mein Werk mißbilligte. Im übrigen hatte mich ihr Blick erledigt, wahrscheinlich hatte sie ebenso auch den Maibaum angeschaut, giftig und feindselig.

Mein Maibaum erfreute sich nur einer kurzen Lebensdauer. Es kann sein, daß er von pulloverfarbenen Blicken getötet wurde, jedenfalls war er mittags schon verschwunden. Wahrscheinlich war er auch bereits zersägt und zerhackt. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten...“

Erst drei Jahre später verstand ich diese barbarische Handlungsweise. Dank meiner psychologischen Studien erkannte ich, daß ältere Damen trotz konservativer Einstellung kaum Verständnis aufbringen für die Pflege solcherlei Brauchtums, sofern sie selbst das Opfer sind.

Sie war nämlich meine Lehrerin, und ihr hatte ich in schwärmerischer Zuneigung meinen ersten Maibaum gepflanzt. Ihre Jungmädchenjahre waren längst vorüber, und nur so ist es zu verstehen, daß sie mich im Klassenzimmer derart feindselig und giftig angeschaut hat. — — —

Der gekränkte Patriot

Eine wahre Dorfgeschichte aus dem Blickfelde des Schaumberges

VON RUDOLF JUST

War ein gar starrköpfiger Mann, der alte „Vedder“ Hännes, und der Umstand, daß er seine „Tuppen“ hatte, wie man in Osenbach, einem kleinen Dorfe am Fuße des Schaumberges gegen das obere Bliestal hin, die Launen und Eigenwilligkeiten origineller Menschen zu bezeichnen pflegt, ist heute noch, nachdem er längst auf dem alten Friedhof auf der Steffesheck von Oberthal schlummert, so bekannt, daß die Redensart, der oder jener scheine beim alten Heckenhännes in der Lehre gewesen zu sein, von der älteren Generation noch angewandt und verstanden wird. Sonderbar, daß die Mitmenschen von ihrem Zeitgenossen am liebsten das in ihrer Erinnerung aufbewahren, was einst Anlaß zu verstecktem Spott, zu Ergötzlichkeit oder Ärger gegeben hat, und weniger des Erbaulichen im Lebenswandel ihres Nachbars gedenken, was sich in bezug auf die Person des Vedder Hännes dahingehend ausgewirkt hat, daß zwar manche erheiternde Geschichte aus seinem Leben immer wieder erzählt und belacht wird, daß aber kaum mehr Worte gemacht werden über die aufrechte Mannesart, die unantastbare Ehrlichkeit und die tiefe Heimat- und Vaterlandsliebe dieses kernhaften Mannes, der zudem von jener biederen religiösen Gesinnung war, die eisenharte Pflichterfüllung und Grundsatztreue übte und auf jeden Schein unmännlicher Frömmelerei verzichtete.

Ich hatte den Alten sehr gern, und obschon ein Menschenalter zwischen ihm und meiner Jugend lag, verstand ich ihn gut und verspürte auch in seinem hartnäckigen Gegen-den-Strom-Schwimmen die heißen Regungen einer lautereren Gesinnung und eines unbeugsamen Gefühls für die Billigkeit des Handelns. Und gerade dieses Gefühl war es, das einmal in zwar unbeabsichtigter, aber solch arger Weise verletzt wurde, daß darob die Erregung des Alten ihre Kreise bis weit über das Dorf hinaus zog, und das geschah so:

Saßen da wie gewöhnlich des Sonntagsabends in der behaglichen Nebenstube der Dorfwirtschaft mehrere pensionierte Bergleute und alte Kleinbauern um den schweren Tisch herum, auf dessen starker Buchenplatte schon manch dröhnender Faustschlag niedergesaut war, nicht immer im Eifer des „Bauern-“ oder „Solospiels“, sondern gar oft auch zur handfesten Unterstützung der eigenen Ansicht im Streit der Meinungen.

Auch heute abend, nachdem die Karten weggelegt waren und schon der zweite Schoppen „geschmelzten“ Tresterbranntweines die Runde machte, mußte sich der arme Tisch Hiebe gefallen lassen, die

ohne Zweifel nicht weniger heftig waren als die des Sturmwindes, der einstens sein Dasein als Waldbaum irgendwo am Hange eines Saarberges erschüttert hatte. Leicht begreiflich, wenn die Ermordung von Missionaren des Steyler Hofes in St. Wendel und deutscher Gesandtschaftsbeamter durch chinesische Boxer alle Gemüter in Wallung brachte. „Boxer“ nannte man damals — man schrieb das Jahr 1900 — jene fremdenfeindlichen Geheimbünde in China, die als die Banden der „Großen Messer“ und der „Blutigen Faust“ grauenhafte Gewalttaten an Ausländern verübten. In dem Missionsmuseum der bekannten Steyler Missionspatres auf dem „Hof“ zu St. Wendel sind heute noch die zerstochnen und zerhackten Oberkleider zweier durch die Boxer gemeuchelten Missionare zu sehen. Die Westmächte Europas warfen durch ein Expeditionskorps unter dem Oberbefehl eines deutschen Feldmarschalls, des Grafen Waldersee, sowie durch ein verbündetes Geschwader von Flußkanonenbooten den Aufstand nieder. Besonders hart waren die Kämpfe um die Takuforts und die Stadt Tientsin, wobei das deutsche Kanonenboot „Itlis“ sich besondere Lorbeeren errang.

„Hännes“, warf der pffiffige Schummerjokob gelassen in das erregte Gespräch am Kartentisch ein, „Hännes, eich sah'n d'r et nomol: China es weit on groß, mir könne dort net vill mache.“ Dabei zog er die Schultern hoch und machte ein nachdenkliches Gesicht. Hännes startete seinen Nachbar mit stahlharten Augen fast in Grund und Boden hinein und stotterte dann, was immer ein Zeichen von großer Erregung bei ihm war, mit brüchiger Stimme hervor: „En — dä Bicher — bischt dau gescheit, awer — vom Milidär — verstescht dä — neischt, garneischt! Eich sah'n d'r: Än änzig Armeekorps — wird — met däne Räuwerbande fertig. Awer — wenn m'r lauter — so Scheißkerle hann — wie dau — on die annere im Dorf, dat sich kän Minsch — freiwillig meld't, dann nadehrlich — könne die Boxer — all Missionär on Frehme dodschlahn!“

Die Erregung des Vedder Hännes brachte den Schummerjokob nicht in Wallung. „Hännes“, sagte er gelassen, „dau bischt Präsident vom Kriegerverein; eich bin net blamiert, wenn sich kärer aus em Dorf no China meld't, eich kann meich jo garnet melle, eich bin jo kän Gediener.“ Und wiederum ein Schulterzucken und ein ganz leises ironisches Lächeln. Der Matzenpitt, der auch nicht Soldat gewesen war, streckte den langen Zeigefinger über den Tisch: „Dä Jokob hat recht! Fürwatt han m'r die gediente Leut? Doch net nur für an Kaisers Geburtstag ze danze. On dann, Hännes“, er machte eine bedeutungsvolle Pause, „dau bischt non emol dä Präsident.“ Die letzten Worte hatte er mit besonderer Betonung gesprochen. Jokob nickte ihm beifällig zu.

Der Heckenhännes ließ die Arme mit einem Schlag vom Stuhl heruntersinken, saß starr und verhagelt, als ob er in Ewigkeit nicht wieder aufstehen wollte. Drückende Stille lastete im Raum und füllte

die Stube bis zur tabakbraunen Decke, daß man die Fliegen um die große Hängelampe kreisen hörte. Dann aber sprangen Zorn und Entschlußkraft des Alten in jäher Kurve auf. Mit energischem Ruck packte er beiderhand die dicke Kante der Tischplatte, in Wangen und Stirn drängte sich das Blut, und die Haare des stolzen Barbarosabartes spreizten sich. „Tuwacke!“ donnerte der Zorn des ehrgekränkten Mannes in die Stube hinein, „Tuwacke! Feiglinge! Ihr — on die all hie em Dorf!“

Vedder Hännens war aufgesprungen, hielt den Tischrand umkrampft, stand breit und fest wie ein alter Schirmbaum am Waldrande. Dann schnitten ein paar abgehackte Worte wie eine schartige Klinge durch die Stille: „So, iwer sechzig Johr — bin eich alt, zwei Feldzieg — han eich metgemacht, on itze — machen eich — dä drette met. Wenn käner geht — dann melle — eich mich!“ Hart und scharf klang das wie Hammerschläge auf Nietköpfe.

Ein paar Groschen, der Anteil an den zwei Schoppen Trester, flogen auf den Tisch; ein schwarzer, verbeulter Filzhut zuckte erschrocken, als eine vor Erregung zitternde Pranke ihn auf einen flammenden Hitzkopf stülpte; die Stubentür schnappte hastig ins Schloß, und dann stampften feste Schritte vom Hause fort.

Die Kartenbrüder sahen sich verdutzt an, bis der Wirt das erste Wort fand: „Schummerjokob, do hascht dau ebbes gemacht“, sagte er mit vergnügtem Lächeln, „dä Hännens bringt kân Minsch meh von sei'm Vorhawe ab.“ Einige der Zeugen des Vorganges am anderen Tisch lachten belustigt auf, dem Jakob aber war dieser Ausgang der Sonntagsunterhaltung doch nicht angenehm. Er schob die Bergmannsmütze langsam zurück, strich sich durch das etwas borstige graue Haar und sagte dann mehr zu sich selbst als zu den andern: „Wer kann for ä Narr.“

Am andern Morgen ließ sich Vedder Hännens von seiner Frau, einer stillen, rechtschaffenen Person, die Sonntagskleider zurechtlegen, er wolle nach St. Wendel gehen. Nun muß man wissen, daß es damals ein kleines Ereignis in der Familie war, wenn einer aus dem Hause nach der fast zwei Stunden entfernten Kreisstadt ging. Auf die Frage der Schnur (Schwiegertochter), was er dort zu tun habe, antwortete er brummig: „Et kümmert käne.“

Kurz nach zehn Uhr stand Vedder Hännens in straffer militärischer Haltung vor dem Bezirkskommandanten, einem alten Oberstleutnant, hatte seinen Militärpaß, in dem neben zahlreichen Gefechten auch eine ganze Anzahl von Orden und Ehrenzeichen eingetragen waren, in der Hand und brachte als ehemaliger Unteroffizier seine Meldung zur Teilnahme an der Chinaexpedition vor. Der Oberstleutnant glaubte anfänglich, sich verhört zu haben, fragte den Alten dann nochmals und nahm im stillen an, ein paar „Knuppen“ beim Siebmichels Nicola (Wirtschaft Schmitt) in Alsfassen, dem bei den Oberthalern beliebten, witzigen Gastwirt, hätten das nationale Empfinden des strammen

Kriegervereinspräsidenten etwas übersteigert, mußte sich aber dann durch die entschlossene und fast feierliche Haltung des Mannes von der Wohlüberlegtheit und dem harten Ernst der Meldung überzeugen. Er nahm also die Meldung zu Protokoll und entließ den Heckenhännens mit festem Händedruck, anerkennenden Worten und einer tiefen inneren Verbeugung vor der Opferbereitschaft und dem stolzen Ehrbegriff eines schlichten Bergmannspensionärs. Der Chinafreiwillige aber ging hochgemut nach Hause und dankte im Innern seinen Kartenbrüdern, daß sie ihn durch ihre Sticheleien ungewollt auf den Weg seiner vermeintlichen Pflicht gewiesen hatten. Selbstverständlich nahm Vedder Hännens nun das Recht für sich in Anspruch, bei Siebmichels Nicola einzukehren.

Währenddessen hatte sich im Dorfe die Mär von dem sonntäglichen Vorfall am Kartentisch und dem Gange des Alten zum Bezirkskommando wie ein Lauffeuer verbreitet, und als der Heckenhännens am frühen Nachmittag in seiner gewohnten straffen Haltung ins Dorf heimkehrte, wurden ihm aus Fensterlädchen und Scheunepförtchen ebensoviel bewundernde Blicke nachgesandt wie auch Kopfschütteln und schelmisches Augenzwinkern. Vier Buben staunten den zukünftigen Chinakämpfer, von dem sie glaubten, daß er gleich so ein halbes Dutzend Boxer auf einen Streich zusammenschlagen werde, an wie einen Helden aus der alten Sage und jenen stolzen Dorfburschen, der bei der letzten Ziehung das Prädikat „tauglich zu allen Waffengattungen“ erhalten hatte. In den Dorfwirtschaften wurde der Fall eifrig und mit viel Stolz auf den Vedder Hännens besprochen, und man meinte, so etwas gehöre zum Ruhm des ganzen Ortes unbedingt in die Zeitung. Und wirklich war die Sache ein paar Tage später in der St. Wendeler Zeitung zu lesen.

Als Vedder Hännens nun seinen Namen und seine doch so bitter ernst gemeinte Meldung nach China in der Zeitung las, rührte ihn fast der Schlag. Also, seinen aus echtem Patriotismus, aus dem Willen zur Pflichterfüllung und der großen Ehrfurcht vor dem Opferleben eines Missionars unternommenen Schritt setzte die Zeitung vieltausend Leuten vor zur Befriedigung ihrer Neugier und Sensationslust, genau so wie obendrüber die Diebstahlsmeldung aus einem Nachbarort und darunter die Mitteilung einer Drillingsgeburt. Von seinem verschlossenen Herzen, das sich der Enthüllung schämte, war nun der Schleier gerissen und seine heiligen Empfindungen auf die Schaubühne gezerrt worden! Das tat ihm weh und ärgerte ihn. Und dann am Schlusse der Zeitungsnotiz die Wendung, die ihn tief verletzte: „... doch das vorgerückte Alter des tatbereiten Patrioten geht leider über die Altersgrenze für freiwillige Meldungen hinaus.“ Klang das nicht wie leiser, hämisch blinzelnder Spott? Mußte seine Meldung nun nicht so aufgefaßt werden, als habe er sich auffällig machen wollen wie ein Kirmesgaukler, der die Leute zu sich heranschreit? Er hatte also aus sicherer Deckung heraus einen lauten Schuß getan. Das war

zwischen den Zeilen zu lesen. Also er, der Heckenhannes, wäre ein Bluffer, ein Schaumschläger?

Da sprang er auf, wild und ungestüm, hastete, nein raste in der Stube auf und ab. Seiner Frau, die auf das hastige Schreiten und Fluchen hin herzukam, hielt er die Zeitung vor die Nase und rief nur: „Do, les mol! Die Lumpen! Die Spitzbuwe!“ In seiner Seelennot starrte er die beiden einzigen Bilder an, die an der Stubenwand zu beiden Seiten des Kurzifixes hingen, das Bild des Kaisers und das des Papstes Leo XIII., schaute sie an, als sollten sie ihm seine echten Empfindungen bezeugen.

Zwei Tage hindurch war mit dem Alten nichts anzufangen. Mürisch wie eine Heidekiefer im Herbstregen stand er in der Familie. Frau, Schwiegertochter und Enkel bangten vor ihm. Das Schlimmste war, daß er seinen Groll nicht auf eine Person oder einen Personenkreis ergoß, nein, er haßte die Zeitung, das Papier, die Buchstaben von der ersten bis zur letzten Seite. „Eich könnt schießen vor Wut“, preßte er zwischen den Zähnen hervor, als seine Frau ihn beschwichtigen wollte.

Nach drei Tagen ließ sich Vedder Hannes wieder seinen Sonntagsanzug herauslegen und war um elf Uhr beim Bürgermeister, der als Reserveoffizier auch Vorsitzender des Kreis-Kriegerverbandes war. Der Bürgermeister kannte die charakterliche Art des Hannes genau, brachte aber kein Verstehen auf für die Beschwerde des gekränkten Patrioten über die „Niedertracht“ der Zeitung und meinte sogar, er könne doch stolz darauf sein, jetzt überall mit großem Respekt genannt zu werden.

Wo sollte er sein Recht und Wiedergutmachung suchen? Der junge kommissarische Landrat war wohl von ausgesuchter Höflichkeit gegen ihn, bemühte sich auch, für die tiefe Erregung des Mannes Verständnis zu finden, nahm aber, als alle Beschwichtigungsversuche an der starren Haltung des Heckenhannes abprallten, so leise an, die Hartnäckigkeit des Alters beginne sich bei dem Beschwerdeführer auszuwirken. So ging Vedder Hannes etwas gedrückt nach Hause. Sein Groll hatte sich nicht gemindert, und es hätte nicht viel gefehlt, ihn in die Wege eines Michael Kohlhaas der berühmten Kleist'schen Novelle zu führen und sein Recht auf eigene Faust zu suchen. Jedenfalls kämpfte er nur mit Mühe gegen den Gedanken, auf die Redaktion der St. Wendeler Zeitung zu gehen und dem Schriftleiter „die Knochen kaputt zu schlagen“. Doch es blieb bei einem grausigen Fluch, den er beim Vorbeigehen gegen das Gebäude der Zeitung schleuderte.

Viel wurde über die Affäre in Oberthal gelacht und manch Osenbacher fragte den Chinafreiwilligen mit harmloser Miene, aber unter innerlichem Feixen: „Wie es et, Vedder Hannes, han Ihr dä Gestellungsbefehl emmer noch net?“ Wenn er dann knurrte: „Hall et Maul“, so hieß es, und es war so etwa wie ein Trost gemeint: „No jo,

Ihr han awer wenigstens ämol en d'r Zeitung gestann, on dat es aach ebbes wert.“

Seinem Groll gegen die Zeitung ist der Heckenhannes zeitlebens treu geblieben. Trotzdem konnte er es nicht verhindern, daß bei seinem Tode — er wurde fast 90 Jahre alt — ein kurzer Lebensabriß über ihn, diesen in manchen Dingen so absonderlichen, aber derb-biedereren und grundehrlichen Mann, in die „lumpige Zeitung“ kam. Mancher meinte zwar scherzhaft dazu: „Wenn der Vedder Hannes das geahnt hätte, so wäre er noch nicht gestorben.“ Unser Herrgott droben, dessen klares Auge hinabreicht bis auf den letzten Grund jedes Herzens, hat dem gekränkten Patrioten seinen unversöhnlichen Groll gegen das gute christliche Blatt gewiß gerne verziehen.

Vetter Fritz

VON ANTONIUS JOST, NONNWEILER

„Am 7. Januar 1879 verstarb in Nonnweiler in seiner Wohnung der Veteran Friedrich Hohnecker, 92 Jahre alt, geboren in Templin, Ehemann der verstorbenen Anna Diné, Sohn der verstorbenen Eheleute Johann Hohnecker und Anna Maria Schoene.“

Soweit in knappen Worten das amtliche Sterberegister. Daß mit diesem hochbetagten Bürger der Gemeinde ein Original des Dorfes dahingegangen war, meldet keine Chronik. Doch die mündliche Überlieferung, vor allem unter der älteren Dorfgeneration, hat den Toten unter dem Namen „Vetter Fritz“ weiterleben lassen. Sein Leben und Wirken verdient den heutigen Dorfbewohnern ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden.

Die Kriegsstürme von 1813/14 waren verbraust, als der junge Friedrich Hohnecker, der ehemalige königlich-preussische und napoleonische Soldat aus dem großen Feldzug nach Rußland, nach den Schlachten von Leipzig und Waterloo seinen Abschied nahm und als Treibholz dieser bewegten Zeit in dem stillen Hochwalddorf ans Land geschwemmt wurde. Hier und in der näheren Umgebung des Ortes blühte damals noch eine heute fast vergessene Eisenindustrie, die sich auf die mageren Erzvorkommen des oberen Primstales und die Holzkohle ihrer ausgedehnten Wälder stützte. Daneben florierte eine beachtliche Heimindustrie, die Schuhnägel und Holzgerätschaften aller Art herstellte. Ob es diese Umstände oder reiner Zufall waren, die unseren Schlachtenbummler hier an Land gehen ließen, bleibt ungeklärt. Jedenfalls ist es dem jungen Hohnecker damals nicht allzu schwer gefallen, die Muskete mit dem Schnitzmesser des Pfeifenmachers zu vertauschen. Bei diesem Versuch, ein bürgerliches Leben

zu beginnen, wird es dem ehemaligen Kriegsmanne auch nicht an Schwierigkeiten gefehlt haben. Seine noblen Umgangsformen, sein flottes Auftreten und sein bewußt angewandtes Hochdeutsch, sein Humor und seine Redekunst kamen ihm hierbei sehr zu statten. Trotzdem wird er auch schwer gegen den Argwohn der einheimischen Bevölkerung zu kämpfen gehabt haben. Die Glorie des Soldaten großer Schlachten, sein Auftreten und all das Fremde, das ihm anhaftete, mögen ihm die Herzen der Dorfschönen im Sturm geöffnet haben. Dagegen versperrten ihm seine Mittellosigkeit und sein abgeschabter Soldatenrock die Türen der alteingesessenen Familien, wo er eine Braut hätte werben können. Beruflich hatte er mehr Erfolg. Bald war er in die Zunft der Pfeifenmacher aufgenommen. In seiner nie verlegenen Art des erprobten Soldaten und weitgereisten Mannes erkor er sich eine Frau im Nachbarort.

Die kleine Mitgift reichte zu einem Häuschen, das heute noch steht und zu den romantischsten des jetzigen Dorfbildes gehört. Unser tapferer Krieger füllte es nach und nach mit einer zahlreichen aber kerngesunden Nachkommenschaft. Die Einkünfte seines Handwerkes waren bescheiden und der tatkräftige Familienvater wird seine liebe Not gehabt haben, bis all die vielen Vögelein flügte und ausgeflogen waren.

Über all diesen Schwierigkeiten und Sorgen bewahrte Vetter Fritz seinen Humor. Damals waren die Menschen noch nicht so gehetzt wie heute. Man hatte mehr Zeit und das Leben floß langsamer und gemächlicher. Der Rundfunk war noch nicht erfunden und Zeitungen fanden ihren Weg noch nicht in unsere stillen Täler. So war damals ein guter Erzähler, besonders an den langen Winterabenden, ein gesuchter Mann. Um einen solchen Erzähler scharte sich nicht nur die Jugend, sondern auch die Alten. Und hier leistete Vetter Fritz Großes. Seine Geschichten stellten alles in den Schatten, was bisher in den Dorfschenken und Maistuben seit Menschengedenken geboten worden war. Sie dauerten Abende lang. Ja zuweilen soll der erste Hahenschrei dem Erzähler, nicht aber seiner Geschichte, ein Ende gesetzt haben. Wer hätte es auch dem Vetter Fritz gleich tun sollen? Seine „feine“ Sprache, die blühende Phantasie, die aus einem abenteuerlichen Leben schöpfte, das den Erzähler durch aller Herren Länder geführt hatte, der überall eingestreute Humor und nicht zuletzt die selbstgemachten Verse, die geschickt in die Schilderungen eingeflochten waren, bezauberten die Zuhörer. Der Nimbus des alten Kriegsveteranen verstärkte die Wirkung. So war Vetter Fritz ein Menschenalter lang der vielbewunderte Meistererzähler des Dorfes und wohl auch der näheren Umgebung. Entsprangen auch viele seiner Schilderungen der Phantasie, so wurden sie doch allgemein geglaubt. Wagte es aber jemand, an der Wahrheit seiner Geschichte zu zweifeln, so verlief Vetter Fritz in die hohe Sprache der Dichter. „Ich war in Warschau und in Wien, in Potsdam und Berlin, in Rußland und in Polen, der

Teufel soll mich holen, wenn es nicht wahr ist“, sprach's, stand auf und verließ zürnend seine verblüfften Zuhörer.

Trotz seiner allgemeinen Beliebtheit, die er sich nach und nach erworben hatte, war er nicht auf Rosen gebettet. Die ganze Gegend des oberen Primstales erlebte gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Art Wirtschaftskrise. An der Saar gelangte der Steinkohlenbergbau zu immer größerer Blüte und gleichzeitig entfaltete sich dort die Eisenindustrie. Die Schmelzhütten und Eisenhämmer unserer Gegend waren dieser Konkurrenz nicht gewachsen und schlossen ihre Betriebe. Die Anlagen zerfielen. Heute zeigen nur noch Mauerreste und überwucherte Schlackenhalde ihre Lagen an. Auch die Schmiedefeuer der Nagler erloschen nach und nach, wenn sich auch einzelne in das neue Jahrhundert hinüberretteten. Die Kohlenmeiler in den Wäldern rauchten nicht mehr. In den wasserdurchrauchten Waldtälern breitete sich eine große Stille aus. Nur die ewigen Gebirgswasser und die hohen Wälder rauschten ihren alten Sang weiter. Auch für die Pfeifenmacher hatte die Stunde geschlagen. Auf den Märkten an der Mosel, Saar und Nahe wurden ihre Erzeugnisse ebenso wie die der Nagler von billiger Industrieware verdrängt. So legte ein Meister dieser ehrwürdigen Zunft nach dem anderen das Schnitzmesser oder den Schmiedehammer aus der Hand und schloß sich einzeln oder mit der ganzen Familie den Auswandererzügen der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an, um nach langer, entbehrungsreicher Reise jenseits des großen Teiches eine neue Heimat zu finden. Erst gegen Ende des Jahrhunderts, als die Eisenbahnen ihre blanken Schienenstränge auch in die Täler des Hochwaldes hineinschoben, flaute die Auswandererwelle ab. Der Bevölkerungsüberschuß fand lohnende Beschäftigung in der mächtig aufblühenden Kohlen- und Eisenindustrie des Saarbeckens.

Von diesen Vorgängen ließ sich Vetter Fritz kaum beeinflussen. Auch sein Schnitzmesser ruhte längst. Er war alt geworden und stand rüstig wie ein Vierziger an der Schwelle des Greisenalters. Vielleicht hielten ihn seine hohen Jahre vom Auswandern ab. Seine Frau hatte das Zeitliche lange vor ihm gesegnet. Die Kinder standen auf eigenen Füßen. Die Sippe, deren Ahnherrenwürde er mit Stolz trug, hatte sich über die ganze Gegend verbreitet. Vielleicht ist ihm das Auswandern auch als Verrat an seiner starken Sippe vorgekommen. Er blieb und zog ein Leben der Armut dem Auswandern vor. Allein lebte er in seinem Häuschen und führte sich auch den Haushalt selbst. An Stelle des Schnitzmessers hatte man ihm die Hirtenschaufel in die Hand gedrückt. Der nutzbare Ackerboden des Gemeindebannes war durch Rodungen und das Wiesengelände durch eine hervorragende Talbewässerung, deren Überreste heute noch im Bachbett der Prims zu erkennen sind, erheblich vergrößert und ertragreicher gestaltet worden. Der Viehbestand vergrößerte sich. Dem ehemaligen Pfeifenmacher und Kriegsveteranen Hohnecker übertrug man das Amt eines Gemeindegirten. Jahrzehntlang versah der immer rüstige Vetter Fritz

noch dieses Amt mit Würde und Verstand. Hoch überm Dorf, auf der gemeindeeigenen Hochfläche des Haarscheids weidete er die ihm anvertrauten Tiere wie Kühe, Schafe und Schweine. Ein Tränkplatz unter einer alten Wettreiche und eine Schutzhütte wurden von ihm angelegt. Eiche und Hütte stehen nicht mehr. Wohl aber die Tränke. Heute noch heißt die Stelle der „Tränkebaum“. Von hier aus bot sich unserem Gemeindegirten ein herrlicher Rundblick über Höhen und Täler. Vom ersten Frühlingstag bis spät in den Herbst lebte er hier sein Leben unter seinen Tieren in einem unberührten Naturgarten, umgeben von Vogelstimmen, dem Murmeln der Bäche im Tal, dem Rauschen der Wälder und dem Dufte der Kräuter. Der reine Hauch des Höhenwindes spielte verträumt mit seinem langen Barte. Das waren die Stunden des Träumens und des Höhenfluges seiner Phantasie. Die Bilder, die ihn hier umgaukelten, erstanden zu Wirklichkeit in den Erzählstunden der Winterabende. Mehr denn je standen die Lauscher in ihrem Banne. Hier fand dann der eisgraue Gemeindegirt eine Entschädigung für die Einsamkeit seiner alten Tage. Wenn der Beifall seiner Zuhörer seinen Fähigkeiten und Verdiensten die rechte Anerkennung zollte, mag er in seiner alten Soldatenseele sein bescheidenes, stilles Hirtenleben als eine Art Schmach empfunden haben. Davon zeugt sein Ausspruch: „Ich habe Kaiser und König gedient und den Nonnweiler Bauern die Schweine gehüt't.“

Sein Leben in der Natur machte aus ihm einen erfahrenen Kräutersammler. Die Heilkraft eines Krautes empfahl er erst dann, wenn er die Wirkung an sich selbst erprobt hatte. Dabei glaubte er felsenfest an eine Stimme, die ihm auf seinem einsamen Weideplatz vor irgendwoher die Heilkraft einzelner Kräuter zurief. Sein Kräutersammeln mag ihm auch einen kleinen Nebenverdienst eingebracht haben. Seine eigene Rüstigkeit und sein biblisches Alter waren für seine Empfehlungen die beste Reklame. Er behauptete unter anderem, daß ihm eines Tages, als er sich sehr krank fühlte und sein letztes Stündchen gekommen glaubte, eine ferne Stimme zugerufen habe:

„Fritze! Fritze! Trink Biewerklee und Biewernell,
dann kommt der Tod auch nicht so schnell!“

Auch der Spott ist an seiner ehrwürdigen Gestalt nicht vorbeigegangen. Hämische Zungen behaupteten, Vetter Fritz habe nicht lesen noch schreiben gekonnt und habe Katzen und Hunde geräuchert und verzehrt. Ersteres ist amtlich nachweisbar. Bei letzterem aber mag es sich um Hasen oder sonstiges kleines Wild gehandelt haben. Wälder und Bäche böten dem Einsamen ja derartige Gaben genug. Wer möchte es ihm verübeln? Hüpfen die Häslein damals doch noch zahlreicher und munterer als heute in unseren Gefilden und in den Bächen schnelten mehr und schönere Forellen höher als heute nach den tanzenden Mücken. War derartiges Gétier damals doch noch nicht gerade so schwer mit den Paragrphen aus Jagd-, Fischerei- und Wildschadengesetzen belastet wie heute.

Als nun trotz Biewerklee und Biewernell der Tod auch den 92jährigen Hirten von seiner Herde abberief, als seine letzte Geschichte erzählt und die bunte Lampe seiner Phantasie erloschen war, trauerten um ihn eine stattliche Schar von Kindern, Enkeln und Urenkeln und ein ganzes Dorf, das seinen ältesten Bürger, den ungeschlagenen Meister der Erzählkunst, verloren hatte. Seine Geschichten lebten noch lange in den Maistuben weiter. Seine Phantasie und kein noch so gutes Gedächtnis reichten aus, sie der Nachwelt lange zu erhalten. Viele seiner Verse leben aber heute noch unter den alten Leuten des Ortes als eine Art geflügelter Worte bis auf den heutigen Tag.

Zur Geschichte des Dorfes Mainzweiler

VON BERTHOLD WELTER

Die auf dem Mainzweiler Bann gefundenen Streitäxte¹ deuten auf eine bis in die Steinzeit zurückreichende Besiedlung dieser Gegend. Leider blieben keinerlei Steinbeile erhalten, denn es gelang dem geschichtlich sehr interessierten Dechanten Hansen von Ottweiler nicht, in ihren Besitz zu kommen, weil die abergläubischen Bewohner in den Steinwerkzeugen heilkräftige, wunderwirkende Donnerkeile erblickten und sie deshalb zum Bestreichen der kranken, geschwollenen Euter der Kühe benutzten.

An die Herrschaft der Kelten in unserer Heimat, die vom Stamme der Mediomatriker mit der Hauptstadt Divodurum, dem heutigen Metz, bewohnt war, erinnert die über den Faulenberg nach Trier führende Rainstraße mit ihren zahlreichen Hünengräbern.

Deutlicher und zahlreicher sind die Überreste von den Nachfolgern der Kelten, den Römern. Nachdem um 50 v. Chr. der Stamm der Mediomatriker von Cäsar unterworfen war, gehörte unser Gebiet mit der Hauptstadt Trier zur ersten belgischen Provinz. Die vielen Reste der römischen Guts- oder Meierhöfe deuten auf eine starke Besiedlung des oberen Bliesgebietes. Durch die Grabungen am Stennweiler Wald im Jahre 1863, wobei eine römische Gemarkung entdeckt und teilweise freigelegt wurde, erfahren wir die Größe der einzelnen Grundstücke, die gleich war und rund 17 a betrug². Einen römischen Grenzstein hat in den 90er Jahren der Ackerer Nikolaus Dörrenbäcker auf seinem in der Nähe des Stennweiler Waldes gelegenen Grundstück gefunden. Die Steinplatten, mit denen der Hof des genannten Ackerers gepflastert war, sowie die würfelförmig gehauenen, als Pumpenstock dienenden Steine (Kantenlänge 40—50 cm) hatte er an dem nach dem katholischen Friedhof führenden Weg herausgegraben, wo nach der Sage der „Alten“ ein Gefängnis gestanden haben soll. Ebenso weiß

die Sage von einer Stadt Langenbach zu berichten. Dieselbe soll in der Legbach begonnen und sich über den Lockenberg nach Welschbach zu erstreckt haben. In der Tat stieß man beim Pflügen auf dem Welschbacher Bann öfters auf Mauerreste, und bis in die fünfziger Jahre erkannte man dort die Trümmer einer Kirche. Auf dem Mainzweiler Bann wurden in der „Äscheawann“ römische Fundamente entdeckt. Hier soll nach Dechant Hansen ein Eisenschmelzofen gestanden haben, und zwar sollten die Eisenerze aus den Heidengruben bei Landsweiler stammen³. Tonscherben, die am gleichen Ort gefunden wurden, sprechen für die Annahme einer römischen Niederlassung. Im Jahre 1897 fand der Ackerer Johann Schöneberger im gleichen Flurteil einen gut erhaltenen Kopf aus Stein. Dechant Hansen war im Besitze einer 15 cm hohen Bronzestatue des Kriegsgottes Mars, die ebenfalls an der genannten Stelle aufgefunden worden war. „Mars ist als unbärtiger Jüngling in energischer Bewegung begriffen aufgefaßt. Der Körper ruht auf dem linken Fuße, während der rechte zum Fortschreiten bereit die vordere Zehe aufsetzt“⁴. In der Nähe wurden einige römische Silbermünzen von der Julia Masea gefunden⁵.

Die Herrschaft der Römer wurde durch den gemeinsamen Angriff der Alemannen und Franken beendet. Doch die Herrschaft der Alemannen war nur von kurzer Dauer, da diese schließlich den Franken endgültig unterlagen. Nachdem das Land in Gaue eingeteilt war, gehörte unser Gebiet zum Bliesgau, der 870 durch den Vertrag von Mersen zum Deutschen Reich kam. Als sich im 10. Jahrhundert die Gauverfassung auflöste, fiel das Gebiet des Bliesgaus durch kaiserliche Schenkung zum größten Teil an den Bischof von Metz. Nach dieser Zeit entstanden die Grafschaften, die unter der Lehnsherrschaft der Bischöfe von Metz standen. Mainzweiler kam zur Grafschaft Ottweiler-Saarbrücken. Im Jahre 1815 kam Mainzweiler nicht mit Ottweiler-Saarbrücken zu Preußen, sondern gehörte seit dieser Zeit mit St. Wendel als „Fürstentum Lichtenberg“ zu Sachsen-Coburg.

Woher der Name Mainzweiler kommt, ist mit Bestimmtheit nicht zu beantworten. Pöhlmann führt ihn auf den Personennamen Manzo zurück⁶. Nikolaus Stenger vermutet in der Silbe Mainz den Stamm des Wortes mansiones⁷. Mansiones wurden die großartig zum Übernachten der Reisenden und zur Neuausrüstung der Truppen eingerichteten Posthaltereien genannt, die sich in Abständen von einem Tagesmarsch in den Ortschaften befanden. Obwohl Mainzweiler an der großen Verkehrs- und Heerstraße, der Römerstraße, liegt, hat Stenger diese Namendeutung doch nur mit Vorsicht aufgenommen, weil die nächste mansiones in Tholey, also nur 8 km entfernt lag. Bei Mainzweiler, im Stennweiler Wald, konnte sich nur eine mutationes befinden, eine Posthaltereie, in der nur die Pferde gewechselt wurden.

Zum ersten Male tritt der Name des Dorfes in einer Urkunde im Jahre 1429 als Mentzwiller auf⁸. 1456—1490 war Johann von Schauenberg von dem verschuldeten Fürsten von Nassau-Saarbrücken für geleistete Dienste mit Mainzweiler belehnt⁹. 1510 wird ein Bürger



Mainzweiler

in St. Johann als Niklas Mainzweiler genannt¹⁰. Bei der Türken-schatzung sollte der St. Johanner Bürger, Meintzwillers peter, 2 1/2 fl. zahlen¹¹. Die Türkenschatzung war eine vom Reichstag zu Speyer 1542 erlassene, allgemeine Kriegssteuer, nach dem Vermögen des einzelnen festgesetzt. Sie diente zur Ausrüstung eines neuen Kreuzheeres, um die Türken aus Ungarn zu vertreiben. Von 100 Gulden Vermögen mußte jeder 1/2 Gulden abgeben. Wer weniger als 100 Gulden besaß, gab von je 20 Gulden 6 Kreuzer. 50 Gulden an Zinsen oder Einkommen zählten als 1000 Gulden Vermögen. Knechte und Mägde mußten von jedem Gulden einen Kreuzer zahlen, wenn sie weniger als 15 Gulden Lohn hatten¹². Aus diesen Angaben läßt sich das Vermögen der in Mainzweiler wohnenden Bürger errechnen, wenn man folgende Steuerliste hinzuzieht:

Romel hensel	1 fl.
Jakob Romel	7 1/2 btz.
Sin knecht	3 kr.
der ander knecht	1 kr.
Johann	7 1/2 btz.
Eynn knecht	3 kr.
der ander knecht	1 kr.
Weber hannes	2 btz.
also 4 Familien)	2 fl. 4 btz. Steuer
4 Gesinde)	

Nach einem Verzeichnis der in der Grafschaft Ottweiler vorhandenen „Underthanen so Pferde halten“ aus dem Jahre 1575 gehörte Mainzweiler auf der rechten Seite des Baches mit folgenden Unterthanen zur Büttelei Neumünster:

1. Mathes Peter	5 Pferde
2. Stoffels Velten	5 Pferde
3. Breden Erenß	5 Pferde

Mainzweiler links des Baches gehörte mit 6 Untertanen und 24 Pferden zur Büttelei Remmesweiler:

1. Romel Jacob	5 Pferde
2. Romel Georg	5 Pferde
3. Blefuns	2 Pferde
4. Johannes Volz	5 Pferde
5. Breden Diobaldt	4 Pferde
6. Hauptert schumach	3 Pferde

Als im Jahre 1574 der letzte katholische Graf Johann IV. starb, führte sein Nachfolger, Graf Albrecht von Ottweiler, die Reformation ein. Mainzweiler kam zur Pfarrei Neumünster. Nach Abtretung des Fürstentums Lichtenberg kam Mainzweiler 1821 zur evang. Pfarrei Niederlinxweiler, 1836 wieder zu Ottweiler¹³.

Die alten Kirchenbücher führen auf über Mainzweiler:

1618	1 getauft
1620	1 getauft
1621	1 beerdigt
1622	1 getauft und 1 beerdigt.

Von 1623 bis 1641 erfolgen keinerlei Eintragungen, und in den ersten Jahren nach dem Dreißigjährigen Krieg fehlen die Eintragungen von Mainzweiler weiter.

Nach Schlechtendal wohnten 1634 in Mainzweiler 3 Diener, 7 Unbefreite, 1 Witwe und 1 Hirt in 13 Häusern, von denen eines leer stand:

Häuserverzeichnis der Herrschaft Ottweiler von 1634
Mayntzweyler

Pfarrhäuser: 0

Diener-Behausung so ihr eigen durch sie selbst bewohnt und wegen ihrer tragenden Diensten beyfreyet worden

1. Nickel Meyers behausung	Meyer
2. Thomen Theobalds behausung	Büttel
3. Hans Försters behausung	Förster

Mühlen: 0

Baue der Herrschaft gehörig: 0

Ohnbefreyete Behausungen noch bewohnten eigen zu ständig und von ihnen selbst bewohnt werden

1. Jakob Schmidts	} behausungen
2. Meyers Hansen	
3. Gromets Hansen	
4. Peter reißen	
5. Johann Georgen	
6. Georg Kösen	
7. Hanß wagners	

Ohnbefreyete entlehnte Häuser: 0

Wittwen eigene Häuser:

1. Mathesen Hansen Hinterlassener Wittiben behausung wird von ihr bewohnt.

Ledige Häuser so Zu vor bewohnt gewesen

1. Hansen Mathesen Hinterlassene dreyen Kinder Haus.

Hirthen Häuser der Gemeynde gehörig

1. wird eins bewohnt.

In einer Tabelle von 1650¹⁴ ist Mainzweiler nicht erwähnt, woraus, wie auch aus den Kirchenbüchern zu schließen ist, daß Mainzweiler im Dreißigjährigen Kriege ganz zerstört wurde.

Die ersten Eintragungen von Mainzweiler nach dem Dreißigjährigen Krieg erfolgen in den evangelischen Kirchenbüchern. 1662 ist eine Trauung und 1663 eine Geburt verzeichnet.

Neue Besiedler kamen aus weiter Ferne, Schmitt aus Prüm, Dörrenbächer und Zimmer aus Rittersdorf bei Bitburg, Jochem und Jenewein aus dem Lechtal¹⁵.

Da unser Gebiet ehemals zu Metz gehörte, kamen wir 1680 durch die Réunionskammern zu Frankreich. Auf französischen Befehl verfaßte die Gräfin von Nassau-Saarbrücken 1683 einen genauen Bericht, Dénombrement genannt, über die Grafschaft, worin sie Mainzweiler erwähnt, mit Schiffweiler und Stennweiler zur Meierei Hirzweiler gehörig¹⁶.

Aus den Jahren 1686 und 1701 sind folgende Einwohnerlisten von Mainzweiler erhalten geblieben:

1686

1. Joh. Holtz
2. Joh. Dorrnbach
3. Georg Zimmer
4. Hans Welter
5. Nik. Sahner

1701

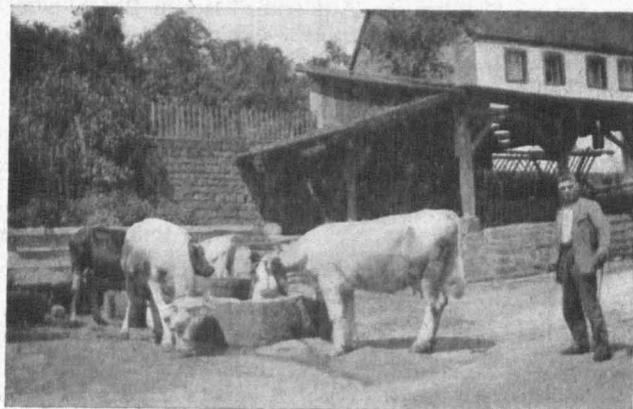
1. Konrad Volz
2. Christ. Bernhard Lind
3. Thiobaldt Volz
4. Georg Ziemer
5. Joh. Dörrenbach
6. Hans Bolander
7. Hans Nickl Jenewe
8. Nikl Lind, Schuhmacher
9. Peter der Kühhirt

1707 wohnten in Mainzweiler 10 Familien:

1. Aßmuß Williy
2. Christ Bernhard Lindt
3. Johannes Dörrenbacher
4. Theobaldt Voltz
5. Konradt Voltz
6. Hans Welter
7. Hans Nikel Sahner
8. Hans Hecht der Strohschneider (Strohdachdecker)
9. Gebhardt der Kuhhirt
10. Leonhardt der Schäffer

Das Dorf gehörte mit 32 Lutheranern und 36 Katholiken zur Meierei Welschbach¹⁷.

Zur damaligen Zeit waren die Bewohner alle Leibeigene des Grafen, deren Verordnungen den Untertanen wenig Rechte, aber um so größere Pflichten auferlegten. An erster Stelle der Abgaben stand der Zehnte. Noch vor etwa 35 Jahren stand die alte Zehntscheune im Dorf, die an diese Zeit erinnerte. Auch Hühner und Eier waren zum Zeichen der Hörigkeit abzugeben. Die Güter waren nicht Eigentum der Bauern, und bei Besitzwechsel, etwa beim Tode des Bauern, mußte der Erbe das Gut von dem Landesherrn neu erwerben, wobei das beste Stück Vieh als Preis galt. Die Teilbarkeit der Güter war nicht gestattet. Der älteste Sohn mußte den Hof übernehmen und die vorhandenen Geschwister mit Geld entschädigen. Infolge dieser Maßnahme waren



An der Viehfränke in Mainzweiler

die Güter mit schweren Schulden belastet. Neben den Abgaben hatte der Bauer für den Herrn mit seiner Hand und seinem Fuhrwerk zu arbeiten, so daß man Hand- und Spannfronen unterschied. Frondienste in beiderlei Form hatten die Mainzweiler Bauern bei den Feldwegebauten unter Aufsicht des Ortsvorstehers und des Polizeidieners bis vor etwa 4—5 Jahren zu leisten. Ein Überbleibsel der Naturalfrondienste bestand bis auf die letzten Jahre in Form der Glockenfrucht, die für das Läuten der Glocken erhoben wurde. Zu den Hand- und Spannfronen kamen die Waldfronen, für die aber der Graf Vergünstigungen gewährte. Sie hatten sich noch lange als sogenannte Waldberechtigungen erhalten. Den Bauern war gestattet, zur „Eckernzeit“ im Herbst die Schweine in den Wald zu treiben. Dies war die sogenannte Schmalzweide. Auch die Grasweide, Langhalm genannt, war für das Rindvieh freigegeben. Als Entgelt mußten die Bauern die Deme oder Dechtum oder Demet zahlen.

Unter dem zweitletzten Fürsten Wilhelm Heinrich (1741—1768) traten für die Bewohner von Mainzweiler bessere Zeiten ein. Er war auf das Beste bemüht, die Wohlfahrt des Landes zu fördern. Durch

Aufstellung aus dem Jahre 1741

Das Dorf Meynzweiler zum Oberamt Ottweiler gehörig

Dieses Dorf ist ganz allein nassauisch und seien die Untertanen teils der evangelischen, teils der katholischen Religion zugetan wie vorne im Introiten des näheren beschrieben.

Namen der sämtlichen Untertanen	Alter	Religion		Besitz an lieg. Gütern litig. Äcker, Gärten und Wiesen An Häusern	In Ansehung seines übrigen Zustandes und Vermögens			An Zugvieh		Pas- siv Schul- den
		ev.	kath.		wohl- habend	mittel- mäßig	schlecht	Pferd	Ochs.	
Heinr. Kropp als Gerichtschöffe	40	ev.		mittelm.					4	60
Michel Söhner als Heymeyer	46		k.	gut					4	110
Theobaldt Zimmer	51		k.	gut	zieml.				4	60
Hans Nickel Zimmer	56		k.	schlecht					2	10
Joh. Dörrenbächer	64		k.	schlecht					4	200
Joh. Nickel Dörrenbächer	61		k.	1 neu H. mittelm.					4	50
Joh. Foltz	46	ev.		gut	zieml.				4	30
Joh. Jak. Foltz	42	ev.		gut					4	120
Michel Foltz	58	ev.		gut					4	50
Nickel Lind	42	ev.		schlecht					4	100
Jakob Wälder	48		k.	gut					4	80
Andr. Wälder Wtb.	45		k.	mittelm.					4	50
Joh. Foltzens Wtb.	40	ev.		schlecht					2	20
Andr. Foltz	37	ev.		gut					4	50
Nik. Eichhorn	58	ev.		mittelm.					2	10
Jak. Becker	38		k.	schlecht						
Michel Jost	44		k.	schlecht						
Wilh. Dörrenbächer	50		k.	schlecht						
Nickel Söhner	50		k.	schlecht						
Stoffel Haß	66		k.	gut						
										2
										2

geeignete Verordnungen hob er den Ackerbau, ließ den Bann vermessen, die Güter abschätzen und danach die Steuern gerecht verteilen. Nach einer genauen Aufnahme der Bevölkerung und ihrer Vermögensverhältnisse aus dem Jahre 1741 hatte Mainzweiler 12 katholische und 8 evangelische Haushaltungen, davon 2 gute, 12 mittel-mäßige und 5 schlechte Güter mit 44 Pferden und 14 Ochs. Das Dorf hatte eine Schuld von 1072 Florin (siehe Aufstellung). Wilhelm Heinrich hob das Erstgeborenenrecht auf und gestattete eine Teilung des Landes unter alle Geschwister, um bei allen das Interesse an

Grund und Boden zu wecken. Er teilte das Land in Meiereien ein. Die Dörfer Landsweiler, Schiffweiler, Stennweiler, Welschbach, Hirzweiler und Mainzweiler bildeten eine Meierei. Dieselbe wurde nach dem Wohnsitz des jeweiligen Meiers benannt. Im Jahre 1767 führte sie die Bezeichnung Meierei Mainzweiler.

1793 brachen französische Revolutionstruppen in unsere Gegend ein, verkündeten Freiheit und Gleichheit, erlösten das Volk von ihrer Leibeigenschaft und setzten an deren Stelle die verschiedenen Geldabgaben. Die gleichen französischen Truppen, die den Bauern Freiheit und Gleichheit predigten, unternahmen Plünderungen, so daß die Bewohner in die Wälder flüchten mußten. Den General Moreau nannten sie „Kuhdieb“. Durch den Einzug der französischen Revolutionstruppen war die Herrschaft der Fürsten zu Saarbrücken besiegt. Das ganze linke Rheinufer kam an Frankreich. Erst nach dem zweiten Pariser Frieden kam es zu Preußen.

Am 24. Juni 1814 zogen 1000 Kosaken durch Mainzweiler. Durch ihre Grausamkeit reizten sie die Bewohner derart, daß diese sich zur Wehr setzten. Dabei wurde ein Kosake erschlagen und heimlich am Ausgang des Dorfes verscharrt. Die betreffende Flur heißt heute noch „der tote Krieger“.

Im Kriege gegen Dänemark 1864 machte ein Soldat von Mainzweiler im Regiment Kaiserin Augusta die Besetzung Jütlands mit. Am Kriege gegen Österreich 1866 nahmen 14 Bewohner teil. 1870 wurden 25 Einwohner einberufen. Von den 100 Mitkämpfern im ersten Weltkrieg kehrten 28 nicht mehr in die Heimat zurück. Im letzten Weltkrieg hat Mainzweiler 22 Gefallene und 15 Vermißte zu beklagen.

1 Zewe, Sitte und Brauch im Saargebiet, Anm. 24, S. 119.

2 Max Müller, Beiträge zur Urgeschichte des Westrichs, Verlag Ernst Müller, St. Wendel, 1896, S. 63.

3 Max Müller, a. a. O., S. 66.

4 Max Müller, ebenda, S. 82.

5 Max Müller, ebenda, eingeklebte Tabelle über Münzfunde zwischen S. 112 und 113.

6 Pöhlmann, Die älteste Geschichte des Bliesgaues, S. 112.

7 Persönliche Mitteilung.

8 Pöhlmann, a. a. O., S. 112.

9 A. Ruppertsberg, Geschichte der ehemaligen Grafschaft Saarbrücken. Selbstverlag des Kreises, II Aufl. I. Teil, S. 326.

10 A. Ruppertsberg, a. a. O., III. Teil, I. Band, S. 485.

11 A. Ruppertsberg, a. a. O., S. 462.

12 Zewe, Geschichte der Gemeinden Schiffweiler, Landsweiler, Stennweiler und Welschbach. Saarbrücker Druckerei u. Verlag A. G., Saarbrücken, 1930, S. 33.

13 Pfeifer, Bilder aus der Vergangenheit der Ev. Pfarrgemeinde und Synode Ottweiler, Selbstverlag, 1925.

14 E. v. Schlechtendal, Versuch einer statistischen Darstellung des Kreises Ottweiler, Neunkirchen, 1863.

15 J. Schütz, Aus der Geschichte der Saar- und Bliesgend, Wiebelskirchen, S. 204 ff.

16 Zewe, a. a. O., S. 39.

17 v. Schlechtendal, a. a. O.

Verwaltungsbericht

des Kreises St. Wendel

für 1957

von Landrat Dr. Schütz

Verwaltungsbericht des Kreises St. Wendel

für 1957

A. Bevölkerungsbewegung

Die Einwohnerzahl des Kreises stieg im Jahre 1957 um 940 auf 83 039; davon 40 306 männliche und 42 733 weibliche Personen. Die Registrierungen der Standesämter ergeben folgende allgemein interessierende Zahlen über die Veränderung des Personenstandes:

	Insgesamt	Davon		Je 1000 Einwohner
		männlich	weiblich	
Eheschließungen	710	—	—	8,55
Geburten, ehelich	1 763	882	881)*	21,67
Geburten, unehelich	36	17	19)*	
Sterbefälle	809	481	328	9,75
Zugezogene	2 823	1 479	1 344	34,01
Weggezogene	2 873	1 510	1 363	34,61

Die Sterbefälle nach Altersklassen:

unter 1 Jahr	82	über 10 bis 15 J.	3	über 40 bis 60 J.	141
über 1 bis 5 Jahre	13	über 15 bis 20 J.	6	über 60 bis 70 J.	132
über 5 bis 10 Jahre	3	über 20 bis 40 J.	55	über 70 bis 80 J.	232
				über 80 J.	132

Von 100 Lebendgeburten waren 1,06 Prozent unehelich. Die Säuglingssterblichkeit betrug 4,56 Prozent. Die Zahl der Geburten mit 21,67 je 1000 Einwohner ist besonders günstig. Gegenüber den Sterbefällen steht ein hoher Geburtenüberschuß. Die Wanderungsbilanz (Zugezogene — Weggezogene) zeigt einen Abwanderungsverlust von 50 Personen. Dieser ist gegenüber den Vorjahren mit durchschnittlich 300 Mehrfortgezogenen erstmalig sehr niedrig.

B. Landrätliche Verwaltung

I. Öffentliche Ordnung

1. Standesamtsaufsicht

Das Personenstandsrecht hat sich infolge der Einführung und der Ergänzungen und Änderungen des bundesdeutschen Rechts wesentlich verändert. Auch die Anwendung des deutschen Staatsangehörigkeitsrechts im Saarland ab 1. 1. 1957 stellt erhöhte Anforderungen an die Standesbeamten. So war es vordringliche Aufgabe der Standesamtsaufsicht, gemeinsam mit der zuständigen Regierungsdienststelle und dem Fachverband der Standesbeamten Saar durch Dienstbesprechungen und Schulungen die Standesbeamten in die neue Rechtsmaterie einzuführen.

2. Staatsangehörigkeit

Ab 1. 1. 1957 gilt im Saarland das deutsche Staatsangehörigkeitsrecht. Es wurden 26 Staatsangehörigkeitsausweise und neun Heimatscheine beantragt; ferner 34 Anträge auf Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit

* Soweit Zahlen in Klammern eingesetzt sind, betreffen sie das Vorjahr

durch Einbürgerung gestellt. Auf Grund des zweiten Gesetzes wurden 16 Erklärungen (Österreicher) auf Erwerb bzw. Wiedererwerb der deutschen Staatsangehörigkeit und auf Grund des dritten Gesetzes 14 Erklärungen zum nachträglichen Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit abgegeben. Außerdem wurden 84 Anträge auf Feststellung der Staatsangehörigkeit bzw. auf Feststellung der Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum eingereicht. Eine Feststellung hat ergeben, daß im Kreisgebiet 21 Personen Deutsche im Sinne des GG sind, ohne die deutsche Staatsangehörigkeit zu besitzen, und 51 Männer, 18 Frauen und 54 Kinder, also insgesamt 123 Personen die deutsche Staatsangehörigkeit durch Sammeleinbürgerung in Verbindung mit dem ersten Staatsangehörigkeitsregelungsgesetz erworben haben.

3. Paß- und Personalausweiswesen

Im Jahre 1957 wurden 1963 Stück Einzel- und Familienpässe, 17 Fremdenpässe, fünf Reiseausweise für Flüchtlinge, 151 Kinderausweise, eine Sammelkarte als Paßersatz ausgestellt und 13 Stück Paßänderungen bzw. Paßverlängerungen vorgenommen. Im gleichen Zeitraum wurden zwei Sichtvermerke erteilt. Zum Bezug von Devisen wurden 782 Reiseblätter ausgestellt.

4. Ausländerpolizei

Durch Gesetz Nr. 580 vom 4. 6. 1957 ist das bisherige Aufenthaltsrecht im Saarland geändert worden. Mit seinem Inkrafttreten wird die alte Ausländerpolizeiverordnung auch im Saarland wieder angewandt. Gemäß diesen Vorschriften wurden im Jahre 1957 261 Aufenthaltsanzeigen erstattet und 178 Anträge auf Ausländerpolizei-Bescheinigungen gestellt.

5. Ehrungen und Glückwünsche

Aus Anlaß von Ehe- und Altersjubiläen wurden Glückwunschscheiben übermittelt für:

goldene Hochzeiten	45 Stück
diamantene Hochzeiten	5 "
Vollendung des 90. Lebensjahres	15 "
" " 91. "	8 "
" " 92. "	3 "
" " 93. "	1 "
" " 94. "	1 "
" " 99. "	1 "

II. Gewerbepolizei

1. Gewerbeswesen

Das Kalenderjahr 1957 weist einen Gesamteinlauf von 731 Gewerbezulassungsanträgen nach. Von diesen entfallen 309 auf Neuerrichtungen, 24 auf Wiedereröffnungen, 17 auf Umwandlungen, 187 auf Übernahmen und 194 auf Erweiterungen. Die 731 Anträge verteilen sich mit 348 auf den Einzelhandel, 233 auf das Handwerk, 46 auf den Verkehr, 82 auf das Wandergewerbe und 22 auf sonstige Betriebe. Genehmigt wurden davon 413, abgelehnt 35, zurückgezogen 114, unentschieden sind noch 169.

Die Entwicklung im Jahre 1957 weist gegenüber 1956 eine sechsprozentige Zunahme von Anträgen auf.

2. Konzessionswesen gemäß Gaststättengesetz

Es wurden insgesamt 211 Konzessionsfälle bearbeitet, und zwar 88 Gastwirtschaften, 94 Schankwirtschaften und 29 Anträge auf Kleinhandel mit Branntwein und Spirituosen.

In Betrieb waren am 31. Dezember 1957 insgesamt 528 Unternehmungen im Sinne des Gaststättengesetzes, davon 166 Gastwirtschaften, 162 Schankwirtschaften und 200 Spirituosenkleinhandlungen. In den Kalenderjahren 1956 und 1957 sind unter Berücksichtigung der Löschungen sieben Gastwirtschaften, drei Schankwirtschaften und 34 Kleinhandelsbetriebe mit Branntwein und Spirituosen mehr nachzuweisen. Das ist eine Zunahme von sieben, drei und zwanzig Prozent.

3. Konzessionswesen auf Grund des Milchgesetzes

Zu Beginn des Jahres 1957 bestanden im Kreise St. Wendel fünf Milchhandelsgeschäfte und 66 Milchlieferungsgenossenschaften. Nur zehn Milchlieferungsgenossenschaften hatten eine gültige Erlaubnis zum Einzelhandel bzw. zur Abgabe von Milch und Milcherzeugnissen. Von den übrigen 56 Milchlieferungsgenossenschaften haben 45 Genossenschaften Anträge auf Erteilung einer neuen Erlaubnis gestellt; ferner kamen zwei Anträge auf Neuzulassung zur Vorlage.

4. Gesamtübersicht

Im Kreise St. Wendel bestehen gegenwärtig rund 1350 Voll-Handwerksbetriebe und 150 handwerksähnliche Gewerbe, also rund 1500 Unternehmungen. Weiter sind 40 Großhandels-, mehr als 1500 Einzelhandelsbetriebe, 328 Gast- und Schankwirtschaften sowie 200 Kleinhandelsbetriebe mit Branntwein und Spirituosen vorhanden. Dazu kommen noch sechs Milchhandelsgeschäfte und 65 Milchlieferungsgenossenschaften.

Genehmigungen nach § 16 der Gewerbeordnung, also für industrielle Anlagen, die mit gewissen Belästigungen für ihre Umgebung bzw. für die Bevölkerung verbunden sind, wurden nicht beantragt.

III. Straßenverkehrswesen

1. Kraftfahrzeugzulassung

Ab 31. 12. 1956 ist das Kennzeichensystem der Bundesrepublik eingeführt worden. Der Kreis St. Wendel hat das Unterscheidungszeichen WND erhalten. Im Jahre 1957 sind insgesamt 3638 Kraftfahrzeuge des Kreisbestandes auf neue WND-Kennzeichen umgeschrieben worden. Im Mai wurde für jede Gemeinde die Nahverkehrszone zur Beförderung von Gütern mit einem Lkw gegen Entgelt festgelegt.

An Zugängen wurden registriert:

Krafträder	517	(356)
Personenwagen	646	(274)
Omnibusse	5	(—)
Lastkraftwagen	177	(84)
Zugmaschinen	167	(157)
Sonder-Kfz.	10	(8)
Anhänger	35	(8)
Insgesamt:	1 557	(887)

Am 31. 12. 1957 waren im Kreis St. Wendel 7898 Kraftfahrzeuge und Anhänger registriert.

Die im gewerbsmäßigen Personenverkehr eingesetzten Kraftfahrzeuge und zwar 39 Mietwagen und acht Droschken wurden durch einen amtlichen Sachverständigen untersucht. 83 Kraftfahrzeugbriefe wurden neu ausgestellt, 58 VWS-Blocks sind an die Kraftfahrzeug-Händler für fabrikneue Kraftfahrzeuge ausgegeben worden. In 189 Fällen hat die Straßenverkehrsstelle VWS-Genehmigungen auf eine Zeitdauer von je zehn Tagen ausgestellt.

Durch den Suezkonflikt im Monat November 1956 war eine Treibstoffknappheit aufgetreten und eine Lenkung des Verbrauches an der Saar notwendig geworden. Im Monat Januar 1957 wurden die Treibstoffbezugsberechtigungsscheine durch das Landratsamt und ab 1. 2. 1957 bis zum freien Bezug von Treibstoff ab 28. 6. 1957 durch die Ämter ausgegeben.

2. Führerscheinwesen

Es wurden neu ausgestellt, ergänzt und umgeschrieben 1789 Führerscheine; ferner 57 andere Führerscheine bzw. Ausweise. 15 Fahrausweise wurden nach Entziehung der Fahrerlaubnis wieder erteilt.

Entzogen wurde die Fahrerlaubnis auf Anregung der Verwaltungsbehörde von den ordentlichen Gerichten für die Dauer von sechs Monaten bis zu drei Jahren in 39 Fällen wegen Trunkenheit am Steuer und in vier Fällen aus sonstigen Gründen. In weiteren 32 Fällen wurde im Jahre 1957 die Entziehung der Fahrerlaubnis bei der Staatsanwaltschaft angeregt und in 20 von diesen Fällen haben die zuständigen Gerichte bereits durch Beschluß die Fahrerlaubnis vorläufig entzogen. Die Verwaltungsbehörde hat in eigener Zuständigkeit gemäß § 4 des Straßenverkehrsgesetzes in vier Fällen die Fahrerlaubnis entzogen.

3. Verkehrsunfälle

Die Zahl der von den Gendarmeriedienststellen gemeldeten Verkehrsunfälle des Jahres 1957 liegt mit 370 etwas unter der Zahl des Vorjahres mit 393. 18 Personen verunglückten tödlich oder starben nachträglich an den erlittenen Verletzungen (14), 105 Personen erlitten schwere Verletzungen (53), 144 Personen erlitten leichte Verletzungen (207). Die Zahl der Verletzten, insgesamt 249, unterscheidet sich nur unwesentlich von der des Vorjahres mit 260. Bei den Unfällen wurden zehn Fahrzeuge total (2), 69 Fahrzeuge schwer (58) und 326 Fahrzeuge mittelmäßig bzw. leicht beschädigt (262).

4. Verkehrsübertretungen

Wegen Verdachtes der Trunkenheit am Steuer veranlaßte die Gendarmerie bei 70 Kraftfahrzeugführern die Entnahme von Blutproben.

Der Staatsanwaltschaft wurden 189 Verkehrsübertretungsanzeigen und den zuständigen Amtsgerichten 120 Anzeigen zur Ahndung der Übertretungen vorgelegt.

In zwölf Fällen wurde die Beseitigung verkehrspolizeiwidriger Zustände durch polizeiliche Verfügungen veranlaßt. Zur Regelung von Verkehrsangelegenheiten der verschiedensten Art (Straßensperrungen, Verkehrsbeschränkungen, Kennzeichnung von Gefahrenstellen, Zulassung von Spielstraßen, sonstige Leitung und Sicherung des Verkehrs) wurden 43 verkehrspolizeiliche Anordnungen erlassen. 22 Ausnahmegenehmigungen nach der Straßenverkehrsordnung (Benutzung von Kraftfahrzeugen mit einem

Gesamtgewicht von 7,5 t und darüber, sowie Anhänger hinter Lastkraftfahrzeugen an Sonn- und gesetzlichen Feiertagen, Personenbeförderung auf Lastkraftwagen, Betrieb von Lautsprechern auf öffentlichen Straßen und Plätzen, Schwer- und Großraumtransporte und anderes) wurden erteilt. Auf Grund der allgemeinen Verwaltungsvorschriften zu § 3 StVO hat die Straßenverkehrsbehörde im Jahre 1957 in 24 Ortsterminen unter Beteiligung der Polizei und der Straßenbaubehörden sowie des Innenministeriums die zweckmäßige und richtige Anbringung und den Zustand der Verkehrszeichen an klassifizierten Staatsstraßen, sowie die zweckmäßige Anbringung der Fahrbahnmarkierung geprüft. Bei Überprüfung der Verkehrszeichen und Verkehrseinrichtungen am Bahnübergängen über Bahnstrecken wurden Vertreter des Bahnbetriebsamtes und Vertreter der für die technische Bahnaufsicht zuständigen Behörden hinzugezogen. Die nach der Verkehrsschau erforderlichen Verkehrszeichen und Verkehrseinrichtungen wurden größtenteils (985) vom Staatlichen Straßenbauamt angebracht, während den Gemeinden die Beschaffung und Anbringung von 220 Zeichen und Einrichtungen obliegt.

IV. Baupolizei

1. Baugenehmigungen

Die private Bautätigkeit ist gegenüber dem Jahre 1956 nochmals angestiegen. Während im Jahre 1956 1607 Baugenehmigungen erteilt wurden, betrug die Zahl der ausgestellten Baugenehmigungen im Jahre 1957 1774. Die verstärkte Bautätigkeit steht in beträchtlichem Maße mit dem Sinken des Frankenkurses in Verbindung. Während normalerweise gegen Herbst eines jeden Jahres ein gewisses Absinken der Bauanträge zu verzeichnen ist, schnellte kurz nach der Frankenenwertung die Zahl der Bauanträge wieder hoch. Unverkennbar machte sich auch hier die Flucht in die Sachwerte bemerkbar. Die Baugenehmigungsbehörde ist sehr stark beansprucht durch die Bauberatungen. Neben den Baugenehmigungen wurden 170 Teilungsgenehmigungen erteilt.

2. Baupolizeiliche Angelegenheiten

Durch 205 polizeiliche Verfügungen wurden Bauherren zur Herstellung polizeimäßiger Zustände angehalten, die Bauarbeiten ohne Genehmigung oder im Widerspruch zu den genehmigten Plänen oder den Bauvorschriften ausgeführt hatten. Das in den polizeilichen Verfügungen angeordnete Zwangsgeld mußte in 51 Fällen, da die Zuwiderhandelnden die Verfügung nicht befolgten, festgesetzt und eingezogen werden. In 54 Fällen wurden Eigentümer auffälliger, feuergefährlicher oder der Gesundheit nachteiliger Bauten zur Abstellung der vorhandenen Mängel bzw. zur Räumung der beanstandeten Räume oder zur gänzlichen Beseitigung von Bauten angehalten. 45 Anzeigen zu Übertretungen des Baugesetzes wurden bearbeitet und auf Grund des Gesetzes über gerichtliche Strafverfügungen den Amtsgerichten zur Ahndung der Verstöße vorgelegt.

3. Grundstücksverkehr

In der Zeit vom 1. 1. bis 31. 12. 1957 sind ca. 2250 notarielle Urkunden mit dem Antrag auf Erteilung der Genehmigung nach dem Gesetz über die Aufschließung von Wohnsiedlungsgebieten vom 30. 9. 1933 bzw. nach dem alliierten Kontrollratsgesetz Nr. 45 vom 20. 2. 1947 eingereicht und bearbeitet worden.

V. Feuerpolizei

1. Feuerpolizeiliche Angelegenheiten

In den Kehrbezirken Oberthal, Tholey und Kastel wurde eine Nachschau durchgeführt. Die bisherigen Inhaber dieser Kehrbezirke wurden zu Bezirksschornsteinfegermeistern bestellt. Die Kehrbücher der Bezirke St. Wendel, Freisen und Oberlinxweiler wurden überprüft. Im Kreis St. Wendel bestehen sechs Kehrbezirke: St. Wendel, Freisen, Kastel, Oberlinxweiler, Oberthal, Tholey.

2. Feuerlöschwesen

Vom Ministerium des Innern wurden den Gemeinden des Kreises im Rechnungsjahr 1957 zum weiteren Ausbau der Feuerwehren (Beschaffung von Trag-Kraftspritzen, Löschfahrzeugen und Sirenen) Zuschüsse in einer Gesamthöhe von 5 079 700 Franken ausgezahlt. Motorspritzen erhielten die Gemeinden Bliesen, Dörrenbach, Furschweiler, Bierfeld, Tholey und Sotzweiler. Löschfahrzeuge die Gemeinden Oberlinxweiler, Niederkirchen, Osterbrücken, Sötern, Buweiler. Zu Baumaßnahmen wurden Zuschüsse in einem Gesamtbetrag von 2 344 850 Franken ausgezahlt an die Gemeinden St. Wendel-Stadt, Alsweiler, Dörrenbach und Niederkirchen.

Insgesamt 75 Feuerwehrleute nahmen an Lehrgängen der Landesfeuerwehrschule in Saarbrücken teil. Als Beihilfen zu den Kosten des Lohnausfalles wurden diesen Lehrgangsteilnehmern insgesamt 350 565 Franken gewährt. Die Beiträge der Feuerwehren für das Landesfeuerwehramt betragen insgesamt 630 000 Franken.

VI. Wasserpolizei

Die Schaukommission, die nach der Schauordnung des Kreises St. Wendel vom 20. 6. 1956 gebildet wurde, hat in den Monaten Juni und Juli 1957 in acht Ortsterminen die Wasserläufe II. und III. Ordnung besichtigt. Die festgestellten Mängel wurden den Ortspolizeibehörden mitgeteilt und von dort die polizeipflichtigen Personen zur Abstellung der Mißstände mittels polizeilicher Verfügung angehalten.

VII. Jagd- und Fischereiaufsicht

Im Jahre 1957 wurden 67 Jagdbezirke neu verpachtet bzw. die Gültigkeitsdauer der Pachtverträge verlängert. Für das Jagdjahr 1957 wurden 351 Jahresjagdscheine, 14 Monatsjagdscheine ausgestellt und zu 139 Jagderlaubnisscheinen die Zustimmung erteilt. 117 Fischereischeine wurden ausgestellt.

VIII. Gesundheitspolizei

Die spinale Kinderlähmung trat im Monat Mai 1957 in Oberlinxweiler und im Monat September 1957 in den Gemeinden Hofeld, Namborn, Gudesweiler und Bliesen auf. Die Schulen in Oberlinxweiler, Gudesweiler und Bliesen wurden, um die Weiterverbreitung der Krankheit zu verhindern, vorübergehend geschlossen. Des weiteren erforderte eine Grippe-Epidemie, die im Monat Oktober 1957 besonders stark in der Stadt St. Wendel und in den Gemeinden Tholey, Oberkirchen, Happersweiler und Eckelhausen auftrat, die vorübergehende Schließung der Schulen.

IX. Veterinärpolizei

An Tierseuchen sind im Jahre 1957 aufgetreten:

- a) die Maul- und Klauenseuche in den Gemeinden Asweiler, Freisen, Gonesweiler, Neipel, Oberlinxweiler,
- b) die Schweinepest in Bosen, Primstal, Schwarzenbach,
- c) die Geflügelpest in Namborn, Mosberg-Richweiler.

Starkes Umsichgreifen der Maul- und Klauenseuche wurde durch sofortige Tötung der verseuchten Bestände und durch Desinfektionsmaßnahmen verhindert.

X. Feststellungsbehörde für Kriegssachschäden

Die Feststellungsbehörde St. Wendel befaßt sich mit der Registrierung, Feststellung und Vorauszahlung von Kriegssach- und Vertreibungsschäden. Kriegssachschäden sind solche Schäden, die in der Zeit bis zum 8. Mai 1945 unmittelbar durch Kriegseinwirkung entstanden sind. Die im Saarland entstandenen Kriegssachschäden sind unterteilt in sechs Schadensgruppen. Diese gliedern sich auf in:

Schadensgruppe I/II	Industrie, Handel, Handwerk
„ III	Land- und Forstwirtschaft
„ IV	Sonstige Berufe
„ V	Gebäude
„ VI	Hausrat

Die angemeldeten Schäden werden entsprechend den hierzu ergangenen Richtlinien und Verordnungen im Beweissicherungsverfahren festgestellt. Mit dem Geschädigten wird eine schriftliche Vereinbarung über die Höhe des Schadens geschlossen. Vorauszahlungen für entstandene Kriegssachschäden konnten bisher für Handwerk, Landwirtschaft und Hausrat geleistet werden.

Für den Kreis St. Wendel wurden im Rechnungsjahr 1957 nachfolgend aufgeführte Vorauszahlungen geleistet:

Für Schäden an handwerklichen Betriebsmitteln	2 105 914 Frs.
Für Schäden an landwirtschaftlichen Betriebsmitteln	2 668 198 Frs.
Für Schäden an Hausrat	19 168 038 Frs.
zusammen:	23 942 150 Frs.

Über innerhalb des Kreisgebietes entstandene Kriegssachschäden liegen bei der Feststellungsbehörde St. Wendel insgesamt 4894 Anträge vor. Diese teilen sich in folgende Schadensgruppen auf:

I/II Industrie, Handel, Handwerk	294	Schadensfälle
III Land- und Forstwirtschaft	325	„
IV Sonstige Berufe	23	„
V Gebäude	1 984	„
VI Hausrat	2 268	„
zusammen:	4 894	Schadensfälle

Außerdem sind bei der Feststellungsbehörde 453 Vertreibungsschäden gemeldet. Es handelt sich hierbei um Schäden von Personen, die außerhalb der Gebiete des früheren Deutschen Reiches, insbesondere jenseits der Oder-Neiße-Linie, durch Vertreibung entstanden sind. Diese Schäden wurden durch ein umfangreiches und teilweise schwieriges Verfahren ermittelt. Ihre Regulierung erfolgt auf Grund von Pauschalen, die die Regierung des Saarlandes festgelegt hat.

An Entschädigungsleistungen für Vertreibungsschäden wurden im Berichts-jahr an im Kreis St. Wendel wohnende Vertriebene geleistet: In 222 Fällen insgesamt 13 609 334 Franken. In zwei besonders gelagerten Härtefällen wurde an Ostzonenflüchtlinge eine einmalige Beihilfe von zusammen 222 000 Franken gewährt.

XI. Schulwesen

Mit Beginn des Schuljahres 1957/58 am 2. Mai 1957 wurde aus Teilen des Schulaufsichtsbezirks Ottweiler I und St. Wendel I/III ein neuer Schulaufsichtsbezirk mit dem Sitz in Eppelborn errichtet. Der Schulaufsichtsbezirk Eppelborn umfaßt 27 Gemeinden, davon sieben aus dem Kreis St. Wendel (Bergweiler, Hasborn, Lindscheid, Neipel, Scheuern, Sotzweiler, Überroth).

Die bisherigen Schulaufsichtsbezirke St. Wendel I und III wurden zusammengelegt. Über die Anzahl der Schulsysteme und die Schülerzahl gibt nachstehende Aufstellung Auskunft (Ergebnis der alljährlichen Erfassung):

	Schulsystem	Schülerzahl
1. Kreisschulamt St. Wendel I (katholisch)	53	6 996
2. Kreisschulamt Eppelborn (katholisch)	7	631
3. Kreisschulamt St. Wendel II (evangelisch)	27	1 803
zusammen:	87	9 430

Nach unseren Aufzeichnungen hat die Regierung zur Instandsetzung von Schulhäusern, zur Ergänzung des Buchbestandes, zur Wiederherstellung zerstörter Erinnerungsstätten, zur Beschaffung von Sportgeräten pp., Zuschüsse in Höhe von 13 422 000 Franken bewilligt.

XII. Naturschutz- und Landschaftspflege

Mit Verordnung vom 23. November 1957 wurden folgende Naturdenkmäler unter den Schutz des Naturschutzgesetzes gestellt:

- Elsenfels in Nohfelden,
- 1 Eiche in Hasborn-Dautweiler,
- „Steinerne Mann“, Felsengruppe in Otzenhausen,
- Felswand am Kahlenberg in Otzenhausen,
- Wendalinushöhle in Balterweiler,
- Felsgruppe in Niederlinxweiler.

Eine Verordnung der Regierung des Saarlandes vom 31. Mai 1957 verkündete ein 2,6 Hektar großes Gelände auf Gemarkung Sötern, östlich des Dollberges (6947 Meter) als Naturschutzgebiet. Das Naturschutzgebiet Schloßberg bei Hofeld wurde erweitert. In das Landschaftsschutzbuch wurden folgende Landschaftsbestandteile eingetragen und unter Naturschutz gestellt:

- 1 Weide in Niederlinxweiler,
- 1 Linde in Niederlinxweiler.

Die Arbeiten zur Ausgliederung von Gemeinden aus dem Landschaftsschutzbuch führten zur Verordnung vom 6. Januar 1958, in der die Gemeinden Nonnweiler, Bierfeld und Otzenhausen aus dem Landschaftsschutzgebiet ausgegliedert wurden.

Zur Instandsetzung von Naturdenkmälern und zum Zwecke der Landschaftspflege wurden seitens der Obersten Naturschutzbehörde Zuschüsse in Höhe von 1 228 210 Franken für den Kreis St. Wendel bewilligt.

C. Kreisverwaltung

I. Kreisrat und Kreisausschuß

Dem am 13. Mai 1956 gewählten Kreisrat gehören an:

1. Stock Willi, Handelsstudienrat, St. Wendel
2. Therre Michel, Elektromeister, Alsweiler
3. Meyer Michael, Direktor der Volksschule, Gonesweiler
4. Sartorius Reinhold, Verwaltungs-Inspektor, Furschweiler
5. Gettmann Ernst, Kaufmann, St. Wendel
6. Kretschmer Ernst, Oberlandesgerichtsrat, Tholey
7. Kunz Heinrich, Maschinenfahrsteiger, Marpingen
8. Becker Alois, Hüttenangestellter, Primstal
9. Reidenbach Otto, Bauunternehmer, Türkismühle
10. Lermen Peter, Bergmann, Theley
11. Zewen Peter, Berufsschuldirektor, St. Wendel
12. Sartorius Josef, Angestellter, Marpingen
13. Hermes Adolf, Landwirtschaftsrat, St. Wendel
14. Seibert Otto, Stellmachermeister, Bosen
15. Litz Adam, pensionierter Eisenbahner, Namborn
16. Guckert Eduard, Postamtmann, St. Wendel
17. Collet Josef, Metallarbeiter, Primstal
18. Burger Heinz, Regierungs-Angestellter, Hirstein
19. Müller III Karl, Amtsvorsteher, Niederkirchen
20. Merten Peter, Landwirt, Gehweiler

Das Kreisratsmitglied Alfred Zimmer, Landwirt in Dörrenbach, ist am 17. Juli 1957 verstorben. An seine Stelle ist Herr Gettmann nachgerückt.

Zur Vorbereitung seiner Sitzungen und zur Beschlußfassung über besondere Angelegenheiten hat der Kreisrat einen Kreisausschuß berufen, dem folgende Kreisratsmitglieder angehören:

- Stock Willi, St. Wendel
Kretschmer Ernst, Tholey
Sartorius Josef, Marpingen
Zewen Peter, St. Wendel
Guckert Eduard, St. Wendel

Der Kreisrat tagte am 28. 3., 2. 5., 17. 7., 28. 10. und 18. 12. Der Kreisausschuß war zu sechs Sitzungen einberufen.

II. Kreisschulen

1. Landwirtschaftsschule

Im Winterhalbjahr 1957/58 besuchten 31 Schüler und 18 Schülerinnen die Landwirtschaftsschule, davon acht Schüler bzw. Schülerinnen aus dem Kreis Ottweiler. Auf acht Lehrausflügen wurden die aktiven und ehemaligen Schüler und Schülerinnen mit anderen Betrieben und Verhältnissen vertraut gemacht. Am 28. Mai beteiligten sich elf Schülerinnen und acht Schüler am Berufswettkampf. Beim Landesentscheid des Berufswettkampfes am 27. Juni in Merzig erhielten zwei Schülerinnen einen zweiten Preis, zwei einen dritten und ein Schüler einen zweiten Preis. Ein

ehemaliger Schüler kam in den Bundesentscheid. Zur Fortbildung der Bauern fanden verschiedene Fortbildungstagungen statt. Die Landfrauen machten am 12. und 13. September eine Lehrfahrt in den Bezirk Trier. Die Fachlehrkräfte nahmen an einer Lehrfahrt zum Limburgerhof teil. Eine weitere Lehrfahrt, veranstaltet von der VSE, führte den Direktor und die Leiterin der Mädchenabteilung nach Baden und Württemberg. Der Pflege des geselligen Lebens dienten vier wohlgelungene Veranstaltungen. Wie bisher betätigte sich die Schule auch als Wirtschaftsberatungsstelle.

2. Kreishandelschule

Zu Beginn des Jahres 1957 war die Schule von 67 Schülern besucht: Oberstufe 12 Knaben, 16 Mädchen, Unterstufe 19 Knaben, 20 Mädchen. Alle Schüler der Oberstufe wurden zur Abschlußprüfung zugelassen. Der schriftliche Teil fand in der Woche vom 27. Mai bis 1. Juni statt, der mündliche am 3. Juli. Nach Ausscheiden eines Prüflings wegen Krankheit konnte noch 27 Schülern das Abschlußzeugnis zugesprochen werden. In Wirtschaft und Verwaltung waren die Nachfragen nach den Absolventen so stark, daß alle kurz nach der Prüfung untergebracht waren.

Am 25. Mai wurde das neue Schulhaus in der Julius-Bettingen-Straße eingeweiht und der Schule übergeben. Nach 24jährigem Bestehen ist die Schule nun in eigenen Räumen untergebracht. Gleichzeitig hiermit ging jetzt die Schule vollständig auf den Kreis St. Wendel über. Die räumliche Erweiterung ermöglichte auch eine Erweiterung des Schulbetriebes. Mit dem Schuljahr 1957/58 wurde erstmalig wieder seit 1945 die 2. Unterstufe eingerichtet. Die Aufnahmeprüfung vom 11. Juli gab die Möglichkeit, von 140 Anmeldungen — 43 Orte des Kreises — die Besten auszuwählen. So begann das neue Schuljahr mit 1 Oberstufe = 34 Schülern und 2 Unterstufen = 57 Schülern, zusammen 91 Schülern.

Ein dritter hauptamtlicher Lehrer wurde berufen, außerdem zwei weitere nebenamtliche Lehrer. Der Schulhausneubau kostete einschließlich Inventar 29,7 Millionen Franken. Die laufenden persönlichen und sächlichen Ausgaben betragen 6,8 Millionen Franken.

III. Kultur- und Heimatpflege

1. Kreisbildstelle

Der Bestand der Kreisbildstelle hat sich durch Zugänge weiter erhöht auf 444 Stummfilme, 51 Tonfilme und 3975 Dias in 335 Serien. Zur Ausleihe kamen 1416 Filme für 699 Vorführungen, ferner 325 Diasserien mit 7989 Bildern. Jeder Schulort des Kreises verfügt heute über ein eigenes Filmgerät. Bezirksberufsschule, Knaben- und Mädchengymnasium erhielten in diesem Jahre außerdem ein Tonfilmgerät. Bei der Kreisbildstelle befinden sich zwei Tonfilmgeräte und durchschnittlich drei Stummfilmgeräte zur Reserve, die Jugendverbänden und Jugendpflege treibenden Vereinen gegen eine festgelegte Ausleihgebühr zur Verfügung gestellt werden. Ein 1957 angeschaffter Bildwerfer „Prado 500“ und drei Tonbänder stehen für Vorträge bereit.

2. Kreisvolksbildungswerk

Nachdem der Kreisrat die Mittel bewilligt hatte und die Vorarbeiten abgeschlossen waren, trat das Kreisvolksbildungswerk zum erstenmal im Winterhalbjahr 1957/58 an die Öffentlichkeit. Diese der Jugend- und Er-

wachsenenbildung auf dem Lande dienende Einrichtung fand starken Widerhall, was in den Besucherzahlen zum Ausdruck kommt. Die Vorträge und Veranstaltungen wurden zentral geplant und unter Mitwirkung der örtlichen Leiter in den beteiligten Gemeinden durchgeführt. Im ersten Arbeitsprogramm fanden 78 Veranstaltungen in 12 Gemeinden statt mit rund 10 000 Besuchern. Dieser erfreuliche Auftakt war der Anlaß für weitere Gemeinden, sich dem Volksbildungswerk anzuschließen.

3. Heimatbuch

Vor 10 Jahren — im Jahre 1948 — ist das erste Heimatbuch des Kreises St. Wendel erschienen. Die Nachfrage nach diesem regelmäßig erscheinenden Heimatbuch ist gleich geblieben, ein Beweis dafür, daß das Heimatbuch Freunde gefunden hat, die jedesmal sein Erscheinen erwarten.

4. Dorfverschönerung

Die vor Jahren begonnene Dorfverschönerungsaktion lief auch im Berichtsjahr weiter. Von 244 gemeldeten Garten- bzw. Hausbesitzern wurden 212 prämiert, nachdem ihre Anstrengungen begutachtet waren. Die Prämierten erhielten ein Anerkennungsschreiben, ein Gartengerät und ein Gartenbuch.

Besondere und eingehendere Beratungen in der Gestaltung von Gärten (Vor- und Hausgarten) wurden in St. Wendel, Marpingen, Tholey, Türkismühle, Urexweiler, Nonnweiler, Nohfelden, Primstal und Oberkirchen erteilt.

Die gärtnerische Gestaltung der Flächen an den Kriegerdenkmälern in Hapersweiler, Hofeld, Gehweiler, Oberthal, Remmesweiler, Nonnweiler, Nohfelden, Mosberg-Richweiler, Steinberg-Deckenhardt oblag der Planung und Aufsicht.

Gärtnerische Anlagen im Ortsbild in Oberthal, Nonnweiler, Tholey und Urexweiler wurden geplant und überwacht.

An den Schulhausneubauten wurden die gärtnerischen Anlagen geplant und ihre Ausführung überwacht. So in Baltersweiler, St. Wendel (Handelschule), Tholey und Oberlinxweiler. Die Anlagen an den in den letzten Jahren gebauten Schulen in Hasborn, Türkismühle, Bliesen, Remmesweiler, Marpingen, Bergweiler und Namborn wurden überwacht. Sie sehen durchweg gut aus.

5. Friedhofsgestaltung

Mit bezug auf die Friedhofsgestaltung geht es im Kreisgebiet zwar langsam aber doch gut voran. Neu angelegt wurden die Friedhöfe in Freisen und Theley. In Namborn wurde die Umgestaltung eines Friedhofsteiles veranlaßt und durchgeführt. Neue Pläne wurden für Sotzweiler, Marth und Nohfelden (Ehrenfriedhof) gefertigt. Die Pläne für die Friedhöfe in Scheuern, Überroth-Niederhofen, Bubach und Urexweiler wurden in Angriff genommen. Die in den letzten Jahren neu gestalteten Friedhöfe in Türkismühle, Eisen, Eisweiler, Hofeld, Reitscheid und Nonnweiler wurden überwacht. Von den älteren Friedhöfen sind es die Friedhöfe in Winterbach, Alweiler, Tholey, Hasborn, Otzenhausen, Oberthal, Walhausen und Oberkirchen, die durch gute Pflege besonders auffallen.

6. Kriegsgräberfürsorge

Im Laufe des vergangenen Jahres hat der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge seine Tätigkeit im Saarland aufgenommen. Ein besonderes

Anliegen dieser Organisation ist es, sämtliche Gemeinden zu korporativer Mitgliedschaft zu gewinnen. Die Regierung unterstützt diese Bestrebungen und begrüßt es, wenn viele Gemeinden der Bitte des Volksbundes nachkommen. Für die Instandhaltung und Pflege der Kriegsgräber im Kreis St. Wendel hat das Ministerium des Innern für das Jahr 1957 = 708 217 Franken Zuschüsse gezahlt.

Der Kreis St. Wendel ist dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge als korporatives Mitglied beigetreten. Auch die Gemeinden sind Mitglied geworden.

IV. Fürsorge- und Gesundheitswesen

1. Allgemeine Fürsorge

a) Pflegekinder

Die Zahl der aus Fürsorgemitteln betreuten Pflegekinder ist von 18 auf 12 gesunken. Die Ausgaben beliefen sich auf 788 252 Franken.

b) Wochenfürsorge

Da heute der größte Teil der in entsprechendem Alter stehenden Bevölkerung gegen Krankheit versichert ist, wird die Wochenfürsorge nur noch gelegentlich beantragt.

c) Sonstige Hilfsbedürftige

Auch in der heutigen Zeit der Vollbeschäftigung und des gehobenen Lebensstandards gibt es arme, hilfsbedürftige Personen, die aus eigener Kraft oder aus eigenen Mitteln den notwendigen Lebensbedarf nicht bestreiten können und ihn auch nicht von Angehörigen oder Dritten erhalten.

Aufgabe der Fürsorge ist es, ihnen den notwendigen Lebensbedarf sicherzustellen. Es ist bezeichnend, daß ihre Zahl seit der letzten Veröffentlichung sogar angestiegen ist.

Sie betrug am	1. 1. 1956	257 Part.	411 Personen
	1. 1. 1957	254 Part.	476 Personen
	31. 12. 1957	329 Part.	555 Personen

Demzufolge sind auch die Aufwendungen angestiegen.

Die Gesamtausgaben betragen 1957 43 150 926 Franken, sie wurden je zur Hälfte von Kreis und Gemeinde getragen. Die Fürsorgerichtsätze mußten zweimal, dem ansteigenden Lebensindex angepaßt, also erhöht werden. Am 1. Juli 1957 wurde die Alterseinteilung bei der Bemessung des Lebensbedarfes an die im Bundesgebiet geltende Relation angeglichen. Zur Zeit gelten für die Bemessung des Lebensbedarfes folgende Altersgruppierung und Fürsorgerichtsätze:

Haushaltsvorstand	8 800 Frs.
Haushaltsangehörige bis einschließlich 6 Jahre	4 400 Frs.
Haushaltsangehörige von 7 bis einschließlich 13 Jahre	6 200 Frs.
Haushaltsangehörige ab 14 Jahre	7 100 Frs.
Alleinstehende ohne Anschluß an eine Haushaltsgemeinschaft	9 800 Frs.

Es ist nicht nur Aufgabe der Fürsorge, den Hilfsbedürftigen den notwendigen Lebensbedarf zu gewährleisten, sondern auch den unterhaltspflichtigen Dritten (Angehörige, Versicherungsträger etc.) zu einem Unterhaltsbeitrag heranzuziehen und Unterhaltungsleistungen einzuziehen. Nach Einstellung der Unterstützungszahlung wird auch von dem Unterstützten selbst nach Ablauf einer gewissen Schonfrist und nach gesetzlich festgeleg-

ten Richtlinien ein Unterstützungsrückersatz gefordert. Im Berichtsjahre wurden auf diese Weise 7 367 480 Franken als Rückeinnahme eingezogen.

Zur Sicherung der Rückzahlung erhaltener Fürsorgeunterstützung sind drei Sicherungshypotheken und eine Grundschuld in das Grundbuch eingetragen worden.

Die Befreiung von der Zahlung der Rundfunkgebühren haben bei 808 Freistellen (5 Prozent der Rundfunkteilnehmer) 321 Personen in Anspruch genommen.

2. Kriegsfolgenhilfe

a) Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene

Die Regierung genehmigte 168 Anträge auf Kapitalabfindung im Gesamtbetrage von 102 292 114 Franken, davon entfielen 124 Anträge auf Kriegsbeschädigte und 44 Anträge auf Kriegerwitwen. Die Kapitalabfindung war in 83 Fällen für Neubauten, in 58 Fällen für Umbauten und in 47 Fällen zum Hauskauf bestimmt. 75 Beschaffungsdarlehen von zusammen 3 699 000 Franken und vier Produktivdarlehen von zusammen 1 590 000 Franken wurden genehmigt. Schwerkriegsbeschädigte, Schwerverbeschädigte, Schwererwerbsbeschränkte und ihnen Gleichgestellte können Ausweise erhalten, die ihnen gewisse Vergünstigungen einräumen. Insgesamt wurden 363 Ausweise ausgestellt.

b) Ehemalige Kriegsgefangene

Die Auszahlung der Kriegsgefangenen-Entschädigung ist nun abgeschlossen. An 2590 Heimkehrer (1947: 1316, 1948: 730, 1949: 493, 1950: 41, 1951: 2, 1953: 3, 1955: 3 und 1956: 2) sind insgesamt 131 355 000 Franken ausbezahlt worden. 153 Spätheimkehrer haben ein Wohnraumbeschaffungsdarlehen beantragt. An 60 Antragsteller sind 41 270 000 Franken gezahlt worden. 60 Heimkehrer haben Hausratsbeschaffungsbeihilfen beantragt. Der Feststellungsausschuß schlug 26 Antragsteller mit einer Gesamtsumme von 1 620 000 Franken zur Genehmigung vor. 12 Heimkehrer beantragten Existenzaufbaudarlehen, über die noch nicht entschieden ist.

c) Evakuierte und Umquartierte

Dieser Fürsorgezweig betreute noch acht Personen mit insgesamt 925 953 Franken Ausgaben.

d) Vertriebene und Flüchtlinge

Seit dem 1. Januar 1957 nimmt das Saarland Vertriebene und Flüchtlinge sowie Um- und Aussiedler aus den Ostgebieten auf. Die Aufnahme hat erst Mitte des Jahres eingesetzt. Bis zum Jahresende sind im Kreis St. Wendel 192 Personen untergebracht worden. Die Unterbringung ist vorwiegend eine Frage der Wohnraumbeschaffung. Mit der weiteren Aufnahme mehren sich die Schwierigkeiten der Bereitstellung von ausreichenden Wohnungen. Die Regierung stellt zur Gewinnung von Wohnraum für Vertriebene und Flüchtlinge verbilligte Staatsdarlehen bereit. Die Stadt St. Wendel und die Gemeinde Sötern haben einen Teil ihrer letzten Obdachlosenbauten für Flüchtlinge abgegeben. Die Gemeinde Marpingen wird in diesem Jahr im Rahmen des Regierungsprogrammes acht Wohneinheiten für Flüchtlinge bauen.

An Bewohner aus der Ostzone, die sich besuchshalber im Saarland aufhalten, werden einmalige Beihilfen (Rückreisekosten, Taschengeld, erforderlichenfalls Krankenhilfe) gewährt. In 313 Fällen sind 1 876 792 Franken

aufgewandt worden. Die dem Kreis entstandenen Kosten wurden in voller Höhe von der Regierung ersetzt.

3. Anstaltsfürsorge für Geisteskranke

In Anstaltspflege befanden sich:

- 85 Geisteskranke (davon 7 Minderjährige)
- 18 Blinde und Taubstumme
- 13 Körperbehinderte
- 1 Gewohnheitsverbrecher.

Die Fürsorgeaufwendungen für diese Personen betragen 13 595 995 Franken. Für die volljährigen Anstaltspfleglinge ist der Kreis mit 70 v. H. und die Gemeinden mit 30 v. H. an diesen Kosten beteiligt.

Zum teilweisen Ersatz der Anstaltspflegekosten wurden an Drittverpflichtetenbeiträgen (Pensionen, Renten, Unterhaltsbeiträge usw.) 3 961 630 Franken eingezogen.

4. Gesundheitswesen

a) Hebammenwesen

Drei Hebammen haben wegen Vollendung des 70. Lebensjahres ihre Berufstätigkeit aufgegeben. Eine Niederlassungserlaubnis wurde entzogen und eine erteilt. Zur Zeit amtieren im Kreise 29 Hebammen.

b) Krankenpflegestationen

An 26 bestehende Krankenpflegestationen und an sechs Altersheime wurden einmalige Zuschüsse von zusammen 1 500 000 Franken gezahlt. An diesen Zuschüssen waren Regierung, Knappschaft und LVA beteiligt.

c) Tuberkulosehilfe

In wirtschaftlicher Betreuung standen 94 Männer, 58 Frauen und 22 Kinder. Der Gesamtaufwand für Ernährungsbeihilfen, Bekleidungsbeihilfen und sonstige wirtschaftliche Hilfe beträgt 8 172 425 Franken. Zur Durchführung häuslicher Liegekuren wurden 54 Woldecken ausgegeben.

d) Schulkindererholungsfürsorge

Auf Vorschlag des Gesundheitsamtes sind auf Kosten des Landesfürsorgeverbandes 167 Knaben und 149 Mädchen auf 6 bis 8 Wochen in Erholungskuren untergebracht worden. In 164 Fällen sind von den Eltern Kurkostenbeiträge verlangt worden, insgesamt 407 100 Franken.

e) Ergänzende Gesundheitsfürsorge

Als freiwillige über die Fürsorgeaufgaben hinausgehende Leistungen sind in 55 Fällen als Ernährungsbeihilfen, Ausstattungsbeihilfen und für Haushaltshilfen 459 994 Franken verausgabt worden. Als Prämie für den regelmäßigen Besuch der Mütterberatungsstunde wurden 384 Betttücher im Werte von 396 940 Franken verteilt.

V. Jugendamt

1. Jugendfürsorge

a) Amtsvormundschaft

Das Jugendamt führte zu Beginn des Jahres 659 und zu Ende des Jahres 672 Amtsvormundschaften. 63 Zugängen standen 50 Abgänge gegenüber. Die meisten Amtsmündel befinden sich bei der Mutter; nur ein kleiner Prozentsatz ist in Heimen untergebracht. Von den 63 Zugängen

konnten in 26 Fällen die freiwillige Anerkennung der Vaterschaft und gleichzeitig die Verpflichtung zur Zahlung einer Geldrente beurkundet werden, in 13 Fällen kam es zu einem Urteil, in 10 Fällen verweigerten die Kindesmütter die Aussage über den Vater, in 12 Fällen schwebten noch die Ermittlungen bzw. Prozesse und zwei Fälle fanden anderweitige Erledigung. Von 34 anhängigen Klagen auf Unterhalt endeten 13 mit Erfolg, eine ohne Erfolg, zwei durch Zurücknahme und über 18 war noch nicht entschieden. 28 Zwangsvollstreckungen wurden durchgeführt, 20 mit Erfolg, acht verliefen fruchtlos.

Im Jahr 1957 sind umgesetzt worden an Mündelgeld 23,2 Millionen Franken, an Mündelvermögen 2,4 Millionen Franken. Das Gesamt-mündelvermögen betrug am Jahresende 12,5 Millionen Franken.

b) Pflegekinder

In Familienpflege befinden sich 14 Kinder (vier Zugänge und vier Abgänge).

c) Schutzaufsicht und Fürsorgeerziehung

Unter Schutzaufsicht standen 12 Minderjährige (ein Zugang und ein Abgang). In Fürsorgeerziehung waren untergebracht 30 Minderjährige (drei Zugänge und vier Abgänge).

d) Gemeindewaisenrat

Als Gemeindewaisenrat machte das Jugendamt mit Unterstützung der freien Wohlfahrtsorganisationen 66 Vorschläge zu Vormündern, 121 Vorschläge zu Pflegern, führte es 26 Amtspflegschaften, erstattete es 277 Gutachten in vermögensrechtlichen Angelegenheiten und bearbeitete es 38 Anträge auf Volljährigkeits- und Ehemündigkeitserklärung, ferner 24 Anträge zwecks Regelung der Personensorge für minderjährige Kinder aus geschiedenen Ehen.

e) Jugendgerichtshilfe

Von 172 straffällig gewordenen Minderjährigen waren 107 Jugendliche, 56 Heranwachsende und neun Strafunmündige. Davon standen unter Anklage wegen Einbruchs- bzw. einfachen Diebstahls 71, Raubes 1, Unterschlagung 1, Betruges 1, widernatürliche Unzucht 7, Schulversäumnis 8, Verstoß gegen das Jugendpflegegesetz 13, Verstoß gegen die Straßenverkehrsordnung 26, Körperverletzung 12, nächtliche Ruhestörung 7, groben Unfugs 5, Sachbeschädigung 11, Wilderei 5, Tierquälerei 1, Blutschande 1, Widerstand gegen die Staatsgewalt 1, Verstoß gegen das Waffengesetz 1. Die Straftaten wurden mit Verwarnungen, Freizeitarresten, Jugendgefängnis, Geldbußen, Entzug des Führerscheines geahndet. In fünf Fällen erfolgte Freispruch mangels Beweis. In acht Fällen wurde das Verfahren eingestellt, weil vormundschaftsgerichtliche Maßnahmen nicht erforderlich waren. In 31 Fällen steht die Entscheidung noch aus.

2. Jugendpflege

Zur allgemeinen Förderung der Jugendpflege stellte der Kreis den als jugendpflegetreibend anerkannten Vereinen und Verbänden einen Betrag von 1 350 000 Franken zur Verfügung.

VI. Kreisbauamt

Der Arbeitsanfall beim Kreisbauamt war wieder sehr umfangreich und weiter ansteigend, was in nachstehenden Zahlen zum Ausdruck kommt:

I. Allgemeine Bauverwaltung

1. Schätzungswesen

80 Grundstücksschätzungen für die Gemeinden und Amtsgerichte (44).

2. Grundstücksverkehr

70 Gutachten über die Angemessenheit der Kaufpreise für Grundstücke, die die Gemeinden erwerben oder verkaufen (46).

3. Bearbeitung von Darlehensanträgen

225 Anträge für Wiederaufbau, Restfinanzierung für Neubauten, Aufstockungen und Umbauten zur Wohnraumbeschaffung mit einer Darlehenssumme von insgesamt 414 700 000 Franken (174 = 266 000 000 Franken).

150 WRD-Anträge (Wohnraumbeschaffungsdarlehen für Spätheimkehrer) mit einer Darlehenssumme von rund 101 000 000 Franken.

4. Prüfung für Baurechnungen für Kapitalabfindungen von Kriegeschädigten und Kriegshinterbliebenen

936 Rechnungen mit einem Gesamtbetrag von 70 806 356 Franken (839 = 76 117 701 Franken).

5. Prüfungen von Rechnungen für die Gemeinden

3135 Rechnungen über Bauarbeiten für die Gemeinden wurden geprüft (3205).

6. Bautechnische Überprüfung von konzessionierten Räumlichkeiten

125 Konzessionssachen wurden erledigt (104).

II. Aufstellung von Entwürfen, Durchführung und Abrechnung kommunaler Baumaßnahmen

	Baukostensumme:	
	1957	1956
	Fr.	Fr.
1. Hochbau	121.908.000	81.685.000
2. Straßen-, Kanal- und Brückenbau, Sportplätze	350.800.000	315.728.000
3. Wasserversorgung	169.502.000	187.720.000
	Sa.	
	642.210.000	585.133.000

4. Planung:

Aufstellung von 19 Bebauungsplänen, Bearbeitung von Baugesuchen.

In vorstehenden Zahlen sind die Baumaßnahmen der Stadt St. Wendel und des Amtsbezirks St. Wendel-Land (mit Ausnahme der Trinkwasserversorgung) nicht enthalten.

VII. Landwirtschaft

1. Förderungsmaßnahmen für die Landwirtschaft

a) Allgemeines

Nach den bösen Witterungsüberraschungen im Jahre 1956 verlief das Jahr 1957 in allem doch wesentlich ausgeglichener. Wenn auch die Witterung während der Hauptvegetationsperiode größtenteils ungünstig verlief und die Sommerfrucht sich nur schlecht entwickeln konnte, so brachte das Wintergetreide in diesem Jahre durchweg gute Erträge. Der Winter verursachte nur ganz geringe Schäden. Das Frühjahr war trockenkühl und im Juni folgte eine ungewöhnliche Hitzeperiode, wodurch das Sommer-

getreide, vor allem der Hafer, nur geringe Erträge lieferte. Die Hackfrüchte und Futterpflanzen entwickelten sich unterschiedlich. Feldfutter und Wiesen hatten vor allem vor dem zweiten Schnitt reichliche Niederschläge. Die Rauhfutterernte brachte im Schnitt höhere und qualitativ bessere Ergebnisse als im Vorjahr. Für die Kartoffeln, die im Kreisgebiet eine große Fläche einnehmen, kamen die Niederschläge zu spät. Vor allem war das trocken-kalte Frühjahr und die Hitze zu Beginn des Sommers dem Wachstum äußerst hinderlich. Die Ernteergebnisse waren aus diesem Grunde nur mäßig. Die Ernte der mittelfrühen Sorten war durch die schlechte Witterung sehr erschwert. Die Witterung im ganzen betrachtet, bereitet der Landwirtschaft alljährlich einige Überraschungen und kann nicht bei allen Fruchtarten immer optimal wirken.

b) Bodenbenutzung

Die Bodenbenutzungserhebung ergab eine Gesamtfläche von 48 383 ha. Die landwirtschaftliche Nutzfläche von 29 117 ha ist um weitere 184 ha, das bewirtschaftete Ackerland von 12 887 ha um weitere 422 ha zurückgegangen. Das brachliegende Ackerland ist um 603 ha auf 4518 ha gestiegen. Insgesamt hat das Brachland um 769 ha zugenommen (im Vorjahr 546 ha).

Die Einschränkung der Bodenbewirtschaftung wirkt sich am stärksten bei der Bestellung des Ackerlandes aus, dabei haben im Schnitt der letzten Jahre die Kartoffel- und Roggenanbauflächen am stärksten abgenommen.

c) Technisierung

Die Technisierung der Landwirtschaft machte weitere Fortschritte. Es kamen zur Vorlage und Prüfung: 1511 Anträge über Maschinenkäufe in Höhe von 344 303 465 Fr., wozu 51 645 459 Fr. Staatsbeihilfe bewilligt wurden; 333 Anträge auf Rückerstattung von Liberalisierungsabgaben, die eine Beihilfesumme von 16 883 454 Fr. ausmachten. 170 Schlepper wurden neu gekauft, so daß jetzt im Kreisgebiet 343 Schlepper vorhanden sind, davon allein im Amtsbezirk St. Wendel-Land 119 Stück. Nur in 9 Gemeinden des Kreises laufen noch keine Schlepper.

d) Feldwirtschaftswegebau

Die fortschreitende Technisierung der Landwirtschaft erfordert den Ausbau der Feldwirtschaftswege. In einem Feldwirtschaftswegebauprogramm, dessen Finanzierung je zu einem Drittel von Staat, Kreis und Gemeinde erfolgt, sind 20 Feldwirtschaftswege mit einem Gesamtkostenbetrag von 60 Millionen Franken zum Ausbau vorgesehen worden.

e) Gemeinschaftsanlagen

In Niederlinxweiler und Remmesweiler sind Gemeinschaftsgefrieranlagen in Betrieb genommen worden. Die Gemeinden Primstal, Kastel und Bornerhof haben Bestellungen aufgegeben.

f) Wasser- und Bodenverbände

Die rührigen Wasser- und Bodenverbände wurden weiter betreut und in ihren Maßnahmen unterstützt. In Bierfeld, Bergweiler, Sotzweiler, Buweiler und Neunkirchen fanden Versammlungen statt, die vom Referat Landwirtschaft einberufen wurden.

g) Schadensregulierung, Grundstücksschätzungen, Gutachten

Im Berichtsjahr wurden insgesamt 442 Fälle reguliert. 38 Gutachten wurden für die Kreissparkasse erledigt.

h) Absatzfragen

Auf dem Speisekartoffelmarkt war im Berichtsjahr das Angebot nicht groß. Die angebotene Ware wurde gut aufgenommen. Der Preis war gut und lag im Schnitt bei 1000 Franken pro Zentner. Absatzschwierigkeiten ergaben sich für keine Produkte.

i) Flurbereinigung

In der Gemeinde Urweiler erfolgte die vorläufige Landzuteilung. Diese Zuteilung gab Anlaß zu manchen Streitigkeiten, die in den einzelnen Beschwerdeterminen geklärt werden müssen. Die vorbereitenden Arbeiten für die beschleunigte Zusammenlegung in den Gemeinden Mosberg-Richweiler, Wolfersweiler, Asweiler und Eitzweiler wurden abgeschlossen. Es bleibt zu hoffen, daß das deutsche Flurbereinigungsgesetz bald im Landtag verabschiedet wird. Die Gemeinde Reitscheid hat die „klassische Umlegung“ beschlossen. In Osterbrücken und Schwarzenbach sind die Arbeiten für die „klassische Umlegung“ im Gange.

2. Förderungsmaßnahmen für die Tierzucht

a) Viehzählung und Viehhaltung

Die Viehzählung zeigte, daß mit Ausnahme der Pferde, unsere Großtierhaltung nur geringfügige Veränderungen erfahren hat. Die Ziegenhaltung wird weiter abnehmen. Sie bedarf mit ihrem letzten Rest sorgsamer Betreuung. Die Hühnerhaltung wird sicherlich weitere Freunde gewinnen und es wäre lobenswert, wenn auch die Landwirtschaft sie als Betriebszweig einbauen würde. Bei der Rindviehhaltung ist das Ausmerzen der Reagenten und Beschaffung neuer Kühe die wichtigste Aufgabe der kommenden Jahre.

Diese Umstellung bedarf ohne Zweifel großer finanzieller Opfer und exakter Beratung. Das Jahr 1957 hat uns auf diesem Sektor wenig vorwärts gebracht.

Die Rassenzählung zeigt ein Ansteigen des Niederungsviehes und ein ebenso starker Rückgang des Höhenviehes. Das zeigt wohl den erwarteten Rückgang der Kühe als Zugtiere an, die meist dem Höhenvieh entstammen. Der weitaus größte Teil entfällt noch auf das Höhenvieh und wir wollen hoffen, daß dies so bleibt.

Auf der Jungviehweide Oberlinxweiler waren 47 Rinder aufgetrieben. Der Hengst „Lausbub“ hat 27 Stuten gedeckt.

b) Hauptkörung

Die Hauptkörung fand als Einzelkörung statt, und zwar am 29. 4., 30. 4., 2. 5. und 3. 5.

Die technischen Vorbereitungen wurden von der Körstelle erledigt. Die Körkommission äußerte sich lobenswert über die Vatertierhaltungen, die zu keinerlei Beanstandungen Anlaß gaben.

c) Stallbegehung

Infolge der Maul- und Klauenseuche wurde die im Jahre 1956 geplante Stallbegehung mit Prämierung erst im Berichtsjahr durchgeführt. Der Zweck der Stallbegehung war, einmal an Ort und Stelle mit den einzelnen Züchtern ins Gespräch zu kommen und nicht zuletzt, die Umwelt der Zuchttiere kritisch zu betrachten. 37 Betriebe nahmen an der Prämierung teil, darunter in erster Linie die Höhenfleckviehzüchter. Durch namhafte Unterstützung der Kreisbehörde konnten in den vergangenen Jahren wertvolle

Tiere aus Süddeutschland eingeführt werden und mit Recht bezeichnete ein Preisrichter den Kreis als Erhalter und Schrittmacher der Höhenfleckviehzucht.

Nach Aussagen der Preisrichter war der Gesamteindruck der besichtigten Tiere und ihre Umwelt gut, wenn auch vereinzelt die Nachzucht noch etwas besser sein könnte. Der Kreis hatte 300 000 Franken für die Prämierung bereitgestellt.

d) Landestierschau

Die Landestierschau, an der auch Züchter des Kreises teilnahmen, fand in der Zeit vom 31. August bis 3. September in Lebach statt. Insgesamt erhielten die Züchter aus dem Kreise St. Wendel 22 erste Preise, 14 zweite Preise und 3 dritte Preise; 3 goldene, 2 silberne und 2 bronzene Medaillen. Die Züchter haben damit ihr Können unter Beweis gestellt. Allen voran steht die Schweinezucht hervorragend an der Spitze. Die Kosten für die Versicherung und Transport wurden von der Kreisbehörde getragen.

e) Milcherzeugung

Auch im Berichtsjahr hat die Produktion der Milch mengenmäßig eine Zunahme erfahren. Die Ablieferung an die Molkereien ist nur unwesentlich zurückgegangen. Insgesamt hat der Kreis eine Gesamterzeugung von 28 Millionen Kilogramm Kuhmilch.

f) Vieheinfuhr

Im Berichtsjahr wurden erstmalig durch die Viehhändler tbc- und bangfreie Tiere an Betriebe verkauft. Ca. 60 Tiere wurden auf diese Art eingeführt. Die Maul- und Klauenseuche-Betriebe wurden bei der Einfuhr vorrangig behandelt. Ca. 130 Tiere wurden durch Einfuhr, Auktionen und in anerkannten Viehhändlerställen gekauft. 15 Höhenflecktviertiere wurden in Riedlingen angekauft. Infolge der Entliberalisierungsmaßnahmen konnten nicht alle Wünsche erfüllt werden. Die Käufe wurden vom Referat Landwirtschaft vermittelt bzw. in Riedlingen selbst vorgenommen.

g) Kleintierhaltung

Gemeinsam mit dem Kreisvorsitzenden wurden Imkerstände und Hühnerzuchtbetriebe besichtigt, um das Ergebnis der Förderungsmaßnahmen der Kreisbehörde festzustellen.

h) Beihilfen

Der Kreis förderte die Landwirtschaft und Tierzucht auch finanziell durch Prämien und Beihilfen. Er verausgabte zu diesem Zwecke 4 674 674 Franken.

3. Kreisbuchstelle

Die 4. Arbeitstagung der landwirtschaftlichen Kreisbuchstelle, an der die Mitglieder und Interessenten des Buchstellengedankens teilnahmen, gab Anlaß zu regen Diskussionen und einem offenen Gespräch zwischen den Landwirten und der Kreisbehörde. Diese Tagungen sind nicht mit Versammlungen allgemeiner Art vergleichbar. Als im Jahre 1952 die Buchstelle eingerichtet wurde, dachte noch niemand daran, daß vier Jahre später auf Grund von Buchführungsergebnissen die Lage der Landwirtschaft und zu ergreifende Maßnahmen erörtert und gesetzlich verankert würden.

Es ist mit Hilfe der Buchführungsunterlagen erwiesen, daß die Mehrzahl der Betriebe die kalkulatorischen Posten nicht deckt. Die Witterungs-

verhältnisse verursachten Schwankungen der Erträge und damit des Wirtschaftserfolges. Untersucht wurden 20 Betriebe, die eine durchschnittliche Betriebsgröße von 15 ha haben.

Wenn man die geringen Arbeitserträge der untersuchten Betriebe betrachtet, so erkennt man, daß in manchen Betrieben ernste Mängel im wirtschaftlichen Gefüge bestehen und irgendwie beseitigt werden müssen. In vielen Fällen sind die Betriebe zu klein und parzelliert, um den Familien eine ausreichende Existenzgrundlage zu bieten.

Auf der landwirtschaftlichen Ertragsseite sind sicherlich noch Reserven vorhanden, die Kostenseite muß allerdings hier exakte Beachtung finden. Es wird allgemein beobachtet, daß die Unterschiede im Wirtschaftserfolg von Betrieb zu Betrieb in der Landwirtschaft wesentlich höher sind, als in der übrigen Wirtschaft. Die Gründe hierfür liegen in dem fast unlösbar erscheinenden Problem, die große Zahl von Betriebsleitern in der zweckmäßigen Durchführung von Betriebsorganisation und Wirtschaftsführung hinreichend zu beraten, zumal solche Maßnahmen durch die sehr verschiedenen standortsgebundenen Anforderungen ungemein erschwert werden.

Die Tagung unterstrich die großen Förderungsmaßnahmen der Regierung und des Kreises, man war sich einig, daß die Landwirtschaft ein Schutzbedürfnis verdient. Die Buchführungsergebnisse orientieren alle verantwortlichen Stellen sachlich und objektiv. Es steht fest, daß die noch zu bewältigenden Aufgaben nicht allein von der Landwirtschaft gemeistert werden können, die Betriebserfolge hängen ab von vielen berechenbaren aber auch unberechenbaren Voraussetzungen. Darüber hinaus sind die Verhältnisse so verschiedenartig, daß keine agrarpolitische Maßnahme geeignet ist, den Bedürfnissen unserer gesamten Betriebe zu entsprechen und ihnen allen befriedigende Entwicklungsmöglichkeiten zu sichern.

Das Ziel der eingerichteten Buchstelle ist es, den Betrieben zu helfen, ihnen Wege zu zeigen, die er gehen soll, um den Betrieb rationell zu bewirtschaften, den Hof krisenfest zu machen. Auf Grund dieser Ergebnisse ist auch eine Beratung der anderen Betriebe möglich.

4. Obst- und Gartenbau

Das Jahr 1957 war ein außergewöhnlich schlechtes Obstjahr. Nach den Ermittlungen des Statistischen Amtes betrug die Obsternte nicht ganz ein Viertel des Durchschnittes der Jahre 1950—1956. Der überaus starke Obstertrag des Jahres 1956, die Temperaturstürze in den extrem trockenen Monaten April und Mai des Berichtsjahres und damit der verhinderte Insektenflug und die strichweise Vernichtung der Obstblüte sind die Ursachen für das schlechte Obstjahr 1957.

Der Obstbau im Kreis St. Wendel ist ein ausgesprochener Selbstversorgerobstbau. Für einen intensiven Obstbau fehlen meistens die Voraussetzungen. Dort, wo geringere Fachkenntnisse ausreichen und vor allem die Schädlingsbekämpfung weniger kompliziert ist, wie beispielsweise im Beeren-Obstbau, läßt sich Obstbau zum Erwerb oder Nebenerwerb betreiben, vertreten. So ist der vermehrte Anbau von Erdbeeren (über 20 Morgen) und Schwarzen Johannisbeeren, vor allem in St. Wendel, Alweiler, Urexweiler, Tholey und Oberkirchen, zu begrüßen.

Die im Berichtsjahr gepflanzten Obstbäume sind zum Zwecke der Selbstversorgung in Hausgärten gepflanzt worden. Nur im Bereich der

Missionshausländereien wurde nach reiflicher Überlegung und gründlicher Bodenvorbereitung eine 4 Morgen große Meterstamm-Apfelanlage als Intensivanlage angebaut. Gepflanzt wurden rund 300 Bäume der Sorten James Grieve, Dr. Oldenburg, Cox Organe Renette, Goldparmäne und Jonathan. Dank dem Entgegenkommen des Missionshauses wird diese Anlage von der Kreisbehörde als weiteres Lehrmittel benutzt werden dürfen.

Die im Berichtsjahr im gesamten Kreisgebiet gepflanzten Marken-Obstbäume teilen sich wie folgt auf:

2502 Kernobstbäume, davon	845 Hochstämme,
	947 Meterstämme,
	710 Spindelbüsche.
844 Steinobstbäume, davon	413 Hochstämme,
	302 Meterstämme,
	129 Spindelbüsche.

Auffallend ist der starke Rückgang der Hochstämme gegenüber den früheren Jahren. Mehr und mehr setzt sich die Erkenntnis durch, daß Hochstämme nur noch für bestimmte Verhältnisse (Wiesen und Äcker) empfohlen werden können.

Neben der im Missionshausgelände angepflanzten neuen Meterstamm-anlage wird der Erdbeer Versuch im Gelände des Wendalinushofes das Interesse der obst- und gartenbautreibenden Kreisbevölkerung finden.

Mit Unterstützung des Kreises wurden die fünf Erdbeersorten „Regina“ „Soltwedel“, „Senga-Sengana“ und „Madam Montôt“ auf je 100 qm unter sonst gleichen Bedingungen angebaut. Der Versuch läuft 3 Jahre. Es geht darum, herauszufinden, welche der genannten Sorten bei gleichen Anbau-bedingungen die besten Erträge bringt.

Die 30 im Kreis vereinsmäßig betriebenen Süßmostereien hatten im Berichtsjahr so gut wie nichts zu tun. In den 19 Vereinsbrennereien wurden trotz der Mißernte 1791 Hektoliter Kernobstmaische zu 8955 Liter trinkbaren Alkohol und 2241 Hektoliter Steinobstmaische zu 2069 Liter trinkbaren Alkohol verbrannt.

Trotz des schlechten Obstjahres 1957 haben die Obst- und Gartenbauvereine Obstverwertungshäuser gebaut bzw. vergrößert in Oberkirchen, Oberlinxweiler, Gronig und Theley. In St. Wendel-Alsfassen, Namborn, Primstal, Remmesweiler, Sotzweiler-Bergweiler, Steinberg-Deckenhardt und Grügelborn wurden die Obstverwertungshäuser einer Generalüberholung und Desinfektion unterzogen. Beide Maßnahmen wurden durch den Kreis mit Geldmitteln unterstützt. Erstmals im Saarland wurden in den Obstverwertungsanlagen des Obst- und Gartenbauvereins St. Wendel-Alsfassen Beerenobstverwertungskurse durchgeführt, die von 60 Interessenten aus dem ganzen Saarland besucht waren.

An einem Buchführungskursus am 6. Februar nahmen Vertreter aus 30 Vereinen teil, um sich mit den steuerlichen Vorschriften vertraut zu machen.

Unterweisungen in den verschiedenen Pflegemaßnahmen an Obstbäumen und Sträuchern wurden in Obstbaumpflegekurse in 7 Gemeinden gegeben.

Die Frühjahrstagung der Obst- und Gartenbauer des Kreises am 27. Mai, die von Vertretern aus 52 Kreisgemeinden besucht war, bestand aus Unterweisungen in der Obstverwertung (Süßmosterei St. Wendel-Alsfassen), im Erdbeeranbau (Anlage Dr. Gräber, St. Wendel), im Obstbau (Wendalinushof St. Wendel).

Größere Versammlungen mit Fachvorträgen fanden in 11 Gemeinden statt, die alle gut besucht waren.

Darüber hinaus wurden in den 57 Obst- und Gartenbauvereinen des Kreises 96 Versammlungen mit fachlichen Unterhaltungen, 16 Gartenbegehungen und 11 Exkursionen nach außerhalb des Kreises durchgeführt. Nach Köln zur Bundesgartenschau fuhren ein Sonderzug des Kreisverbandes mit 560 Personen und 8 Omnibusse mit je 50 Personen = 1000 Personen. Es ist wohl erstmalig, daß aus dem Kreis St. Wendel 1000 Personen zu einer Gartenschau gefahren sind. Am Erntedankfest führte eine Lehrfahrt durch das Kreisgebiet.

Dem Vogelschutz wurde besonders durch eine gelungene Ausstellung von Vogelschutzgerätschaften des Obst- und Gartenbauvereins Bliesen gedient. Für die Fütterung der Vögel an verschiedenen Futterstellen trug die Kreisverwaltung auch im Jahre 1957 Sorge.

VIII. Gemeindewaldungen

1. Allgemeines

Die Waldfläche einiger Gemeinden hat sich durch Aufforstung von brachliegendem Ödland und durch Waldankauf etwas vergrößert. Die Forsteinrichtung (20jähriger Betriebsplan) in den Gemeindewaldungen von Winterbach, Alsweiler und Bliesen ist durchgeführt und von Gronig und Marpingen begonnen. Weitere Gemeindewaldungen werden folgen.

2. Holzeinschlag und Verwertung

Wirtschaftsjahr vom 1. 10. 1956 bis 30. 9. 1957

eingeschlagene Gesamtholzmenge	im Forstamtsbezirk	
	St. Wendel	Nohfelden
Derbholz	9 324 fm	2 700 fm
Reiserholz	272 fm	73 fm
Bruttoverkaufserlös insgesamt	36 013 970 Fr.	10 621 630 Fr.
Bruttoverkaufserlös je fm	3 863 Fr.	3 934 Fr.
Werbekosten	10 800 259 Fr.	2 160 030 Fr.
Erntekosten freier Erlös	25 213 711 Fr.	8 461 600 Fr.

Von 4 Gemeinden des Forstamtsbezirks St. Wendel wurden zweckgebundene Sonderhiebe durchgeführt, die eine Reineinnahme von 6 040 000 Franken brachten.

3. Kulturarbeiten

Im Forstamtsbezirk St. Wendel sind 17 ha neu aufgeforstet, 9 ha ältere Kulturen nachgebessert und 2 ha Niederwald umgewandelt worden. Es wurden verpflanzt:

82 500 Fichten,
18 600 Kiefern,
1 460 Lärchen,
250 Douglasien,
800 Roteichen,
50 Ebereschen,
1 300 Akazien,
7 200 Ei-Sämlinge,
7 000 Bu-Wildlinge.

163 ha ältere Kulturen und Dickungen wurden gepflegt und gereinigt. Die Kosten aller Kulturmaßnahmen belaufen sich auf rund 5 088 000 Franken.

Im Forstamtsbezirk Nohfelden sind 33,50 ha Kulturfäche aufgeforstet worden. Die Aufforstungsmaßnahmen erstreckten sich in erster Linie auf Ödlandflächen und auf die Umwandlung ertragloser Niederwaldflächen. Es wurden 155 800 Pflanzen verpflanzt, ferner 80 ha Kulturfäche gepflegt. Die Gesamtkosten betragen 5 749 863 Franken.

4. Wegebauarbeiten

Im Forstamtsbezirk St. Wendel wurden 4980 lfdm. Waldwege neu ausplanert und 7830 lfdm. ausgebessert und unterhalten. Im Forstamtsbezirk Nohfelden wurden 2550 lfdm. Waldwege neuausgebaut, verbreitert und ausgebessert, desgleichen 2090 lfdm. Seitenwege. Die Kosten für den Waldwegbau betragen 4 390 000 Franken für den Bezirk St. Wendel und 2 623 695 Franken für den Bezirk Nohfelden.

5. Forstschutz

Es sind keine nennenswerten anomale Schäden durch klimatische oder biologische Verhältnisse aufgetreten. Der Rehwildverbiss ist nach wie vor sehr stark und erfordert laufende Ausgaben für Schutzmaßnahmen.

IX. Kreissparkasse

1. Allgemeines

Die Krisenerscheinungen in Frankreich (wirtschaftliche Folgen des Suezunternehmens, Kolonialschwierigkeiten und Erschöpfung seiner Devisenvorräte, die zu einer 20prozentigen Währungsabwertung führten), blieben auf die Saarlwirtschaft nicht ohne nachteilige Auswirkungen. Durch die mit den Währungsmaßnahmen gekoppelten Einfuhrsperren Frankreichs kam die dringend gebotene Einfuhr deutscher Investitionsgüter gegen Jahresende fast ganz zum Erliegen. Hinzu traten die Folgen der Frankenabwertung, die an der Saar eine Flucht in die Sachwerte von bisher kaum gekanntem Ausmaß auslösten. Der starke Preisaufrtrieb führte zu ungewöhnlich hohen Abzügen von Sparkapital, die gewisse Einschränkungen im langfristigen Darlehensgeschäft zur Folge hatten. Die Sparkassen haben sich laufend bemüht, die Interessen der Sparer zu wahren.

Die wirtschaftliche Entwicklung im Kreis St. Wendel war durchweg befriedigend. Industrielle Produktionsstätten, sowie die Handwerks- und Gewerbebetriebe waren voll beschäftigt. Die Sparkasse konnte im abgelaufenen Jahr fast eine Milliarde Franken an mittel- und langfristigen Darlehen und Krediten, insbesondere an Gewerbebetriebe, zur Verfügung stellen. Infolge der unnatürlich starken Güternachfrage wurden im Einzelhandel, besonders in der zweiten Jahreshälfte 1957, Rekordumsätze getätigt.

2. Sparverkehr

Während bis etwa Jahresmitte ein kontinuierlicher Spareinlagenzugang zu registrieren war, setzte nach der Frankenabwertung ein Entsparungsprozeß ein, der bis Jahresende einen wirklich ernsten Umfang angenommen hatte.

Den 15 383 Einzahlungen auf Sparkonten in Höhe von 683,4 Mio. Franken standen 12 372 Auszahlungen mit 717,1 Mio. Franken gegenüber. Unter Hinzurechnung der Spareinlagenzinsen, die im Jahre 1957 = 66,8 Mio. Franken betragen, ergibt sich ein zahlenmäßiger Zugang von 33,1 Mio. Franken.

An neuen Sparkassenbüchern wurden 1287 Stück ausgestellt, während 916 Stück zur Auflösung kamen. Zum Jahresende 1957 verwaltete die Sparkasse auf 23 828 Sparkonten rund 2 001,3 Mio. Franken Spareinlagen. Das Durchschnittsguthaben eines Sparkontos beträgt 84 000 Franken, gegenüber 83 900 Franken zu Ende 1956. Von den insgesamt geführten 23 828 Sparkonten weisen 21 258 Stück = 89,2 Prozent ein Guthaben von unter 100 000 Franken auf. Auf je 3,5 Kreisbewohner entfällt ein Sparkassenbuch und im Durchschnitt auf jeden Kreisbewohner ein Guthaben von 24 100 Franken.

380 Sparkonten mit 334 819,97 Reichsmark konnten noch nicht in die Landeswährung umgestellt werden.

Im Prämiensparen stieg die Mitgliederzahl von 8650 auf 9590. Insgesamt wurden 362 700 Sparmarken im Gegenwert von 72,5 Mio. Franken von den Prämiensparern gekauft. 7853 Gewinne mit zusammen 9,4 Mio. Franken kamen zur Ausschüttung.

Das Schulsparen wird in 52 Schulen des Kreises St. Wendel betrieben. In mühsamer Kleinarbeit wurden mit Unterstützung der Eltern und der Lehrerschaft 2,9 Mio. Franken angespart, gegenüber 2,1 Mio. Franken im Vorjahr.

Mittels 1113 Heimsparbüchern kamen rund 1,1 Mio. Franken zur Einzahlung.

An Geschenkgutscheinen wurden 441 Stück ausgegeben, von denen 280 Stück, gleich 65 Prozent, Einlösung fanden.

Wie in den Vorjahren litt auch im abgelaufenen Geschäftsjahr das steuerbegünstigte Sparen an seiner wenig attraktiven Ausstattung. Ende 1957 bestanden noch 73 steuerbegünstigte Sparverträge mit 17,7 Mio. Franken Einlagen = 0,9 Prozent der Gesamtsparinlagen.

Insgesamt 105 Kassengutscheine in Höhe von 66,3 Mio. Franken wurden verkauft, wovon sich Ende 1957 noch 12 Stück in einer Gesamthöhe von 6,3 Mio. Franken im Verkehr befanden.

3. Depositen-, Giro- und Kontokorrentverkehr

Im Gegensatz zur Sparkapitalbildung war die Tätigkeit im kurzfristigen Geschäft erfolgreicher. Am 31. 12. 1957 bestanden 377 debitorische Konten und 4060 kreditorische Konten = insgesamt 4437 Girokonten. Der effektive Zugang beträgt 473 Konten = 12 Prozent des Jahresanfangsbestandes.

An Kontokorrent- und Depositenguthaben wurden zu Ende 1957 = 1 225,8 Mio. Franken unterhalten. Gemessen am Vorjahresbestand ergibt sich ein Zugang von 61,8 Mio. Franken. Unter den Giroeinlagen befinden sich 240 Mio. Franken Termin- und Festgelder.

Der Gesamteinlagenbestand belief sich auf 3 227,1 Mio. Franken, ohne Berücksichtigung der verwalteten 1,3 Mio. Franken treuhänderischer Mittel. Gegenüber dem Vorjahr ist ein Zuwachs von 95 Mio. Franken = 3 Prozent eingetreten.

Die Umsätze der Kontokorrentkundschaft betragen im Jahre 1957 = 16,4 Mia. Franken, gegenüber 13,7 Mia. Franken im Vorjahr; somit eine Steigerung von 2,7 Mia. Franken = 20 Prozent.

An Diskontwechselln, Einzugswchselln und Einzugsschecks wurden 41 585 Stück mit einer Gesamtsumme von 4424 Mio. Franken bearbeitet. Stückzahlmäßig wurde das Vorjahresergebnis erreicht, während betragsmäßig eine Steigerung von 12 Prozent eingetreten ist.

4. Kredit- und Darlehnsgeschäft

Trotz der ungünstigen Spareinlagenentwicklung konnte die Sparkasse alle von ihrer Kundschaft an sie gestellten Kredit- und Darlehnswünsche — soweit sie vertretbar waren — erfüllen. Der Vorstand bewilligte 2041 Kredite und Darlehen in einer Gesamtsumme von 1754,4 Mio. Franken, davon 238 Darlehen mit 309,6 Mio. Franken aus Staatsmitteln.

a) Kontokorrentkredite

An genehmigten und der Kundschaft zugesagten Kontokorrentkrediten waren am Jahresende ohne die Kaufkredite 464 Stück mit einer Summe von 348,2 Mio. Franken registriert. Am Jahresende waren insgesamt 377 Kontokorrentkredite mit 218,9 Mio. Franken in Anspruch genommen, das sind 62,9 Prozent der genehmigten Kredite bzw. 17,9 Prozent der Giroeinlagen. Der Durchschnittsbetrag eines Kontokorrentkredites betrug 580 000 Franken. Der Durchschnittsbetrag aller Kredite und Darlehen (ohne Kommunaldarlehen und Wechseldiskontkredite) belief sich auf 527 000 Frs.

b) Wechseldiskontkredite

Insgesamt wurden 4472 Wechsel im Gesamtbetrage von 576,1 Mio. Franken diskontiert. Der Durchschnittsbetrag eines Diskontwechsels betrug etwa 124 000 Franken. Die Sparkasse war durch ihre gute Liquiditätslage nicht veranlaßt, Rediskontmöglichkeiten in Anspruch zu nehmen.

c) Kaufkreditgeschäft

Mit Rücksicht auf die Folgen der durch die Frankenabwertung ausgelösten übernormalen Konsumgüternachfrage hat die Sparkasse das Kaufkreditgeschäft in der zweiten Jahreshälfte sehr stark eingeschränkt. Es wurden 799 Kaufkredite im Gesamtbetrag von 75,8 Mio. Franken ausbezahlt, gegenüber 992 Einzelkredite mit 93,1 Mio. Franken im Vorjahr. Insgesamt führte die Sparkasse zum Jahresende 725 Einzelkredite im Gesamtbetrag von 41,6 Mio. Franken. Gemessen am Vorjahr bedeutet dies ein Rückgang von etwas über 25 Prozent. Im Durchschnitt beläuft sich die Höhe eines Kaufkredites auf 57 300 Franken. Im allgemeinen waren die Rückzahlungen noch zufriedenstellend; jedoch gegenüber dem Vorjahr etwas weniger termingerecht.

d) Mittelfristige Darlehen

An ihre mittelständische Kundschaft aus Handel, Handwerk und Gewerbe hat die Sparkasse Investitionskredite in Höhe von fast 120 Mio. Franken mit einer Laufzeit zwischen 5 und 10 Jahren zur Verfügung gestellt. Die verbilligten Kredite der Regierung für das Handwerk und das Fremdenbeherbergungsgewerbe von etwas über 30 Mio. Franken sind in dieser Summe enthalten.

e) Langfristiges Darlehnsgeschäft

Aus eigenen und fremden Mitteln wurden 703,3 Mio. Franken an langfristigen Darlehen ausgeliehen. Damit wurde das Ergebnis des Vorjahres um fast 170 Mio. Franken übertroffen. An Wohnungsbaudarlehen befanden sich unter diesen Ausleihungen 710 Darlehen mit rund 500 Mio. Franken. Rund 20 Mio. Franken konnten als Heimkehrerdarlehen ausbezahlt werden. Für 102 Darlehnsnehmer konnten Zinszuschüsse der Regierung auf rund 80 Mio. Franken Wohnungsbaudarlehen erwirkt werden.

Auch im Jahre 1957 war die Sparkasse der größte Finanzträger des örtlichen Wohnungsbaues.

f) Sonstige Darlehen

Das Kleindarlehnsgeschäft verzeichnete 540 Schuldscheindarlehen im Betrag von 109,6 Mio. Franken. Diese Kleindarlehen, die im Durchschnitt um 100 000 Franken liegen, werden von der Kreisbevölkerung gern in Anspruch genommen und erfahren im allgemeinen eine prompte Rückzahlungsbedienung.

g) Gemeindedarlehen

23 Kommunaldarlehen von zusammen 88,1 Mio. Franken mit Laufzeiten bis zu 15 Jahren wurde den Zivil- und Kirchengemeinden des Kreises zur Verfügung gestellt.

h) Gesamtausleihungen

Am 31. 12. 1957 verzeichnete die Sparkasse im Kredit- und Darlehns-geschäft einschließlich der Regierungsdarlehen, aber ohne die Wechseldiskontkredite, 5033 Gesamtausleihungen mit 2810,8 Mio. Franken. Die Gesamtausleihungen sind gegenüber dem Vorjahr um rund 520 Mio. Franken gestiegen und wiederum ausschließlich bei den mittel- und langfristigen Darlehen. Unter Außerachtlassung der Kundenkredite haben sich die Gesamtausleihungen stückzahlmäßig um 423 erhöht.

5. Allgemeine Geschäftsentwicklung

Die Buchungsposten betragen 1 341 033. Vorjahresergebnis: 1 051 980, Steigerung = 27 Prozent. Arbeitstägig waren somit rund 4500 Buchungsposten angefallen, gegenüber 3500 im Vorjahr. Unter Berücksichtigung der DM-Verkäufe und der Abgabe von Prämiensparmarken sind im Tagesdurchschnitt insgesamt etwa 1200 Kunden bedient worden.

Der bare Kassenumsatz bei der Hauptstelle betrug 4 Mia. Franken, gegenüber 3,6 Mia. Franken im Vorjahr, Steigerung = 11 Prozent. Der Gesamtumsatz auf einer Hauptbuchseite ohne Saldo-vortrag erhöhte sich gegenüber dem Vorjahr um 6 Mia. Franken auf 47,6 Mia. Franken, was einer Steigerung von 14 Prozent entspricht.

Die Bilanzsumme erreichte knapp 5 Mia. Franken, gegenüber 4,3 Mia. Franken im Jahre 1956.

Im Spargiroverkehr wurden 194 432 Kundenaufträge in einer Gesamthöhe von 9211 Mio. Franken ausgeführt. Trotz der Reduzierung der Devisenkontingente blieb der DM-Verkauf nicht allzu viel hinter dem des Vorjahres zurück. Es wurden an 50 400 Personen 6,3 Mio. DM im Gegenwert von etwa 550 Mio. Franken verkauft. Es wurden 1262 (1187) Einfuhr-lizenzen domiziliert, 7646 (4416) Überweisungen für Warenimporte usw. vorgenommen, sowie 12 514 (7947) Transferierungen von Grenzgängerlöhnen durchgeführt.

6. Liquidität

Wie seit Jahren, hat die Sparkasse auch im Jahre 1957 großen Wert auf eine ausreichende Liquiditätshaltung gelegt. Die außerordentlichen Anforderungen, die anlässlich der 20prozentigen Abwertung des Franken an die Sparkasse in dieser Hinsicht gestellt worden sind, bereiteten ihr keinerlei Schwierigkeiten.

7. Ertragslage

Bei fast unverändert gebliebenen Zinssätzen — lediglich die Kontokorrentzinsen erfuhren ab 1. 10. 1957 eine Erhöhung — sowie einer hohen Liquiditätshaltung ist das Jahresergebnis zufriedenstellend. Die Ertrags-

lage gestattete es, die erforderlichen Abschreibungen, Rückstellungen und Wertberichtigungen in ausreichender Höhe zu dotieren und die Sicherheitsrücklage entsprechend aufzustocken.

8. Zweigstellen

Die 22 Zweigstellen im Kreisgebiet sind teilweise weiter ausgebaut und modernisiert worden. Die Umsätze bei allen Zweigstellen sind weiterhin gestiegen; der Zweigstellenneubau in Türkismühle wurde Anfang des Jahres 1958 fertiggestellt. In Tholey und Namborn wurden günstig gelegene Objekte erworben, deren Ausbau zu Sparkassenzwecken im Jahre 1958 durchgeführt werden soll.

9. Vorstand, Verwaltung, Revision, Personal

Der Vorstand der Kreissparkasse St. Wendel hat in 11 Sitzungen insgesamt 1987 Kredit- und Darlehnsbewilligungen in einer Gesamtsumme von 1178,3 Mio. Franken ausgesprochen.

Daneben wurden von den Herren des Vorstandes die satzungsmäßig vorgeschriebenen Revisionen vorgenommen. Die laufende Überwachung und Prüfung des Betriebes wurde durch die Revisionsabteilung der Sparkasse durchgeführt. Die Sparkasse beschäftigt 64 Personen und 10 Zweigstellenverwalter nebenberuflich.

Das abgelaufene Geschäftsjahr 1957 war kein gutes Sparjahr. Dennoch hat die Sparkasse ihre Position bemerkbar verbessern können.

Mit Genugtuung kann festgestellt werden, daß sie durch ihre Tätigkeit auch im Jahre 1957 wiederum einigen hundert Kreisbewohnern zum Erwerb von Eigentum verhelfen, Handel, Handwerk, Gewerbe und Landwirtschaft in ihren finanziellen Anliegen eine starke Stütze und den sozial schwächeren Bevölkerungsschichten Helfer in unendlich vielen Notfällen sein konnte.

Für das ihr bisher entgegengebrachte Vertrauen dankt die Sparkasse von ganzem Herzen all ihren Kunden und Geschäftsfreunden. Auch im eben begonnenen 100. Geschäftsjahr, wie in weiterer Zukunft, wird sich die Sparkasse bemühen, ihrer gemeinnützigen Aufgabe gerecht zu werden.

Die Hilfe der Sparkasse wird jedoch nur dann im bisherigen Umfang möglich sein, wenn das Vertrauen der Bevölkerung in die Währungsstabilität wieder vorhanden sein wird und der Staatsbürger sich darauf verlassen kann, daß seine Spargelder im Werte erhalten bleiben.

X. Finanz- und Steuerwesen

Das Rechnungsjahr 1957 ist trotz der Preisbewegungen, welche der Frankenabwertung folgten, planmäßig verlaufen. Der ordentliche Kreishaushalt hatte einen Gesamtumsatz von 222 795 339 Franken, der außerordentliche von 8 070 830 Franken. Die Gemeinden leisteten zu dem ordentlichen Haushalt eine Kreisumlage von 3 Prozent der Grundsteuer, Gewerbesteuer und der Schlüsselzuweisungen, insgesamt 30,7 Mill. Franken. Als eigene Schlüsselzuweisungen erhielt der Kreis aus der Landeshauptkasse 109,5 Mill. Franken und seine eigenen Steuern brachten ihm 8,8 Mill. Franken ein. Der Kreis konnte neben seinen gesetzlichen Ausgaben noch freiwillige Leistungen von rd. 36 Mill. Franken leisten, die vorwiegend der Landwirtschaft und kulturellen und sozialen Zwecken zugute kamen. Ein Soll-Überschuß von 39,7 Mill. Franken erleichterte den Ausgleich des Haushalts für 1958, dessen Ausgaben infolge der Geldentwertung höher steigen

werden als die Einnahmen. Das Kreisvermögen hat sich auf 491 Mill. Franken erhöht (= 5914 Franken je Einwohner). Die Schulden betragen noch 7,9 Mill. Franken (= 96 Franken je Einwohner).

XI. Gemeindeaufsicht und Prüfung

1. Änderung von Gemeindegrenzen

Der bisher zur Gemeinde Remmesweiler gehörige Ortsteil „Habenichts“ ist mit Wirkung vom 1. 5. 1957 in die Gemeinde Urexweiler eingegliedert worden. Die Grenzen der 1946 neu entstandenen Gemeinde Türkismühle wurden festgesetzt. Der Antrag auf Eingliederung der Bleichbacher Mühle (Gemeinde Leitersweiler) in die Gemeinde Grügelborn wurde abgelehnt.

2. Gemeinderäte

Die Gemeinderatswahl in Überroth-Niederhofen war von dem Verwaltungsgericht für ungültig erklärt worden. Am 15. 12. 1957 fand eine Neuwahl statt. Ein Verfahren wegen Anfechtung der Gemeinderatswahl in Alsweiler schwebt noch. Zwei Bürgermeister (in Oberthal und Schwarzenbach) sind verstorben. Im Laufe des Berichtsjahres haben stattgefunden: 1022 Gemeinderatssitzungen mit 5483 Punkten, 12 Verwaltungsratssitzungen mit 70 Punkten und 23 Zweckverbandssitzungen mit 100 Beratungsgegenständen.

3. Ortssatzungen, Gebührenordnungen und Genehmigungen

Es wurden bearbeitet und genehmigt:

- 3 Satzungen von Zweckverbänden,
- 26 Kanalsatzungen mit Gebührenordnung,
- 8 Satzungen betr. Wasserversorgung und 11 Gebührenordnungen,
- 4 Satzungen betr. Müllabfuhr mit Gebührenordnung,
- 4 Satzungen betr. die Reinigung öffentlicher Wege und Plätze,
- 15 Friedhofsordnungen,
- 1 Schlachthofgebührenordnung,
- ferner verschiedene Änderungen.

Die Gemeinden verkauften mit Genehmigung 13,2 ha Grundbesitz und vertauschten 4,2 ha Gemeindeland gegen 9,2 ha Privatbesitz; ferner verkauften sie ein altes Volksschulhaus und 7 Wohnhäuser.

4. Steueraufkommen der Gemeinden

Das Steueraufkommen aller Gemeinden zusammen betrug:

Grundsteuer A	45,6 Mill. Franken
Grundsteuer B	40,1 Mill. Franken
Gewerbesteuer	230,2 Mill. Franken
Schlüsselzuweisungen	787,3 Mill. Franken

5. Schulden der Gemeinden

Die Gesamtverschuldung stieg um 122 Mill. Franken auf 615,9 Mill. Franken. Die Darlehnschulden entfallen ihrem Zweck entsprechend auf:

Straßenbau, Kanalisation	18,6 Mill. Frs. = 15,2 %
Wasserwirtschaftliche Maßnahmen	7,0 Mill. Frs. = 5,7 %
Volksschulhausbau	17,5 Mill. Frs. = 14,4 %
Berufsschulhausbau	9,5 Mill. Frs. = 7,8 %
Sozialer Wohnungsbau	22,6 Mill. Frs. = 18,5 %

Baulanderschließung	22,0 Mill. Frs. = 18,0 %
Sportplatzanlagen	2,0 Mill. Frs. = 1,7 %
Gemeinschaftshäuser	22,8 Mill. Frs. = 18,7 %

Ein Teil der Darlehen sind verbilligte Regierungsdarlehen, zu anderen hat die Regierung Zinszuschüsse genehmigt. Die Bürgschaftsverpflichtungen der Gemeinden sind um 25,4 Mill. Franken gestiegen auf 41 Mill. Franken. Die Rücklagen betragen 210 Mill. Franken.

6. Gemeindeprüfungsamt

Neben der Gemeindeaufsicht hat das Gemeindeprüfungsamt das Haushalts-, Kassen- und Rechnungswesen der Gemeinden, Ämter und Zweckverbände geprüft. Daneben oblagen ihm die Aufgaben des Rechnungsprüfungsamtes für den Kreis St. Wendel.

XII. Bezuschufte Baumaßnahmen der Gemeinden

Nachstehend folgt ein Überblick über die Baumaßnahmen der Gemeinden, die mit Staatszuschüssen und Bedarfszuweisungen bedacht worden sind (Zahlen in Millionen Franken):

Gruppe	Zuschußprogramm 1957 nach der Finanzierung			Zuschußprogramm 1958 nach der Planung		
	Gesamtkosten	Eigenleistung	Finanzhilfe	Gesamtkosten	Eigenleistung	Finanzhilfe
Straßen	273,3	87,8	185,5	139,2	70,1	69,1
Ortsdurchfahrten	10,9	2,6	8,3	37,0	18,8	18,2
Brücken	4,5	2,2	2,3	4,0	2,0	2,0
Kanäle	98,2	34,9	63,3	63,3	34,9	28,4
Kläranlagen	60,0	20,9	39,1	36,0	12,3	23,7
Baulanderschließung	—	—	—	43,0	24,0	19,0
Trinkwasserversorgung	172,5	41,5	131,0	60,6	35,7	24,9
Volksschulen	645,2	196,9	448,3	463,0	219,7	243,3
Sonstiges	87,5	10,0	77,5	20,0	10,0	10,0
Insgesamt:	1352,1	396,8	955,3	866,1	427,5	438,6

XIII. Bundestagswahl

Die Bundestagswahl vom 15. 9. 1957 hatte für den Kreis St. Wendel folgendes Ergebnis:

Wahlberechtigte	51 016
Zahl der Wähler	46 997
Gültige Erststimmen	44 845
Ungültige Erststimmen	2 152

Von den gültigen Erststimmen entfallen auf:

CDU	19 332 = 43,2 %
FDP/DPS	4 079 = 9,1 %
CSU	9 376 = 21,0 %
SPD	11 146 = 24,8 %
BdD	209 = 0,4 %
DP	467 = 1,0 %
DRP	236 = 0,5 %

Die Zweitstimmen erbrachten nur geringfügige Abweichungen gegenüber den Erststimmen.

Schlußwort

Diese Kurzfassung des Verwaltungsberichts zeigt die Fülle der Aufgaben der Verwaltung. Wie alljährlich schließe ich diesen Bericht mit besonderem Dank an die Landesregierung und die Regierungsdienststellen für das erwiesene Entgegenkommen, an die Vertreter im Kreisrat und Kreisausschuß, an alle Mitarbeiter anderer Dienststellen und nicht zuletzt an die Bediensteten der staatlichen und kommunalen Kreisverwaltung.

Das Jahr 1957 war ein erfolgreiches Jahr. In seiner zweiten Hälfte zeigten sich die ersten Anzeichen der Frankenkrisis. Die Maßnahmen für den Übergang in das DM-Wirtschaftsgebiet und die allmähliche Angleichung an die bundesdeutsche Gesetzgebung werden der Verwaltung noch manche schwierige Aufgaben stellen.

